Engelhorns Roman-Bibliothek

Ossip Schubin

Bravo rechts

Engelhorns Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

Alle 14 Tage erscheint ein Band

Preis jedes Bandes 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Über „Engelhorns Romanbibliothek" schreibt der „Hamburgische Correspondent": Das ist ein Unternehmen, das in jeder Weise gefördert zu werden verdient! Als vor nun mehr denn neunundzwanzig Jahren die ersten roten Bände erschienen, mag mancher kurzsichtige und Engherzige den Kopf geschüttelt haben über das tolle Wagstück, wirklich gute und wertvolle geistige Kost zu so billigen Preisen zu verabreichen. Wenn man heute auf die lange Reihe von Jahren zurückblickt, wie viel ist da nicht schon erreicht! Fast kein Haus, keine Familie, wo die soliden Bände nicht ihren Einzug gehalten hätten; fast keine, noch so klein angelegte Privatbibliothek möchte die sich so freundlich präsentierenden roten Freunde aus ihrer Mitte missen. Und doch, noch gibt es viel zu tun! Noch gibt es Häuser, in denen die vermorschten und verrotteten Hintertreppenromane lieber gelesen werden. Hier wäre es Pflicht jedes Nächststehenden, die giftige Saat zu verdrängen und an ihre Stelle die gesunde und durchweg gute Kost der „Engelhornschen Romanbibliothek" zu legen. Der glücklich Geheilte wird, wenn er erst klar sieht, dem freundlichen Helfer sicher Dank wissen.

Sämtliche in unsrer Sammlung bisher erschienenen Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Wegen Raummangels können hier nur die nachstehend aufgeführten Romane angezeigt werden; ein vollständiges Verzeichnis steht jederzeit gratis und franko zu Diensten.

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Ein Echo. Von Ida Boy-Ed. 2 Bände.

Ein Dieb in der Nacht. Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.

Lebensfrühe. – Verloren' Land. Zwei Erzählungen von Margarete von Oertzen.

Das spanische Halsband. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Dornröschen. Von Georg Wasner.

Der Mann auf dem Bock. Von Harold Mac Grath. Aus dem Englischen.

Erlachhof. Von Ossip Schubin. 2 Bde.

Aus Sturm und Not. Von Jérome und Jean Tharaud. Aus d. Französisch.

Fanny Lambert. Von Henry de Vere Stacpoole. Aus dem Englischen.

Der Emigrant. Von Paul Bourget. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Bibelhase. Von Ernst von Wolzogen.

Die Herberge zum Silbernen Mond. Von Hermann Knickerbocker Vielé. Aus dem Englischen.

Die Hoermanns. Von Carl Busse. 2 Bände.

Die Leuchter des Kaisers. Von Baroneß Orczy. Aus dem Englischen. (In Österreich verboten.)

Herz und Handwerk. Von Paul Bourget. Aus dem Französischen.

Carlotta. Von William J. Locke. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Prinzgemahl. Von Paul Oskar Höcker.

Jenseits der Wirbel. Von Elinor Glyn. Aus dem Englischen.

Vater. Von Georg Wasner. 2 Bände.

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Der rote Kurs. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der alte Timm und seine Nachbarn. Von Marie Diers.

Hugo. Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.

Armer Henner . . . Von Richard Skowronnek. 2 Bände.

Der unreine Geist. Von Semène Zemlak. Aus dem Französischen.

Naturgewalten. Von Helene Raff.

Die jüngste Miß Mowbray. Von S. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Liebe Mädchen. Von Käthe Sturmfels. Drei Novellen.

Meeresgold. Von George Bronson-Howard. Aus dem Englischen.

Eva, wo bist du? Von Fedor von Zobeltitz. 2 Bände.

Was sich in dem Gasthaus begab. Von Kate Douglas Wiggin u. a. Aus dem Englischen.

Das goldene Schiff. Von Paul Oskar Höcker.

Daphne. Die Geschichte einer modernen Ehe. Von Mrs. Humphry Ward. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Gräfin Polly. Von Palle Rosenkranz. Aus dem Dänischen.

Romeo und Julia im Albanergebirge. Von Richard Voß.

Eine Energiekur. Von Daniel Lesueur. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Das Hohelied des Lebens. Von A. von Klinckowstroem.

Montana. Von Wm. Wallace Cook. Aus dem Englischen.

Lena Küppers. Von Carl Busse. 2 Bde.

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Die Faust des Riesen. Von Rudolph Stratz. 2 Bände.

Das Paradies der Erde. Von Ida von Gersdorff.

Onkel William. Von Jennette Lee. Aus dem Englischen.

Der Kampf um den Mann. Von Carry Brachvogel. 2 Bände.

Der meergrüne Wandschirm. Von Edgar Franklin. Aus dem Englischen.

Vor den großen Mauern. Von Katharina Zitelmann.

Entgleist. Von S. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die Kleine. Von André Lichtenberger. Aus dem Französischen.

Paul Becks Gefangennahme. Von M. Mc Donnell Bodkin. Aus dem Engl.

Schweigen im Walde. Von Richard Skowronnek. 2 Bände.

Das Gespenst. Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.

Lichterfelderstraße Nr. 1. Von Hanns von Zobeltitz.

Die Primadonna. Von F. Marion Crawford. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Angst und Emma und andere Geschichten. Von Georg Hirschfeld.

Übertrumpft. Von Samuel M. Gardenhire. Aus dem Englischen.

Lebende Bilder. Von Paul Oskar Höcker. 2 Bände.

Fatme. Von Börge Janssen. Aus dem Dänischen.

Die Geschichte einer wandernden Liebe. Von Marie Diers.

Mein Freund der Chauffeur. Von E. N. und A. M. Williamson. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Achtundzwanzigster Jahrgang

Hardy von Arnbergs Leidensgang. Von Ida Boy-Ed. 2 Bände.

Die gefeierte Erzählerin hat wieder mit glücklicher Hand einen Griff ins Volle getan. Den Dornenpfad eines zarten jungen Mädchens aus verarmtem Adel, das aus Not den aufreibenden Beruf einer Telephonistin ergriffen hat und sich mit heldenhafter Tapferkeit durch das grausame Schicksal getäuschter Liebe zu Glück und Frieden hindurchkämpft: diesen ergreifenden Stoff hat Ida Boy-Ed mit all ihrem Reichtum an Beobachtung, Geist und Kunst zu einem Lebensbilde von fesselnder Wirkung ausgestaltet.

Der Fall von Millbank. Von G. D. Eldridge. Aus dem Englischen.

In überaus packender Weise geht diese Erzählung der Aufklärung eines geheimnisvollen Verbrechens nach. Psychologische Vertiefung und verfeinerte Schreibweise erheben den Roman weit über das Niveau der gewöhnlichen Kriminalgeschichte.

Kismet. Von **Severin Lieblein.** Aus dem Norwegiſchen.

Vertreter der drei größten Nationen Europas werden in dieſem ebenſo originellen wie unterhaltſamen Roman, der in Marokko ſpielt, in treffender humoriſtiſcher Weiſe einander gegenübergeſtellt. Die ausgezeichnete Schilderung des ſeit Jahren im Vordergrund des Intereſſes ſtehenden Landes verrät den ſcharfen Beobachter und feſſelt das Intereſſe des Leſers in hohem Grade.

Die ſchöne Meluſine. Von **Viktor v. Kohlenegg.** 2 Bände.

Dieſer hochbedeutſame Roman iſt ein hinreißendes Werk der Menſchenſchilderung vor dem Hintergrunde des meiſterhaft gezeichneten Berlin vom Jahre 1890. Mit innerſtem ſeeliſchem und geiſtigem Geſpanntſein wird der Leſer die Lebensgänge aller dieſer feinen, klugen, leidenſchaftlichen und humorigen Menſchen verfolgen.

Die Schatzinſel. Von **L. J. Vance.** Aus dem Engliſchen.

Die Lektüre dieſes brillant geſchriebenen Abenteuerromans, der ſich durch eine atemlos ſpannende, von prächtigen Naturſchilderungen umſpielte Handlung auszeichnet, wird jedem einige unterhaltende und erfriſchende Stunden bereiten. Die phantaſievolle Erzählung ſpielt an den Ufern des Golfes von Mexiko.

Komödianten. Von **Carry Brachvogel.**

„Wir alle brauchen ein wenig Komödiantentum, ein bißchen Spiel vor uns und mit uns, um die Nüchternheiten des Daſeins zu ertragen und die Erlebniſſe zum Begebnis zu ſteigern.“ Dieſer Gedanke iſt das Leitmotiv des vorliegenden Bandes, in dem die Verfaſſerin ihrer überlegenen Menſchenkenntnis und Beobachtungsgabe in einer überaus feſſelnden, durch köſtliche Satire belebten Darſtellung Ausdruck verleiht.

Die ſtolze Katharina. Von **S. M. Croker.** Aus dem Engliſchen. 2 Bände.

Beſonders die Nebenfiguren ſind es, die in dieſem ſchickſalſchweren Roman eines jungen Mädchens durch ihre überraſchend lebenswahre Zeichnung von neuem die unerſchöpfliche Fülle von Mrs. Crokers Erfindung, ihre tiefe Kenntnis von Land und Leuten und ihren echt angliſkaniſchen Humor in ſtrahlendem Licht erſcheinen laſſen.

Die verſchwundene Frau. Von **Max Dürr.**

Eine originelle Erzählung voll drolligſter Verwicklungen, bei aller Harmloſigkeit von Anfang bis zu Ende ſpannend geſchrieben und außerordentlich unterhaltend. Mit gutmütiger Satire wird die geſtrenge Obrigkeit eines kleinen Städtchens verſpottet, die ſich in der Entdeckung und Verfolgung eines vermeintlichen Mords einen köſtlichen Schwabenſtreich leiſtet.

Das gaſtliche Haus. Von **J. W. Tompkins.** Aus dem Engliſchen.

Der Widerſpenſtigen Zähmung — ſo könnte man das Thema dieſes allerliebſten Romans nennen, der ſich in dem Hauſe eines Nervenarztes abſpielt und durch einen unerſchöpflichen, von warmer Menſchenliebe durchleuchteten Humor auszeichnet.

Der gemordete Wald. Von **Fedor von Zobeltitz.** 2 Bände.

Ein ungewöhnlich höchſt ſpannender Bauernroman aus der Mark, der die knorrige Eigenart jenes vielverkannten Menſchenſchlags mit ſtarker Geſtaltungskraft und einem Reichtum an feinen Zügen ſchildert.

Ein Gemeindekind. Von **T. Combe.** Aus dem Franzöſiſchen.

Voll lebhafter Anteilnahme und Spannung leben wir die erſchütternde Jugend dieſes Gemeindekindes mit und genießen dabei in vollen Zügen die tiefe Seelenkenntnis, warme Menſchenliebe und kraftervüllte Sprache des Autors.

Paſtings Duve. Von **Marianne Mewis.**

Humor und Ernſt kommen in dieſem überaus feſſelnden Liebes- und Familienroman, deſſen Hintergrund der gewandt verwertete mecklenburgiſche Verfaſſungskonflikt bildet, in gleichem Maße zu ihrem Recht, und der nicht ganz gerade, aber ſtets ſichere Flug des „Paſtorstäubchens“ zu ſeinem heiß erſehnten Ziele iſt zum Ergötzen gut der Natur abgelauſcht.

Raffles als Richter. Von **E. W. Hornung.** Aus dem Engliſchen. 2 Bände.

Die großartigen Abenteuer des famoſen Gentleman-Gauners, den unſere Leſer ſchon in „Die ſchwarze Maske“ und „Ein Einbrecher aus Paſſion“ kennen gelernt haben, nehmen hier ihren Fortgang, wobei ſich zeigt, daß die nachtſchwarze Seele des Helden bei aller Verruchtheit dennoch einige tröſtliche Lichtpunkte aufweiſt, die nur dazu angetan ſein werden, die große Zahl ſeiner unbedingten Verehrer zu vermehren.

Cenzi von der blauen Genziane. Von **Richard Voß.**

Brauſend, klar und hart weht die Höhenluft durch dieſe erſchütternde Geſchichte einer alles vernichtenden Leidenſchaft und eines ſie überwindenden Liebestods, in vollen Akkorden, wie nur Voß ſie zu greifen verſteht.

Bravo rechts!

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

Band 9/10

Dreißigster Jahrgang

Bravo rechts!

Eine luſtige Sommergeſchichte von

Oſſip Schubin

Stuttgart 1913
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Erstes Kapitel

Arme Dita!

Zweiundzwanzig Jahre alt, nicht bucklig, nicht rothaarig, nicht blatternarbig — und noch kein Bukett bekommen, außer von einer Dame, keinen Heiratsantrag, außer im Konditional und von einem enthusiastischen Greis, und nicht das kleinste, allerkleinste Liebesabenteuer erlebt — arme Dita!"

So spricht in jenem herblustigen Tone, der eher Anlagen zum Galgenhumor, als ein besonders heiteres Temperament verrät, die Heldin dieser einfachen Geschichte und sitzt dabei in einer Stellung, die große Schwindelfreiheit bedingt, auf der Brüstung eines offenen Fensters.

„Zweiundzwanzig Jahre alt!" fährt sie fort und schlingt die Arme um ihre Kniee, „zweiundzwanzig Jahre! und ein Herz wie eine Visitenkarte — nichts darauf zu lesen, als mein eigener Name: Dita Nikoltschjani! Möcht' wissen, ob ich sterben werde, ohne das große Geheimnis ergründet zu haben. Sag, Mina, wann warst du zum erstenmal verliebt?"

Die also Angeredete, eine Dame mit dem heiteren Gesichtsausdruck und blühenden Teint, dessen sich verheiratete Vierzigerinnen nur kinderlos, unverheiratete aber nur dann erfreuen, wenn ihnen das Leben jeg-

lichen tiefen Herzensverdruß erspart hat, tritt soeben, einen kleinen Federbesen in der Hand, in das Zimmer. Ein Ausruf des Entsetzens entfährt ihr: „Dita, du sitzest ja da, wie Gretchen im Kerker!“

„Möchte wissen, an was ich mich im Kerker erinnern sollte!“ bemerkt Dita düster, „an den italienischen Principe etwa, der mir in Nizza bei meinem letzten Ball mein Kleid entzwei getanzt hat? Das war beinahe eine dramatische Situation, aber die Vorsehung zischte das Stück aus und der Vorhang fiel nach dem ersten Akt. Ein sehr schwarzer Vorhang, armer Papa!“

„Warum armer Papa?“ fragt die ältere Dame, die indessen mit ihrem Federbesen an der verglasten und eingerahmten Photographie eines Genieoffiziers herumputzt.

„Weißt du's denn nicht?“ erwidert Dita, „noch denselben Morgen, als ich nach Hause kam und kaum mein zerfetztes Kleid heruntergestreift hatte, erhielt ich telegraphisch die Nachricht, er sei todkrank. Ich reiste natürlich mit dem nächsten Zug nach P... zurück, traf ihn gottlob noch lebend an, und hatte den kümmerlichen Trost, ihn pflegen zu können, ehe er starb. Du begreifst wohl, daß ich daraufhin mein ruiniertes Ballkleid samt dem hübschen Principe vergaß, er kam mir heute zum erstenmal wieder in den Sinn.“

„Wie hieß er denn?“ fragt das Fräulein, und ein erregtes Vibrieren um ihre gutmütigen Lippen zeigt, daß sie mit altjüngferlichem Scharfblick einem Stückchen lebendig begrabener Romantik nachwittert.

„Hieß ...? wer?" fragt Dita zerstreut.

„Nun, dein ungeschickter Prinz."

„Ach der! ... Capito hieß er, Zino Capito, und war der schönste, ungezogenste und liebenswürdigste Mensch, der mir je begegnet ist!"

„Capito ... Mutter eine Wolfberg ... Herrschaften in Ungarn ..., hat früher bei den Neuner Husaren gedient" — sinnt das Fräulein, das als Tochter eines Generals und Cousine von zwei Stiftsdamen, den ganzen Militärschematismus ebenso wie den Almanach von Gotha auswendig weiß. „Es existiert auch eine Allianz zwischen den Thalhausens und den Capitos, eine Thalhausen, die Irma Marguerite hat einen Principe Giacomo Capito geheiratet."

„War das eine Schwester von dem dort?" fragt Dita, gleichgültig auf die bewußte Photographie deutend. — Der Genieoffizier ist nämlich ein Baron Edelbert Thalhausen, ein früherer Anbeter Fräulein Minas.

„Gott bewahre! ... eine ... eine ... Urgroßcousine, geboren 1753, geheiratet 1771, gestorben 1809 ... Hast du seit Nizza nie mehr etwas von dem Fürsten gehört?"

„Was sollt' ich von ihm hören?" meint Dita achselzuckend.

„Nun, es hätte sich vielleicht ..."

„Oh! Nicht wahr, es hätte sich vielleicht eine Partie arrangiert," fällt ihr Dita herzlich auflachend ins Wort. „O, du Idealistin! Zino Capito ist der berüchtigste

Herzenbrecher, der gewissenloseste Taugenichts von Europa!"

„Dann ist's gut, daß du Nizza noch zur rechten Zeit verlassen hast, von der traurigen Veranlassung absehend," sagt Mina praktisch.

„Mein Gott, Mina, verachte mich nicht; aber manchmal wünschte ich mir wenigstens eine unglückliche Liebe! Sich von einem liebenswürdigen Taugenichts das Herz brechen zu lassen, wäre nicht ohne Reiz!"

„Dita, du phantasierst."

„Vielleicht," sagt Dita, „laß mir dies unschuldige Vergnügen, es ist ja heute mein Geburtstag. Ach Mina, Mina, gewöhnt man sich je daran, zweiundzwanzig Jahre alt zu sein?"

Diese lächerliche Frage beantwortet das Fräulein, das mit so viel heiterer Geistesstärke die Last ihrer vierzig Jahre trägt, nur durch mitleidiges Achselzucken. — — —

Es ist ein lachender blau und grüner Sommervormittag — ein Vormittag auf dem Lande, das heißt an einem Ort, den die Städter Land nennen, der aber ebenso staubig, übervölkert, welk und ungesundschwül, dazu unendlich unbequemer ist, als die Stadt — ein Flecken mit zum Teil gepflasterten Straßen, mit rot eingedeckten, einstöckigen Häusern mit Gärtchen davor, in denen nichts grün ist, als die grün angestrichenen Latten eines Pavillons, an dem der wilde Wein sich eigensinnig weigert emporzuranken — und nichts bunt als auf hohen Pflöcken glänzende Glaskugeln,

aus denen die Umgebung im grotesken Spiegelbild noch häßlicher hervorstrahlt, als sie ohnehin ist. In den Wirtshäusern ist Sodawasser zu bekommen, die Kellner tragen Fräcke, der Kaufmann des Ortes verkauft Briefmarken und Zahnbürsten. Man sieht, daß die Zivilisation Ch... zu verheeren begonnen hat, daß es nichts erwartet, als die Entdeckung irgendeiner übelriechenden Quelle, um ein Kasino zu bauen und sich ehrgeizig in die Reihe der Kurorte zu mischen.

In diesem erbärmlichen Luftschnapperelysium zwischen den nagelneuen verstaubten Villen, mit ihren bauschigen, an altbackenes Zuckerwerck erinnernden Stuckverzierungen, erhebt sich ein großes Haus mit hohem Schindeldach, grau-grün angeschimmelten Wänden und morschen, beständig melancholisch knatternden Jalousieen, ein Haus mit einem halb zerbröckelten Wappen über der Tür und einem buckligen Drachen an der Dachrinne.

Gelangweilt und überlegen blickt es auf seine banale Umgebung, wie ein sehr herabgekommener Edelmann, der sich in eine kleine Landstadt zurückgezogen hat. Die Sommerwohnungen in dem Hause sind billig, und der Garten, der es umgibt, ist grün ohne Latten, grün von wirklichen Bäumen und üppigem Gestrüpp, deshalb hat es Dita zu ihrem Aufenthaltsort gewählt.

Arme Dita! Einfach arm durch ihre Vermögenslosigkeit, doppelt arm durch materielle und immaterielle Bedürfnisse, die in ihrer Lage nicht befriedigt werden können.

Ihr Vater war ein serbischer Enthusiast mit deutscher Erziehung und slawischen Tendenzen, den man in dem schönen Jahre achtundvierzig, als die Menschen beanspruchten frei zu werden und die Nationalitäten sich zu entfalten, beinahe aufgehängt hätte, was er mit Stolz bis an das Ende seiner Tage erzählte.

Anno achtundvierzig führte er eine Kohorte an und trug eine trikolore Kokarde, später heiratete er die Tochter eines slawischen Dichters, der während der Revolutionsperiode an Gefängnis und Lungenschwindsucht gestorben war, schrieb slawophile Artikel deutsch, weil er die slawische Sprache nie völlig erlernte, redigierte ein Journal, das zugrunde ging, obzwar es beständig konfisziert ward, spekulierte nie an der Börse, blieb immer arm und immer ein anständiger Mensch und starb endlich, nachdem er alle seine slawischen Illusionen stillschweigend eingesargt hatte, anno 1873 am Typhus.

Dita — man hatte sie Judita getauft nach der Heldin jener uralten Bretislawlegende, die jetzt vagabundierende Bänkelsänger längst zur Gitarre nach Stighellis Melodie zu: „Du hast die schönsten Augen" singen — Dita blieb durch ihres Vaters Tod völlig vereinsamt. Ihre Mutter war fünfzehn Jahre zuvor gestorben, Dita ihr Lebtag lang sehr unabhängig gewesen. Als ganz junges Mädchen schon hatte sie bei ihrem Vater viele Leute gesehen, aber meistens nur durchreisende Russen und Polen, denen noch panslawistischer Idealismus genug übrig geblieben war,

um an das Gelingen ihrer Pläne und Nikoltschjanis politischen Einfluß zu glauben!

Mit einer Russin, der Baronin Wenckendorf, hatte sie sich sehr befreundet. Sie hatten längere Reisen miteinander gemacht, hatten miteinander korrespondiert.

Aber Wera war eine so unberechenbare, exzentrische Person! Sie hatte einmal nicht höher geschworen, als bei Dita; Dita war volle vier Monate lang ihre „coqueluche“ gewesen, jetzt hatte sie eine andere „coqueluche“ — einen unlängst verstorbenen russischen Helden, dessen Biographie zu schreiben sie sich vorgenommen hatte. Sie reiste seit einem Jahre in ganz Europa herum, Dokumente zu sammeln. Über dieser neuen Leidenschaft verblaßte die alte, und die Korrespondenz mit Dita geriet ins Stocken.

Die andern interessanten ausländischen Bekanntschaften Ditas schrieben ihr noch von Zeit zu Zeit geistreiche Briefe. Aber geistreiche Briefe sind eine kärgliche Herzenskost. Eine wirkliche echte Freundin, auf die sie sich verlassen, bei der sie Zuflucht hätte suchen können, hatte Dita nirgends. Aller Freudenschimmer war aus ihrer Existenz verblichen mit des Vaters Tod. Sie lebte von nun an ein sehr zurückgezogenes Leben, wie es ihre Mittel erlaubten, und verkehrte mit niemandem außer mit Fräulein Mina von Berndt, einer entfernten Verwandten, die genügendes Einkommen besaß, um Dita nicht zur Last zu fallen, und das entsprechende Alter, ihr zu jenem Aushängeschilde höheren Anstands zu dienen, das

Österreicher — kein Franzose weiß warum — eine garde-dame nennen.

Zweites Kapitel

„Bravo — rechts!"

Es ist Nachmittag! Dita hat sich entschlossen, ihr Geburtsfest durch einen Spaziergang zu feiern, hat ihre lose Morgenkutte mit einer geschmackvollen Batisttoilette vertauscht und wartet nun, ein Paar sehr weiche schwedische Handschuhe anstreifend, an der Gartentür auf ihre Freundin. Fräulein von Berndt hat, wie alle Leute ihres kleinstädtisch geschäftigen Typus, vielleicht auch, weil die Wirtschaftssorgen einzig und allein auf ihren Schultern lasten, vor jedem Ausgang schrecklich viel zu tun.

Indes tritt der Postbote an die Gartentür.

„Guten Tag, Herr Tschapek," begrüßt ihn Dita, „bringen Sie uns etwas?" —

„Einen Brief für die andre ‚Fraile', Euer Gnaden!"

Fräulein von Berndt, atemlos, dunkelrot und im Kriege mit einem Paar frisch gewaschener, hirschlederner Händefutterale, segelt soeben, „endlich, endlich" ächzend, einen zinnoberroten Sandweg entlang auf die Gartentür zu.

„Ein Brief für dich," ruft Dita. Der Postbote leckt seinen Daumen und läßt ein Dutzend Episteln

aus seiner Ledertasche behende durch die Finger gleiten.

„Am Ende nur eine Annonce oder eine Rechnung," vermutet Fräulein von Berndt trübselig, ruft jedoch wie neu belebt aus: „Nein, von Lies aus Ilmenstein," als der Bote ihr ein schönes, dickes Schreiben in einer eleganten Enveloppe überreicht.

„Ein Lebenszeichen von Lies, wunderbar!" bemerkt Dita, „was sie wohl will? In aller Eile mit dir Freundschaft schließen, um sich von dir Kommissionen besorgen zu lassen, prompt und billig, und nie zufriedenstellend."

Der Postbote hat sich entfernt. Fräulein von Berndt hat den Brief geöffnet und buchstabiert ihn langsam durch, während sie neben Dita über die staubige Straße wandert.

„Nein, diesmal tust du ihr unrecht," entgegnet sie, „wie es scheint, befindet sie sich in uneigennütziger Stimmung. Ihr Brief drückt den Wunsch aus, uns beide möglichst bald und auf möglichst lange in Ilmenstein zu sehen."

„Da muß ihr Bekanntenkreis letzterer Zeit sehr zusammengeschmolzen sein," sagt Dita sarkastisch. Mina reicht ihr das interessante Schreiben zur eigenen Begutachtung. Es fängt mit „Meine Teueren" an, und endet „Euch zärtlich ans Herz drückend", Dita durchfliegt es rasch und zieht die Mundwinkel herunter — „von Mucki?" fragt sie, da sie die Freundin mit der Entzifferung eines Extrablättchens beschäftigt sieht.

„Ja — da lies, Dita, dieses Schriftstück ist merkwürdig!"

Doch kaum wirft Dita die Augen auf das zweite Schreiben, so lacht sie heiter auf.

Es lautet: „Heilige Mina, komm! Schutzpatronin meiner Nerven, komm! Mit meiner Frau ist's nicht mehr auszuhalten. Einmal hat sie mir vorgeschlagen, sich mit mir auf der Mur in einem Kahn zu vergiften, zweimal hat sie sich scheiden lassen wollen. Letztere Drohung führt sie leider nicht aus! Komm mit, Dita! Ich habe außer Euch noch mehrere vernünftige Menschen eingeladen, um Euch den Aufenthalt erträglich zu machen. Meine Frau wird wohl aus Eitelkeit für einige Wochen ebenfalls vernünftig werden. Kommt! Kommt! Kommt! Ich sehne mich ungemein danach, wieder einmal mit gescheiten Frauenzimmern zu verkehren. Mucki."

„Armer Mucki!" ruft Dita mitleidig. „Was sagst du dazu, Mina?"

„Ich weiß wirklich nicht." Fräulein von Berndt zuckt die Achseln.

„Freilich, wir haben ja geschworen ..." spöttelt Dita.

„Die Gegend ist so wunderbar schön." Fräulein Mina seufzt.

„Die Frage lautet, wollen wir lieber Charakter haben oder unsern Sommeraufenthalt genießen?" sagt Dita lachend.

Nachdenklich überlegen sie den Punkt.

Da saust ein kleiner Kutschierwagen so nah an ihnen vorbei, daß sie beide erschrocken in einen Steinhaufen hineinstolpern. Ein sehr eleganter Kutschierwagen ist's, mit zwei feurigen, buschig bemähnten ungarischen Juckern bespannt. Ein Husarenoffizier hält die Zügel, neben ihm sitzt ein blonder junger Mann, der sich zwei-, dreimal nach Dita umsieht.

„Neugieriges Exemplar!" bemerkt Dita trocken.

„War der nicht aus unserm Regiment?" grübelt Fräulein von Berndt laut vor sich hin.

„Der Blonde?" fragt Dita.

„Ja, der Blonde, ... ja, ja, bei den Z... Ulanen, ich entsinne mich seiner genau, drum werde ich ihn auch so intrigiert haben. Hm! Er hat die Zinsenburgsche Familiennase ... ja, nun freilich," mit plötzlicher Eingebung, „der Ruysbruk wird's sein. Seine Mutter war eine Zinsenburg ... der jüngste Ruysbruk — es stand ja gestern in der Zeitung — er war Brautführer bei der Hochzeit seiner Cousine, der Pintschi Eberstein, ja, ja, er war ein ganz nettes Bürschchen, nur fürchterlich exklusiv. Man hat ihn seiner konservativen Grundsätze halber in unserm Regiment nicht anders als ‚Bravo rechts' genannt."

„Ein hübsches Gesicht hat er," sagt Dita, „aber er sieht langweilig aus."

Damit biegen die beiden Damen in einen Hohlweg ein, dessen tiefgefurchte und von der Sonne gehärtete Fläche an ein verworrenes Basrelief erinnert und an dessen staubigen Abhängen Hungerkraut und Ehren-

preis ersticken. Nach einiger Zeit kommen sie in eine grünere Gegend, an eine Wiese, die sich zwischen zwei mit Ahorn- und Haselgestrüpp bewachsenen Hügeln entlang zieht. Sie verlieren sich in dem Strauchwerk des kleinen Hains und setzen sich schließlich im Schatten einer mächtigen Buche nieder, die hoch und stolz das Unterholz überragt und in deren weißlichem Stamm so viele Müßiggänger den Namen ihrer Liebsten verewigt haben, daß die Rinde wie ein kleiner Kalenderauszug erscheint. Nachdem Mina einen bequemen Stützpunkt für ihre Füße gefunden hat, packt sie aus einem Ledersack einen Strickstrumpf und ein Bündel Journale und bereitet sich vor, „ruhig glücklich" zu sein.

Aber solch „ruhiges Glück" ist nicht nach dem Geschmack ihrer jungen Gefährtin. Dita sieht erst träumerisch einem glänzenden Käferchen zu, das bedächtig einen langen Grashalm hinauf- und hinunterkriecht, dann sagt sie: „Warte ein Weilchen hier auf mich, Mina, ich gehe auf den Kirchhof, Papas Grab besuchen."

„Soll ich mit dir gehen?" ruft Fräulein von Berndt.

„Nein, nein!" erwidert Dita hastig, „ich gehe lieber allein."

Und allein geht sie! — Hinter der Wiese, nur durch eine unebene Straße davon getrennt, befindet sich ein Kirchhof, so ein kleiner Privatkirchhof, in dem ein einziges Dorf seine Toten begräbt und in dem Milan Nikoltschjani und seine Frau Zdenka als Gäste ruhen. In diesem selben grünen Tal hatten sie einander zum

erstenmal gesehen, darum gewünscht, nach der langen Bitterkeit des Lebens hier zwischen den Ahornbüschen und wilden Rosen ausruhen und träumen zu dürfen.

Dita schiebt die niedrige Gittertür auf. Behutsam, als bange ihr, den grünen Frieden zu stören, schreitet sie über das zarte Gras bis an ein Grab, zu dessen Häupten ein massiver grauer Leichenstein steht und auf dem weiße Malmaisonrosen und rote Nelken blühen.

Dort kniet sie nieder, faltet die Hände und sieht vor sich hin!

Sie denkt an ihre Eltern. Ihrer Mutter entsinnt sie sich freilich kaum, ihres Vaters erinnert sie sich gut. Er schwebt ihrem Gedächtnis vor als ein müder, trauriger, ewig junger Idealist, bei dem der Schmerz nie zur Resignation erkaltete und den die Enttäuschung nie den Zynismus lehren konnte.

Über den schläfrigen Bäumen, den vielen Levkojen, Rosen und Nelken surren die Bienen, eintönig behaglich, in den Ahornbüschen singen die Vögel!

„Wer nur da liegen könnte!" denkt Dita — „da liegen im ewigen Halbschlaf, mit einer vagen Empfindung des Blumenduftes, der warmen Luft und des heiteren Vogelsangs, es wäre meiner trägen Natur zum wenigsten viel angenehmer, als all die erbärmlichen Mühen und Verantwortlichkeiten unsrer edlen bewußten Existenz! Worüber beklage ich mich, was fehlt mir? ... Nichts ... die Unruhe der Jugend! ... Das heilt sich von selbst. In fünfzehn oder zwanzig Jahren werde ich vielleicht gerade solch genügsame alte Jungfer ge-

worden sein wie Mina, und mich, sollten mich doch noch romantische Velleitäten plagen, in einer Leihbibliothek auf Liebesabenteuer abonnieren. Das Leben dauert ja nicht lange, nein, gar nicht lange — nur gerade das ganze Leben lang!"

Noch einmal neigt sie sich über das Grab ihrer Eltern. „Ich wollt', ich wär' bei euch!" murmelt sie mit dem romantischen Lebensüberdruß einer kerngesunden, zweiundzwanzigjährigen Person, küßt das weiche Gras, schlägt ein Kreuz und geht.

Während sie nicht ohne Mühe das rostige Kirchhoftürchen zuschiebt, hört sie eine heisere Stimme „Dita" sagen.

Sie sieht auf, neben ihr steht, den Hut demütig in der Hand, ein Mann, an dem alles schäbig ist, Haare, Augenbrauen, Bart, Haut und Anzug — ein Mann, der nach Spital und Gefängnis riecht, das heißt nach Schimmel und Medizin, Unsauberkeit, Krankheit und schlechter Kost — offenbar ein entlassener Sträfling. Er gehört nicht zu den Verbrechern, mit denen man Mitleid hat, noch zu jenen, vor denen man erschrickt. Seine halbzugekniffenen Augen, sein platter Kopf, sein schlaffer sinnlicher Mund, sein kriechendes Wesen — alles kennzeichnet den furchtsamen, kleinen Verbrecher, vor dem einen ekelt. Obendrein und das wirkt bei diesem, von der anständigen Menschheit ausgestoßenen Exemplar besonders peinlich — verrät sich in seiner Erscheinung eine armselige Eitelkeit. Sein Backenbart ist sorgfältig zugestutzt, über dem welken

Hemd trägt er einen steifen Papierkragen, zwischen den Händen dreht er einen leichten Spazierstock.

„Dita!" wiederholt er verlegen und doch vertraulich lächelnd, „es scheint dir unangenehm, mich wieder zu sehen?"

„Ja!" erwidert sie kurz und finster.

„Die Zeiten ändern sich, weißt du noch ..."

„Ich weiß nichts," unterbricht sie ihn herb. „Wie kommst du hierher?"

„Ich fragte in Ch... nach dir —"

„Du hast dir erlaubt, mich in meiner Wohnung aufzusuchen?" fragt sie mit blitzenden Augen.

„O, nein," entgegnet er „ich fragte einen kleinen Bauernjungen, und wie der mir sagte, welchen Weg du eingeschlagen, wußte ich, du müssest auf dem Grab deines Vaters zu finden sein. Es ist das erstemal, daß du mich nach meinem Unglück siehst, findest du mich sehr verändert?"

Er fährt sich mit der Hand über die hohlen Wangen.

Sie schweigt und will gehen.

„Wendest du dich ganz von mir ab, um eines Fehlers willen, den ich redlich gebüßt habe?"

„Ich werde dir etwas Geld schicken, und nun lasse mich."

„Hast du kein gutes Wort für mich?" wimmert er in einer weinerlichen Stimme, die unbeschreiblich herabgekommen klingt.

„Nein!"

„Was verdien' ich Besseres, erbärmlicher Wurm,

der ich bin," ächzt er, „du trittst auf mich wie alle andern."

Dita schweigt, dann mit Überwindung die Augen auf ihn heftend, fragt sie: „Wie geht's mit deiner Gesundheit?"

„Besser, gottlob!"

Dita staunt. Wie ist es möglich, daß dieses elende Subjekt am Leben hängt.

„Ich habe eine kleine Beschäftigung gefunden," fährt er fort, „ich schreibe für das Sommertheater die Rollen ab; meine Schrift war immer sehr schön. Ach, ich würde gewiß noch ein guter Mensch werden, wenn man mich nur ließe ... wenn man mich nur ließe!" Seine spröd klingende Stimme ist heiser geworden, Tränen stehen ihm in den Augen. Es sind Tränen, die eher seiner körperlichen Erschlaffung, als seinem Gefühlszustande entspringen. Dita ist abgehärtet dagegen.

„Wenn du mir nur eine Stelle finden wolltest, eine Stelle, die mir erlaubte, anständig zu leben!"

Am Horizont wirbelt eine Staubwolke auf, von Dita und dem entlassenen Sträflinge unbemerkt.

„Ich dir eine Stelle suchen?" ruft das junge Mädchen empört. „Nie! Ich will dir monatlich schicken, was ich entbehren kann, damit genug. Jetzt lasse mich."

„Ich danke dir ... ich danke dir ... Adieu!"

Er ist näher an sie herangetreten und reicht ihr die Hand. Sie aber fährt schaudernd vor ihm zurück.

Es ist bekannt, daß die meisten Menschen es peinlicher empfinden, physischen Ekel zu erregen, als moralische Entrüstung. Der Vagabund hat ihre bitteren Worte ruhig genug hingenommen, jetzt erblaßt er.

„Ich verstehe dich, verzeihe!" murmelt er, sich in seinen schlechten Rock verkriechend.

Dita kämpft mit sich, dann sich mühsam überwindend, tritt sie an ihn heran und reicht ihm die Hand. „Nimm dich zusammen!" sagt sie.

Die ferne Staubwolke ist größer und größer geworden, nähert sich wirbelnd, hüllt einen ganz kleinen Kutschierwagen mit sehr großen Rädern ein, und der blonde junge Mann, der junge Mann, den man seiner streng konservativen Gesinnung halber „Bravo rechts!" getauft hat — sieht aus erstaunten mandelförmigen blauen Augen das schöne Mädchen an, das einem Strolch die Hand reicht, und murmelt: „Was Teufel!" —

Dita hat nicht aufgesehen.

Den Abend, während Dita mit ihrer Teetasse an einem offenen Fenster sitzt, durch das die Sterne freundlich über die schwarzen Baumkronen blinzeln, sagt sie: „Wenn wir unsern Charakter in die Tasche steckten und nach Ilmenstein führen? ..."

„Ich dachte schon selber ..." beginnt Fräulein von Berndt zögernd.

„Weißt du — nicht zu gehen wäre eigentlich eine Gewissenssache. Wir könnten so vorteilhaft auf Liesens Charakter einwirken ..." bringt Dita mit humoristischem

Ernst vor. Dann den Kopf zurückwerfend: „Ich halt's nicht mehr aus in dieser Baracke. Wenn mich der Teufel einlüde, ginge ich zu ihm in die Hölle!—"

Drittes Kapitel

Im Coupé

„Wenn wir nur keine Einquartierung bekommen!" So stöhnt Fräulein von Berndt, während sie im Grazer Bahnhof an der Tür ihres Coupés Schildwache steht und ihre wütenden Blicke drohend auf jeden richtet, dem sie die geringste Absicht zumuten kann, sich dem Coupé zu nähern.

„Wenn wir nur keine Einquartierung bekommen!"

„Hoffen wir das Beste und seien wir auf das Schlimmste gefaßt," erwidert Dita philosophisch. „Könntest du mir nicht einen Tropfen Wasser verschaffen? Ich sterbe vor Durst."

„Ich wäre desperat," erklärt Mina, „ich möchte so gerne meine Stiefeletten ausziehen, ich leide Folterqualen ... da hast du das Wasser." Mina reicht der Freundin eine lauwarme Flüssigkeit in einem grünlichen Glase, immer ohne sich von der Coupétür zu rühren.

„Mina, hältst du dich für so abschreckend, daß dein Anblick allein jeden Eindringling verscheuchen muß — oder willst du ihn etwa mit Tätlichkeiten zurückweisen?" spöttelt Dita zu ihrer Freundin hinüber.

„Laß mich!" ruft Mina in jenem gereizten Ton, den nur zu enge Stiefel imstande sind einer Person ihrer Art abzupressen. Jetzt zieht sie die halboffene Tür mit beiden Händen krampfhaft an sich und schreit im höchsten Affekt einer Dita unsichtbaren Persönlichkeit „reserviert!" zu.

„Wer war's?" fragt Dita lächelnd neugierig.

„Ach, ein Herr," stöhnt Mina.

„Jung oder alt?"

„Jung, glaub' ich!"

„Dann kommt er wieder, denn in dem einzigen andern Coupé erster Klasse sind Kinder," sagt Dita.

Fräulein von Berndt wischt sich in Verzweiflung die hellen Schweißperlen von der Stirn. Dita ist nun an die Coupétür getreten, hat ihre Blicke über die Plattform schweifen lassen, wo zwischen dem alltäglichen Bahnhofgetümmel von Reisenden, „Frischwasserlieferanten" und Packern ein blonder junger Mann mit einem Kondukteur verhandelt.

„Bravo rechts!" murmelt sie, „war er's, Mina?"

Fräulein von Berndt nickt gleichgültig.

„Mich verdrießen deine Stiefel, Mina," bemerkt Dita mit humoristischem Ärger.

Da wendet der neugierige junge Mann sich von dem Kondukteur ab, sein Blick fällt zufällig auf Dita, die sich errötend zurückzieht.

Eine Minute später öffnet sich endgültig die so leidenschaftlich bewachte Tür des Coupés, Mina sinkt, weiteren Widerstandes unfähig, schaudernd in eine Ecke,

‚Bravo rechts‘ verbeugt sich höflich und steif mit Würde und Empfindlichkeit und zieht sich in eine zweite Ecke zurück, Dita bekämpft in einer dritten Ecke ein Lächeln.

Der Zug setzt sich in Bewegung. Dita vertieft sich in den Inhalt einer englischen railway novel, auf deren orangefarbenem Einband eine Braut von einem Eisenbahnarbeiter erdrosselt wird. Eine Reihe von Maisfeldern schimmert an dem Fenster vorbei; Dita hat genug von ihrem Roman verschlungen, um feststellen zu können, daß sich der Konflikt um Bigamie dreht, die einzige Form von illegitimen Liebesverhältnissen, die in englischen Romanen erlaubt ist.

Wenn ihr Blick von den bedruckten Seiten wegschweift, begegnet er jedesmal zwei langen blauen Augen, die musternd neugierig auf ihr ruhen.

Einmal fällt Ditas Reisetasche aus dem Netz, dem jungen Mann auf den blonden Kopf. Hastig will er die Gelegenheit benutzen, etwas zu sagen, räuspert sich in vorbereitender Weise, doch Dita sieht mit boshaftem Ernst von ihm weg, ‚Bravo rechts‘ legt schweigend die Reisetasche an ihren Platz, zieht mit Ostentation das „Vaterland“ aus seinem Ulster und liest mit Energie.

Dita hat ihren Roman zugeklappt, es ist nun an ihr, einen neugierig musternden Blick auf ihr Gegenüber zu werfen. „Faulenzer ... Österreicher ... vielleicht Diplomat,“ lautet ihr Urteil. „Charakter? — wird einen haben, sobald er ihn braucht ... Verstand? — einseitig verbildet ... Gefühl? — hat versucht, sich's

abzugewöhnen, aber nicht die nötige Energie dazu gefunden."

Trotz dieses etwas summarischen Urteils blickt sie nicht ohne Sympathie auf die geschmeidig schlanke Gestalt, deren Haltung eine so bequeme Unkenntnis der Lasten des Lebens ausdrückt, ebenso wie auf das kräftig geschnittene schöne Gesicht, das noch unberührt scheint von des Lebens Schmerz und Kampf! —

„Ob er wohl einer der ‚vernünftigen Leute' sein mag, die Mucki nach Ilmenstein eingeladen hat?" fragt sie sich. Da deutet ein Sonnenstrahl auf eine dicke goldene Kette, die, unter der Manschette des jungen Mannes, sein Handgelenk umschließt.

„Ah! das Abzeichen der Sklaverei ... trägt er's auch?" denkt sie. „Möchte nur wissen ..."

Immer weiter pustete die Lokomotive, immer asthmatischer wird ihr Geächze — mit einem schrillen Schrei bleibt sie stehen.

„Schlieneck!" ruft der Kondukteur, ‚Bravo rechts' springt aus dem Wagen, hilft stumm höflich seinen beiden Reisegefährtinnen die hohen Waggonstufen herab und wird von beiden im nächsten Moment völlig über einem schwarzhaarigen Offizier vergessen, der auf sie zustürmt und sie enthusiastisch mit den Worten begrüßt: „Willkommen im Tollhaus an der Mur!"

Es ist der Oberst Alimpitsch, ein langer, hagerer Mann, dessen Beine an einen Zirkel und dessen Hände an ein Bündel Bleistifte erinnern, und dessen Kopf wie ein Totenkopf aussieht, dem man eine sehr zer-

zauſte ſchwarze Perücke aufgeſetzt hätte und aus dem zwei ſchwarze Augen hervorglühen.

„Ich bin froh, daß ich euch habe!“ ruft er, den Damen mit leidenſchaftlicher Herzlichkeit die Hände drückend, aus, „wie lange ihr's bei uns aushaltet, iſt freilich ein ander Ding.“

„Wie geht's, Mucki?“ fragt Dita teilnehmend.

„Ja, wie geht's, wie geht's?“ wiederholt Mina — „ich bin ganz außer mir ... was ich mit meinen Füßen gelitten habe! ... Wo iſt meine Reiſetaſche, aber du ſiehſt prächtig aus, Mucki ... nein? ... nicht? Ja richtig, du biſt etwas abgefallen — von der Hitze, gewiß von der Hitze ... Kinder! ich ſterbe ... ich hätte ihn verwünſcht, dieſen Herrn ... er hätte wirklich ...“

„Ja, er hätte ſich deinen engen Stiefeln zuliebe einen Wagen anhängen laſſen ſollen,“ ſpöttelt Dita.

„Das nicht — natürlich ... aber warum du auch darauf beſtanden haſt, erſter Klaſſe zu fahren, Dita!“ Fräulein von Berndts volle Geſtalt wird ganz beweglich vor Lebhaftigkeit und Freundlichkeit — „er grüßt dich,“ wiſpert ſie dem Oberſten zu.

„Wer?“ fragt dieſer, der indeſſen, Ditas Hand in der ſeinen, den Blick auf ihrem mitleidigen jungen Geſicht, zerſtreut zu dem Wortreichtum Minas genickt hat. „Ah!“ den neugierigen jungen Mann erſpähend — „du biſt's — grüß dich Gott, Ruysbruk ... wo geht's hin? ... nach Aldringen? ... ich laß mich der Gräfin zu Füßen legen. ... Komm einmal zu uns, das heißt, Sapperlot ... nein ... nein, komm nicht! ... Vor-

stellen soll ich dich ... Graf Wolfgang Ruysbruk. — Habt ihr eure Siebensachen beisammen?"

„Ich muß mich noch bei Ihnen entschuldigen wegen der Störung, die ich verursacht habe," bemerkt Graf Ruysbruk mit steifer Höflichkeit, „ich konnte mir nicht helfen."

„O bitte, bitte, es war mir unendlich leid ..." Mina stockt.

„Laßt euch einschachteln," mahnt der Oberst. „Adieu, Ruysbruk."

Ruysbruk grüßt, die Damen nicken, dann sind sie in den wartenden Wagen gestiegen. Mina beginnt, nachdem sie sich zum hundertstenmal von der Anwesenheit jedes kleinsten Gepäckstücks überzeugt und ihre Freude, das schöne Ilmenstein bald zu erblicken, ebensooft geäußert hat, sich dem angenehmen Bewußtsein hinzugeben, daß sie sechs Wochen lang keinen Speisezettel zu machen und nicht ans Sparen zu denken gezwungen sein wird.

„Warum hast du dem Grafen Ruysbruk verboten, nach Ilmenstein zu kommen?" fragt Dita verdrießlich den Obersten.

„Ich?" — Der Oberst, der in diesem Augenblick an alles eher, als an ‚Bravo rechts' gedacht hat, sieht seine hübsche Cousine erst ganz verwirrt an, dann sich besinnend, sagt er: „Ach, wegen der Wixa."

Graf Ruysbruk hat sich indessen einem kleinen Kutschierwagen genähert, mit dem ihm ein blasser, etwas gebückter Mann entgegengekommen ist; sein älterer Bruder.

„Grüß Gott, Wolf!" ruft dieser herzlich, während

‚Bravo rechts‘ sich zu ihm auf den Bock schwingt; „hast du dich gut unterhalten?“

Wolf zieht die Brauen mit schläfriger Affektation in die Stirn. Sein Bruder klopft ihm auf die Schulter.

„Verzeih, ich wollte dich nicht ärgern, ich hatte nur vergessen, daß du eine schöne Unfähigkeit, dich zu amüsieren, in dir groß ziehst.“

Doch Wolf unterbricht ihn, heroisch eine jener kleinen Empfindlichkeiten verwürgend, zu denen er geneigt zu sein scheint, mit: „Sst! ... Ris. Dich über mich zu mokieren, dazu hast du später noch Zeit genug — sag mir jetzt lieber, was du indessen angefangen hast?“

„Was? ... Man lebt halt!“ bemerkt Boris. „Interessantes ist mir nichts passiert, die Abenteuer waren alle auf deiner Seite —“

„Abenteuer?“ Wolf sieht seinen Bruder forschend an.

„Nun ja, es geht die Mär, du habest dich als Magnetiseur ausgezeichnet ... ‚Graf Ruysbruk und die Somnambule‘, frei nach Immermann!“ — —

Viertes Kapitel

Hedwig Albano

Ilmenstein, alias das „Tollhaus an der Mur“, ist ein großes, düsteres, in schwärzlichen Efeu gehülltes Gebäude mit einer aristokratischen Vergangenheit und einem „Gespenst“.

Ein eifersüchtiger Edelmann soll vor dreihundert Jahren seine treulose Gattin in einem dunkeln Zimmer des westlichen Flügels erdrosselt haben. Ihr Gespenst „geht," wie man sich ausdrückt, „um!"

In rauhen Winternächten durchzieht ein grauses Stöhnen die langen Gänge des stillen Hauses. Poetische Leute sagen, das sei die weiße Frau, prosaische Seelen behaupten, daß die Fensterläden schlecht schließen und der Wind allein den interessanten Spektakel verursacht.

Man glaubt nach Belieben! Tatsache ist, daß die Oberstin Alimpitsch dem letzten Ilm das interessante Schloß vor fünf Jahren, hauptsächlich seiner düsteren Efeukaputze und seines elegischen Gespenstes halber, abgekauft hat. Dieser Ilm von Ilmenstein siedelte sich nach abgeschlossenem Geschäft in Wien an, wo er sich sein Heimweh damit vertrieb, mehrere Stunden täglich „Hoch vom Dachstein her, wo der Aar noch haust ..." auf der Zither zu spielen. Sein Hausherr kündigte ihm anläßlich dieser nervenangreifenden musikalischen Gewohnheiten, worauf sich Ilm — erhängte ..., „wegen Schwermut und Geldverlegenheiten" stand in der Zeitung.

Die Oberstin Alimpitsch, verwitwete Generalin Rodau, eine Frau von etwa vierzig Jahren, war einmal schön brünett und ist jetzt faniert blond. Sie hat sich vor drei Jahren in Paris die Haare färben lassen und sich dadurch eine Disposition zu Kopfschmerzen und Gemütsaffektionen zugezogen.

Sie leidet an „Romantik", wie andre Leute an

tic douloureux, erwartet noch immer mit Sehnsucht den Mann, der vor allen andern bestimmt ist, einen Engel aus ihr zu machen, schwärmt für Romanhelden mit schwellenden Zornadern und im Busen geballter Faust, auch für eine geheimnisvolle Eigenschaft, die sie Charakter nennt. Das Verhältnis zwischen ihr und ihrem Gatten wechselt beständig zwischen leidenschaftlicher Liebe und leidenschaftlichem Haß.

Sie war gerade in die Odyssee vertieft gewesen, als sie den Wagen kommen gehört und hatte das unsterbliche Werk aus Zerstreutheit mit auf den Perron heruntergebracht, wohin sie ihren Gästen entgegengeeilt war. Natürlich mußte sie den Homer erst weglegen, um die Ankömmlinge zu umarmen.

Dita wunderte sich ebensosehr über die Wahl ihrer Lektüre, als über den strengen Stil ihrer Kleidung.

Sie trug nämlich ein weit nachschleppendes schwarzes Gewand, mit an den Schultern puffenden historischen Ärmeln aus irgendeinem Jahrhundert, um den Hals einen steifen und hohen historischen Kragen aus irgendeinem andern Jahrhundert, und auf der Brust ein großes goldenes Kreuz. Ihr Wesen verriet jene weltliche Heiligkeit, zu der Salondamen flüchten, wenn sie von der unheiligen Weltlichkeit nichts mehr zu erwarten haben.

Als sich die drei Damen nach Herzenslust umarmt und abgeküßt hatten, wurde der Sohn der Oberstin gerufen und endlich im Kaninchenstall entdeckt, von wo man ihn nur mit Mühe dazu bewegen konnte,

den Gästen entgegenzutreten. Er war ein guter, ungelenkiger, sehr kindischer fünfzehnjähriger Junge, in einem unkleidsamen steierischen Kostüm, hatte große Kniee, große rote Hände, große weit abstehende Ohren und einen glatt geschorenen, kugelrunden Kopf. Seine romantische Mama hatte ihn Napoleon taufen lassen, aber der Bequemlichkeit halber rief man ihn „Napl".

Sein verstorbener Vater hatte ihn für die Diplomatie bestimmt, leider jedoch widersprach diese Karriere allen seinen angeborenen Instinkten, und anstatt mit der Geschichte stattgehabter Traktate, beschäftigte er sich am liebsten mit der Kaninchenzucht, verkaufte auch regelmäßig alle historischen Werke, die seine Mutter ihm bei traditionellen Anlässen, wie Geburts- und Namenstagen und so weiter verehrte, dem Trödler des nächsten Orts um den Papierwert und erstand für die erhaltenen Summen immer neue Spezialitäten von Lapins, die sich zu seiner großen Freude aufs rascheste vermehrten.

Mina und Dita konnten der Oberstin kein andres Kompliment über ihn machen, als daß sie ihn gewachsen fänden.

„Und wo ist die Wixa?" flüsterte Dita dem Obersten neugierig ins Ohr.

„Ja, wo ist die Wixa?" wiederholte dieser sich umsehend. „Sapperlott, die kokettiert mir doch nicht am Ende mit dem Hofmeister? ... Oder geht sie allein im Walde spazieren?" setzte er wild hinzu.

„Du weißt doch, daß die Kammerjungfer vor ihrem

Zimmer Wache hält," beruhigt ihn Lis. „Entweder schläft sie oder ist sie noch nicht angezogen."

„Um sechs Uhr nachmittags!" denkt Dita.

„Oder hat sie sich vom Fenster aus überzeugt, daß nur Damen angekommen sind," erklärt Alimpitsch.

⊕ ⊕ ⊕

Die Oberstin hat ihre Gäste verlassen, um ihrem ernsten Programm getreu an der mathematischen Lektion ihres Sohnes teilzunehmen. Mina beschäftigt sich im Schweiße ihres Angesichts mit dem Auspacken, Dita damit, ihre Haare auszubürsten und sich zum Diner vorzubereiten. Da geht die nur angelegte Tür des Zimmers, in dem sich die beiden Damen befinden, auf, und an der Schwelle stehenbleibend, fragt eine kleine fette Person in einem schmutzigen hellblauen Kaschmirschlafrock: „Stör' ich nicht?"

Dita errät augenblicklich, daß dieses ungenierte Frauenzimmerchen niemand anders als die berüchtigte Wixa sein kann, und mustert die Eintretende aufmerksam.

Wundervolles blondes Haar, große bleifarbene Augen, zu wenig Augenbrauen, zu wenig Stirn, zu starke Wangen, zu starke rote Lippen, eine prachtvoll glatte Haut, ein üppiger Nacken, gar kein Ausdruck, alle äußeren Merkmale eines phlegmatisch-verliebten Temperaments, ohne eine Spur von Romantik — das sind die anziehenden Eigenschaften, die Contessina Hedwig Albano auszeichnen. Sie sieht aus, wie dazu

geboren, Soubrettenrollen in einer kleinen Provinzgarnison zu spielen.

„Stör' ich?" fragt sie, faul blinzelnd.

„Nicht im mindesten," versichert Mina höflich.

Die Fremde tritt näher.

„Frauen stören einander selten," sagt sie gleichgültig mit kaum merklich italienischem Akzent — „sie langweilen einander nur."

Dita kann nicht umhin, über diese Aufrichtigkeit zu lächeln.

„Ich bin Hedwig Albano," fährt die Fremde fort — „ich weiß, wer Sie sind, und Muck hat Ihnen gewiß schon gesagt, wer ich bin, und Ihnen eine recht schauerliche Beschreibung von mir gemacht. Er kann mich nicht leiden, der Muck, ich weiß nicht, warum. — Sonst komm' ich mit Männern gut aus —" damit setzt sie sich, die Hände in die Seiten stemmend, nieder.

„Warum spricht keine von Ihnen ein Wort? ... Sie sind über meine Zudringlichkeit empört? ... Nun ja, ich hätte erst jemanden suchen sollen, der mich Ihnen vorstellt. Aber was wollen Sie? Lis macht Mathematik und der Muck verdaut sein Chinin; es ist merkwürdig, wie viel Chinin der Mensch verbraucht. Möcht' wissen, ob er ohne dieses Mittel noch heftiger wäre. Wenn Sie den ganzen Tag mit einem moralischen Roman, Fliegen und einem bigotten Kammerdrachen eingesperrt wären, so würden Sie auch jede Gelegenheit benutzen, zu entschlüpfen und sich zu zerstreuen."

„Selbſt mit Damen," bemerkt Dita.

Hedwig Albano verſteht die Anſpielung nicht; ſie zieht ein kleines Zigarettenetui aus der Taſche, und es den beiden anbietend, fragt ſie: „Wollen Sie rauchen, es iſt ſo gemütlich?"

Dita und Mina lehnen ab.

„Aber ich darf rauchen, nicht? ... Vor allem bitte ich Sie, du zu mir zu ſagen, ich bin mit allen Leuten du. Alſo du Dita und du Mina! Sie ſehen, ich weiß Ihre Namen," und damit reicht ſie jeder der beiden eine kleine runde, nach Rauch riechende Hand. „Ich hoffe, es iſt euch nicht unangenehm?"

„Wie lange ſind Sie — biſt du ſchon in Ilmenſtein?" fragt Dita.

„Ich? Seit voriger Woche. Ich bin hier in einer Art Gefangenſchaft," geſteht Hedwig mit melancholiſchem Gähnen — „aus Strafe für eine dumme Geſchichte. Ich werde ſie dir morgen erzählen, jetzt iſt keine Zeit mehr. Wieviel Uhr? ... Einhalb nach ſechs? Da muß ich mich ankleiden. Aber ſag', warſt du je verliebt?"

„Nein," erwidert Dita, aufrichtig.

„Dann wirſt du mich nicht verſtehen," bemerkt Hedwig, die Achſeln zuckend.

„Ich kann mich lebhaft in die Situation hineindenken," verſichert Dita.

„So ... wirklich? Hm! aber wie kann man ... Wie alt biſt du?"

„Das wünſch' ich zu verſchweigen," erwidert Dita ſcherzend.

„Du mußt doch schon zwanzig sein."

„Nun, wenn du es durchaus wissen mußt, zweiundzwanzig."

„Zweiundzwanzig! Wie kann man zweiundzwanzig Jahre alt und noch nicht verliebt gewesen sein?"

„Wahrscheinlich hat mir nur die Gelegenheit gefehlt," bemerkt Dita.

„Das begreif' ich nicht," meint Hedwig nachdenklich. „Ich war schon im Kloster verliebt in einen jungen Mann mit Kappenstiefeln, dem wir zuweilen auf der Promenade begegneten. Und denke dir nur, es kam heraus, daß es ein Verwalter war — und ich hatte Gedichte an ihn geschrieben! ... Ich war wütend! Hm! ... Er hatte doch die schönsten Zähne, die ich je gesehen habe!" setzt sie gerecht hinzu.

„Und du bist jetzt wieder — wie nennst du das? — verliebt?" fragt Dita mit Humor.

„Rasend! ..." stöhnt Hedwig, „und unglücklich! Ach, manchmal wünschte ich fast, ich wäre wie du und hätte kein Herz. Neulich wollte ich schon Chinin gegen meine Aufregung nehmen, wie der Muck. Wenn's nur was nützte."

Indem hört man auf dem Korridor rasch hineilende Schritte und laut erregte Stimmen.

„Wo ist die Komtesse? Ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie sie nicht aus den Augen lassen sollen."

„Ich bitt' Euer Gnaden, ich mußte der Gnädigen ihre Handschuh' bringen und ..."

„Du siehst, wie mir's geht," klagt Hedwig.

Da pocht's an die Tür. „Habt ihr nicht ..." ruft Muckis heisere Stimme.

„Ja, wir haben," gibt Dita, lustig die Tür öffnend, zur Antwort.

Der Oberst läßt seinen Blick über die beiden Mädchen gleiten. Da steht Dita mit ihrer hohen energischen Gestalt, ihrem blassen, lebendigen Gesicht, ihren unschuldigen Augen, und daneben die schlaff zusammengesunkene fette kleine Person.

„Habt ihr einander schon gefunden?" bemerkt er. „Na, Wixa, lerne so viel als möglich von Dita, und du, Dita, lerne so wenig als möglich von der andern."

Fünftes Kapitel

Die Medizin der Komtesse

„Wenn du mit Lis gut auskommen willst," hat Hedwig noch in aller Eile vor dem Diner Dita geraten, „so mußt du dich so wenig als möglich mit dem Hofmeister beschäftigen und darfst auf keinen Fall die Odyssee gelesen haben. Sie faßt es als eine persönliche Beleidigung auf, wenn eine Frau außer ihr den Homer — so heißt er doch — kennt, und auf den Hofmeister hat sie schon gar ein Monopol. Nicht, daß ich ihr ihn mißgönne — ich kann ihn eigentlich nicht leiden — aber was willst du, er ist der einzige Mann hier."

Ihre Kenntnis des Homer zu verschweigen fällt Dita nicht schwer, den Hofmeister links liegen zu lassen, noch weniger. Bei Tisch hat sie das Vergnügen, diesen ungewöhnlichen Pädagogen kennen zu lernen. Er ist ein anämisch aussehendes Männlein mit schwach bläulichen Augen, grünlicher Haut, weißlichem Schnurrbart und langem braunen, in der Mitte gescheiteltem Haar. Seine Haltung hat etwas sentimental Prätentiöses. — Der Oberst nennt ihn nie anders als die Elegiezither. Er besitzt eine große Belesenheit, wenig Talent — außer zum Fleißigsein, und ist, wie alle Hofmeister höherer Kategorie, Sybarit und Schmeichler, seine Konversation ein Gemisch von Komplimenten, guten Lehren und Bemerkungen über die vortreffliche Kost.

Nach Tisch setzte er sich auf dringliches Bitten der Oberstin ans Klavier, spielte mit etwas mystischem Vortrag den Trauermarsch von Chopin, und rührte Lis damit zu Tränen. Ein zweites Stück dem ersten folgen zu lassen, war er nicht zu bewegen, vielleicht wegen der Beschränktheit seines Repertoirs. Seine Feinde behaupteten, dasselbe bestände ausschließlich aus dem Trauermarsch und dem ersten Satz der Mondscheinsonate. Beide Stücke hatte er mit eisernem Fleiß, grausame Schwierigkeiten nicht achtend, einstudiert, um sich bei den Damen beliebt zu machen. Er basierte seine ganze Karriere ausschließlich auf die Damen und wußte, daß es für diese nichts Rührenderes gibt, als einen Gelehrten, der Klavier spielt und an die Unsterblichkeit der Seele glaubt.

Hedwig Albano war während der musikalischen Produktion eingeschlafen, was den Pädagogen sehr erbitterte.

„Der Lebensgenuß dieses Wesens scheint aus Essen, Schlafen und Kokettieren zu bestehen," bemerkte er giftig zu Lis, die von Männern gern deren mißbilligende Äußerungen über andre Damen entgegennahm.

Hierauf trägt er sich an, den Versammelten Shakespeares „Sommernachtstraum" vorzulesen. Lis schraubt mit bezauberndem Lächeln die Lampe zurecht und setzt ihr einen grünseidenen Schirm auf.

Er liest sehr langsam und feierlich und unterbricht sich öfters, um Anmerkungen zu machen und zu fragen: „Verstehen Sie mich, meine Damen?"

Der Oberst wackelt verdächtig in seinem Sessel hin und her, sperrt von Zeit zu Zeit die Augen auf und grunzt mürrisch. Schließlich, während sich der Pädagoge mit einem von Lisens eigener Hand bereiteten Glas Zuckerwasser erfrischt, und zu gleicher Zeit eine Erörterung über den Einfluß Bakons auf den Dichter Hamlets zum besten gibt, fährt der Oberst auf: „Ich konnte selbst an der Burg nicht mehr als einen Akt Shakespeare auf einmal verdauen. Komm Dita, die Nacht ist schön, versuchen wir einen Spaziergang."

Dita folgt ihm.

„Uff!" macht der Oberst, nachdem er sich von dem düsteren efeuumrankten Schlosse entfernt hat — „Uff!" Er zündet sich eine Zigarre an.

„Der Shakeſpeare ſcheint nicht günſtig auf deine Nerven gewirkt zu haben," bemerkt Dita.

„Ach, 's iſt ja nicht der Shakeſpeare, 's iſt dieſes infame Organ," grollt der Oberſt.

„Mich wundert, daß du den ſentimentalen Gelehrten hier duldeſt," lacht Dita.

„Was hab' ich denn zu ſagen. Er unterrichtet ihren Sohn, und ſie bezahlt ihn," brummt Mucki.

Dieſe Logik überſteigt einigermaßen Ditas Begriffsvermögen — der Oberſt fährt fort: „Na, ſie läßt ſich von ihm bilden — ein unſchuldiges Vergnügen das! und ich kann dabei ausruhen. Wenn ich auf ſie und die Wixa aufpaſſen müßte, wär's doch zu arg. Ach, Dita, heirate nur nicht aus Liebe!"

„Ich werde gar nicht heiraten," erklärt Dita mit einer nicht ganz luſtigen Grimaſſe.

„Haſt du dir das feſt vorgenommen?"

„Mein Schickſal hat ſich's für mich vorgenommen!"

„Bah! die Männer können doch nicht ſo blind ſein," ruft der Oberſt entrüſtet. „Freilich, ich möchte auch keine hübſche Frau mehr heiraten, wenn ich noch einmal zu wählen hätte, und du biſt jetzt verdammt hübſch geworden."

„Ich?"

Der Oberſt ſtreckt den Kopf vor und durch das graue Halbdunkel zwinkernd, fragt er atemlos: „Was ſchimmert denn Weißes dort?"

„Ein Roſenbuſch," erwidert Dita.

„Ach ſo!" der Oberſt ſeufzt erleichtert auf, „ich glaubte ſchon, es ſei die Wixa."

„Sag doch, Mucki, was ist denn eigentlich diese Wixa?“ fragt Dita neugierig.

„Die Wixa ... die Wixa? ... Meine schlaflosen Nächte, mein verdorbener Appetit, mein Fegfeuer auf Erden — das ist die Wixa! Außerdem ist sie eine Nichte meiner Frau und auf die seltsamste Weise hier gestrandet oder gelandet.“

„Wie das?“

„Der Ruysbruk hat sie hergebracht, sie ist das verliebteste Ungetüm ...“

Da des Obersten Erzählung an Umschweifen litt und an Deutlichkeit manches zu wünschen übrig ließ, so ziehen wir es vor, die Biographie der Gräfin Hedwig Albano in unsrer und nicht in seiner, vielleicht etwas gehässig gefärbten Art aufzuzeichnen.

Sie war geboren — niemand wußte recht wann. Der Almanach von Gotha gab an, vor fünfundzwanzig Jahren, sie aber behauptete, er irre sich. Sie war immer verliebt gewesen. Sie lebte in Venedig; ihr Vater, ein griesgrämiger Gelehrter, begnügte sich lange damit, über die Schwäche seiner Tochter objektiv sarkastische Bemerkungen zu machen. Ihre Mutter, eine österreichische Offizierstochter, war bald nach ihrer Geburt gestorben. Als Beschützerin hatte man ihr eine fette alte Französin beigegeben, die einmal sehr leichtsinnig gewesen war und nun ihre ganze Sorgfalt der Herstellung ihres Haarwuchses widmete. Sie schmierte täglich ihren Kopf mit einem geheimnisvollen Wunderbalsam ein, wobei sie die Füße vorschriftsmäßig in

kaltem Wasser hielt. Trotz dieser ausdauernden Anstrengungen blieb sie kahl wie ein Franziskaner.

Eines Tages fiel es dem Grafen Albano ein, seine Tochter dafür zur Rechenschaft zu ziehen, daß sie noch nicht verheiratet war. Sie weinte und behauptete, ihre Schuld sei es nicht — er behauptete das Gegenteil.

Hedwig zog sich nach dieser Szene in ihr Bett zurück, wo sie drei Tage lang blieb. Von da an wurde ihr nicht mehr erlaubt, anders auszugehen, als in Begleitung eines alten Bedienten, der wie ein aus wurmstichigem braunen Holz gefertigter Automat in einem grünen Kapottrock hinter ihr herschlich. Sie nannte ihn den „Wächter meiner Ehre", und haßte ihn, wie er sich's durch seine peinliche Wachsamkeit verdiente.

Nun besuchte sie oft die Kirche und spielte die Kranke, wußte, da sie wirklich blaß aussah, die Teilnahme ihrer Gouvernante, sowie eines jungen Arztes zu gewinnen, aber weder die ihres Vaters noch seines Alliierten, des Wächters im grünen Kapottrock.

Die Symptome ihrer Krankheit waren anfangs Weinkrämpfe und Schläfrigkeit; später gesellten sich nervöse Zuckungen hinzu. Sie lag stundenlang in einem gestickten Peignoir auf einer Chaiselongue und empfing abwechselnd ihren Beichtvater und einen jungen Arzt.

Madame Blondin saß indessen still, die Füße im Wasser und erwartete ihren neuen Haarwuchs.

Eines Tages warf der grausame Vater den jungen Arzt zur Tür hinaus. Wenn die Gesundheit seiner

Tochter wirklich angegriffen sei, so wäre unbedingt das Beste für sie, Venedig zu verlassen, sagte er, nahm sich selber die Mühe, eine Sommerwohnung für sie zu suchen, bestimmte ihr schließlich als solche zwei Zimmer in dem Häuschen eines steinalten Försterehepaares mitten im Walde, fern von aller Kultur und hauptsächlich von Garnisonen.

In dieser Einsamkeit, wohin ihr außer der Französin auch der Wächter gefolgt war, durchlebte Hedwig vier Wochen.

Ihre Übel, Weinkrämpfe und schlechte Laune hatten sich im hohen Grade gesteigert. Sie brachte den größten Teil ihrer Zeit im Bett zu, nur des Nachmittags kroch sie aus dem Försterhäuschen, streckte sich im Schatten eines Baumes auf einem Tuche aus, wo sie sich dann damit beschäftigte, ihre Liebesbriefe — trotz des Wächters war ihre Korrespondenz nach dieser Richtung hin vielseitig und zahlreich — zu lesen. Bisweilen lauschte sie den zärtlichen Mitteilungen der Französin über alle Einzelheiten ihres kurzen Eheglücks. Wie alle französischen Witwen, die für ihre verstorbenen Gatten keinen Ersatz gefunden haben, schwärmte Madame sehr von „mon pauvre mari“.

Da wurde Hedwig einmal auf ihrem improvisierten Lager im Walde von fürchterlichen Zuckungen befallen. Madame Blondin rang in trauriger Hilflosigkeit die Hände; plötzlich erspähte sie zwischen den Bäumen einen jungen Mann in einem grauen Lodenrock mit einem rötlichen, aber fein geschnittenen Gesicht.

Er näherte sich den beiden Damen und fragte, ohne jegliches Erstaunen über Hedwigs Zustand zu verraten — das wäre in diesem Falle underbred gewesen — ob er ihnen behilflich sein könne.

Darauf erzählte ihm die Französin mit nasaler Geläufigkeit in beiläufig zehn Sekunden Hedwigs Biographie, einige Details unterdrückend, wie sich das bei Damenbiographieen schickt.

„Wollen Sie mir erlauben, die Gräfin in die Försterhütte hinaufzutragen?" fragte der junge Mann. Dies wurde ihm gestattet, er kniete neben der Kranken nieder, nahm sie ohne jenes Ächzen, das schwächere oder nur ungeschickte Personen beim Heben einer großen Last ausstoßen, in seine Arme, und schritt, der Französin folgend, rüstig der Försterhütte zu.

Nachdem er seine Bürde auf ihr Bett niedergelegt hatte, wollte er sie verlassen — da stieß Hedwig, ohne die Augen zu öffnen, einen gellenden Schrei aus, ihr Gesicht verzerrte, ihr Körper verkrümmte sich, dann kam es aus ihrer Brust leise zischend, halb erstickt, wie die Stimme der somnambulen Lady Macbeth: „Die Hand ... die Hand, die mir so wohl tut!"

Der junge Mann, der kein andrer war, als ‚Bravo rechts', näherte sich dem Bett und legte seine Hand auf die Stirn, dann auf das Herz des Mädchens. Wieder beruhigte sich Hedwig, jedoch langsam, sehr langsam. Er blieb neben ihr die ganze Nacht.

Die Haarzüchterin hatte erst mit weit aufgerissenen

Augen das Wunder begafft, dann war ihr starres Erstaunen dem Schlummer gewichen.

Gerade wie ein Speer, unbestechlich wie ein Brutus, stand der Ehrenwächter im grünen Kapottrock an der Tür, die von einem skeptisch finsteren Ausdruck verdüsterten Augen fest auf das junge Paar geheftet, und wich nicht von der Stelle und schlief auch nicht ein.

Endlich gab die Kranke die heilende Hand frei, und ihr junger Retter verließ auf den Fußspitzen das Zimmer.

Natürlich mußte sich ‚Bravo rechts' am nächsten Tage nach seiner interessanten Patientin erkundigen und seine Dienste, wenn sich der Anfall erneuern sollte, zur Verfügung stellen. Der Anfall blieb nicht aus. ‚Bravo rechts' wurde gerufen — es folgte immer dieselbe Szene. Er stand neben dem Bett (wie Jesus Christus neben des Jairus Töchterlein — dieser Vergleich stammt von Madame Blondin), und der Automat im grünen Kapottrock stand an der Tür und wankte nicht und schlief nicht. Er nannte den Grafen Ruysbruk spöttisch „die Medizin der Komtesse".

Einmal mußte Ruysbruk verreisen. Die Französin bat ihn, ihr doch seine Lodenjacke und seinen Hut zurückzulassen, in welche Kleidungsstücke vielleicht etwas von der ihm innewohnenden magnetischen Heilkraft übergegangen sein möchte. Bei den ersten Krampfsymptomen steckte sie ihrer Elevin besagte Gegenstände unter die Nase. Die Wirkung war schwach, aber wahrnehmbar.

Sonderbarerweise glaubte ‚Bravo rechts' fest an die ihm innewohnende Heilkraft. Da gestalteten sich die Verhältnisse in einer wenig von ihm erwarteten noch gewünschten Art.

Der Ehrenwächter war es nach und nach müde geworden, die Hälfte seiner Nächte stehend zu verbringen, und schrieb seinem Herrn nach Venedig einen Brief, der an Orthographie viel, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Der Graf Albano hatte die Gicht und konnte seine Tochter nicht persönlich aufsuchen, sandte indessen drei Briefe an das Försterhäuschen im Walde, einen an den Nachtwächter, den er mit Befehlen, einen an die Französin, die er mit Vorwürfen, einen dritten an seine Tochter, die er mit Drohungen überhäufte.

Die Nacht darauf stieg eine dunkle Gestalt, Kopf und Schultern in einen dichten Schleier gehüllt, aus dem Fenster des Försterhäuschens und irrte einen mondbeschienenen Pfad entlang der Waldhütte zu, in der Graf Wolfgang während seines Jagdaufenthaltes schlief. Sie bat den Jäger, mit dem ‚Bravo rechts' reiste und den sie unter dem Vordach der Hütte Kleider putzend antraf, seinem Herrn ihre Ankunft zu melden.

Der Diener wollte den Herrn nicht wecken — sie reichte ihm ein Goldstück, dann hob sie flehend die Hände, ein Brillant flimmerte an ihrem Finger. Brillanten wirken immer auf das Gefühl eines Lakaien.

Er meldete seinem Herrn: „Eine verschleierte Dame!"

‚Bravo rechts‘ rief schläfrig: „Ihren Namen soll sie sagen.“

Der Jäger brachte diese Antwort der Harrenden. Da zog sie eine goldene Nadel aus dem schwarzen Schleier auf ihrem Haupt, stach sich in den Finger und schrieb auf einen Fetzen ihres Batisttuches: „Hedwig!“

Diese rührende Visitenkarte schickte sie dem Grafen. Bald darauf erschien er mit schlaflahmen Augenlidern, verschobenen Haarscheiteln und unakkuratem Anzug.

„Um Gottes willen, Gräfin!“ Er war in seinem Leben nicht verlegener und nie einer Situation weniger gewachsen gewesen. Er wußte nicht, ob er den Diener fortschicken solle oder nicht. Der ersparte ihm die Mühe eines Entschlusses, indem er sich unaufgefordert zurückzog.

„Mein Gott, Gräfin!“

„Gräfin!“ wiederholte Hedwig vorwurfsvoll und schlug die tränenfeuchten Augen — den Schleier hatte sie schon früher zurückgeworfen — auf.

„Der Teufel, was will sie denn von mir, ich kann zu ihr doch nicht ‚liebes Kind‘ sagen.“ Dann entschloß er sich dazu „Hedwig“ zu stammeln.

„Ja!“ rief sie mit Exaltation. „Ihre Hedwig, Ihre Sache, Ihre Sklavin!“ Und der wohlerzogene junge Mann, den seine Kameraden, seiner altmodischen Korrektheit nicht weniger als seiner Grundsätze halber ‚Bravo rechts‘ getauft hatten, fühlte sich so betroffen von dieser unerwarteten und brüsken Schmeichelei, daß er sich mit einer Verbeugung dafür bedankte.

„Ich bin verloren, sie wollen uns trennen, mein Vater, der grausame Tyrann, will mich in ein Kloster sperren. Sie kennen seine finstere, mittelalterliche Strenge! O, fliehen wir — um Gottes willen, fliehen wir!“ schluchzte sie.

„Beruhigen Sie sich doch ... hm! ... hm! ... fühle mich sehr geehrt durch Ihr Vertrauen, Gräfin, das heißt ... hm ... nur ... nur ... ich suche, wie ich Ihnen nützlich sein könnte!“ Er fuhr mit der langen, schlanken Hand, einer Hand, die denselben rötlichen Ton hatte wie sein Gesicht, über seinen blonden Schnurrbart.

„Der Zug geht um Zwölf von St. Augustin ab,“ flüsterte sie, „wir können ihn noch erreichen.“

„Ah! ... hm! ... Gräfin, Sie begreifen, daß ich Sie keinen Schaden nehmen lassen möchte durch ... durch Ihre großmütige Unbesonnenheit!“ bemerkte ‚Bravo rechts‘.

Sie bohrte ihre Augen in die seinen. Ein unheimliches Schweigen herrschte zwischen beiden. Endlich hatte Ruysbruk einen Gedanken. „Sind Sie gut beschuht?“ fragte er.

„Ja!“ entgegnete sie atemlos.

„Nun denn, so gehen wir!“

Sie traten hinaus in die wolkenumdüsterte Mondnacht. Sie erreichten den Zug. Hedwig bedauerte seitdem oft, daß sie sich nicht unterwegs den Knöchel verstaucht, und hätte dies auch gewiß nicht unterlassen, wenn sie von dem empörenden Vorhaben

Wolfs eine Ahnung gehabt hätte. Der korrekte junge Mann installierte sie in ein Coupé, verfügte sich selbst in ein zweites und lieferte sie den nächsten Morgen bei ihrer Tante in Ilmenstein ab. Dann reiste er augenblicklich in seine Waldhütte zurück, erstens, weil er durch seinen plötzlichen Besuch bei seiner Schwester, die in der Gegend lebte, keinen Verdacht erregen mochte, zweitens, weil er Eile nach Prag hatte, wo er als Brautführer zu der Hochzeit seiner Cousine berufen worden war. Er log nie, hatte sich jedoch sehr bemüht, alle Umstände zugunsten Hedwigs zu verschönen. Er stellte Hedwig als eine „unverstandene Kranke" und ein Opfer „väterlicher Tyrannei" hin. Hedwig war weniger diskret und verriet selbst die ganze Geschichte in verschiedenen Ausbrüchen von Zorn und Schmerz.

Der Graf Albano pensionierte die Französin, nahm den Ehrenwächter nach Venedig zurück und ließ Hedwig in Ilmenstein. „Sie ist dort so schlecht aufgehoben, wie wo anders," erklärte er philosophisch.

Sechstes Kapitel

Beim Frühstück

Unweit des Tollhauses an der Mur, etwa zwei Meilen nach Westen, erhebt sich an dem malerischsten Punkte der Gegend Schloß Aldringen — Eigentum der verwitweten Gräfin Aldringen.

Aldringen hat keine traurige Efeukapuze wie Ilmenstein, seine grauen Mauern sind im Gegenteil von den lustigsten, weiß und rot blühenden Kletterrosen umrankt. Ein heller, wohlgepflegter Blumengarten, der sich in einem schattigen Park verläuft, umgibt das Gebäude.

Vor dem Schloß, unter einer grau und rot gestreiften Markise, frühstücken drei Personen — Gräfin Aldringen mit ihren beiden Brüdern, Wolf und Boris.

Wolf, die „Medizin der Komtesse", kaum fünfundzwanzig Jahre alt, blond, schlank, frisch wie ein Mädchen, korrekt gescheitelt, beinahe bis zur Pedanterie gepflegt, ein Mensch, dem das Leben noch nichts gelehrt hat, hochmütig, eigensinnig, sehr verwöhnt, dem Anscheine nach ein banaler Faulenzer wie hundert andre, sich höchstens durch seine Vornehmheit, den besonders feinen Bug seiner Nase und die Weichheit seiner Stimme von gewöhnlichen Sterblichen unterscheidend, im Grunde ein durchaus seltenes Menschenexemplar, mit einer großen Reserve von guten Eigenschaften, die das Schicksal noch nicht einberufen hat, und die er indessen mit großer Sorgfalt, fast als ob er sich ihrer schäme, in den düstersten Winkeln seiner Seele und seines Herzens versteckt.

Neben ihm Boris, blaß, mager, vernachlässigt im Anzuge, ja beinahe herausfordernd schäbig, eine lebensmüde Folie zu Wolfs frischer und gezierter Jugend.

Er war nur um acht Jahre älter als Wolf, aber er war alt — Wolf war blutjung. Man ist alt, nicht in dem Moment, wo man weiße Haare oder die Gicht

bekommt, oder dreißig, vierzig, fünfzig, ja sechzig Jahre zählt. Man ist alt, wenn man nicht mehr vorwärts schaut, sondern nur noch zurück.

Wolf blickte in eine lange schöne Zukunft. Er war seit zwei Jahren Attaché und hoffte als Botschafter zu enden. Boris interessierte sich gar nicht mehr für seine eigene Zukunft, er hatte vor sechs Jahren seine diplomatische Karriere an den Nagel gehängt und hoffte überhaupt nichts mehr.

Er war einer von den Menschen, die auf Erden nie etwas erreichen, weil sie sich ihre Ziele im Himmel stecken.

Wolf war ein Optimist, aber kein Idealist. Boris war nie ein Optimist gewesen, er war heute noch ein Idealist, und leider ein kranker. Er hatte die starren Augen eines plötzlich geweckten Träumers.

Seit sechs Jahren lebte er Sommer und Winter bei seiner Schwester in Aldringen. Kleine Reisen machte er wohl, seltene Ausgaben von Büchern, alte Uhren und ähnliche Raritäten interessierten ihn. Er verließ mitunter Aldringen, um nach diesen Raritäten zu jagen, aber er ging nach Rom im Juli, nach Paris im August, nach London im September. Er war grenzenlos gutmütig, spöttelte gerne, verletzte nie, war müde, aber nicht verbittert, baute nie mehr Luftschlösser für sich, und beständig für andre.

Boris sah Wolf ähnlich, nur waren seine Züge etwas schärfer — Haar und Augen dunkler. Er trug einen Vollbart.

„Gehst du mit Alimpitsch um?" beginnt Wolf das Gespräch in seinem sorgfältig gemessenen Staatsmanndeutsch, dem nur der verschwindendste Hauch eines österreichischen Akzents anklebt.

„Ja ... nein ... ich weiß nicht," erwidert die Gräfin. „Warum interessiert dich das? Wenn du Lust hast, magnetische Experimente zu machen, so kannst du ohne mich hinüber!"

„Verspüre nicht die geringste Lust," lehnt Wolf nicht ohne Empfindlichkeit ab. „Ich wollte nur wissen ... was es für Leute sind."

„Du kennst doch Alimpitsch," bemerkt Boris, zum erstenmal aus einer Broschüre, die neben seiner Tasse liegt, herausseh end und seines Bruders bis zur Affektation ausdruckloses Gesicht neugierig durchforschend.

„Alimpitsch, natürlich, ist ein sehr lieber Mensch, ein alter Freund," versichert Wolf rasch.

„Auch von mir," erklärt die Gräfin mit ihrem weltberühmten Phlegma.

„Aber seine Frau kenne ich nicht," bemerkt Wolf. „Ist sie sonderbar?"

„Hm!" macht die Gräfin.

„Unmöglich?" fragt Wolf in jenem Jargon, der eigens für den Almanach von Gotha erfunden worden zu sein scheint.

„Für mich existiert der Ausdruck ‚unmögliche Leute' nicht, Wolf," erwidert die Gräfin, die sich indessen damit beschäftigt, einem riesigen Neufundländer ein Stückchen Brot auf die Nase zu legen. „Sie mag

eine ganz gute Frau sein, aber wir sehen einander wenig. Der Oberst kommt fast jeden Monat einmal zu mir herüber, um mir seinen Entschluß mitzuteilen, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Dann bestärke ich ihn in diesem Entschluß und gebe ihm die Adresse meines Advokaten. Den Tag darauf begegne ich ihm in irgendeiner schattigen Waldallee, seine Frau auf einem sehr kleinen Gig herumkutschierend. Dann weiß ich, daß mir im Lauf der nächsten vier Wochen kein Besuch von ihm bevorsteht."

„Hm! ... Sehen sie Damen?"

„Sporadisch. Hedwig Albanos Anwesenheit verschlimmert um ein Bedeutendes die Situation," sagt die Gräfin.

„Ich mache mir eigentlich Vorwürfe ... aber ich begreife nicht, daß sie die Person nicht weiterexpediert haben."

„Der Oberst hatte Lust dazu, aber die Oberstin brach eine Lanze für ihre Nichte. Wie kann dich das übrigens alles interessieren?" Die Gräfin schüttelt langsam den Kopf. „Hedwigs halber?"

„Das glaube ich weniger," bemerkt Boris, indem er die Broschüre, in der er unterdessen geblättert hat, zuklappt — „vielleicht eher der Fremden wegen, die Alimpitsch gestern von der Bahn abgeholt hat."

„Ah! Ist die berühmte Dita schon angekommen?" fragt die Gräfin.

„Ich weiß nicht, ob sie Dita heißt, aber in der Tat ist jemand angekommen," sagt Wolf.

„Du hast dich ihr vorstellen lassen," bemerkt Boris.

„Ist sie hübsch?" fragt die Gräfin.

Boris verzieht die Lippen, als ob er pfeifen möchte, und schnalzt leicht mit den Fingern, Wolf aber sagt nur: „Nicht häßlich ... Geschmackssache ... blaß ... südslawischer Typus ... nicht übel."

„Sie ist eine vollendete Schönheit, Cilon," bemerkt Boris zu seiner Schwester und lächelt ein angenehmes, obzwar leicht ironisches Lächeln.

„Sei vorsichtig, Wolf!" warnt die Gräfin feierlich. „Ich dächte, du habest vorläufig an deinen magnetischen Abenteuern genug. Ich fürchte mich ohnedies schon täglich vor einem nächtlichen Einbruch."

„Täglich vor einem nächtlichen Einbruch ..." wiederholt, die Ungenauigkeit seiner Schwester betonend, Boris.

Wolfgangs rötliches Gesicht wird plötzlich sehr rot.

„Ich höre schon längere Zeit hindurch euren geschmacklosen Sticheleien geduldig zu, möchte euch aber doch endlich fragen, woher ihr die Details dieser platten Geschichte habt?" ruft er verdrießlich aus.

„Von wem? ... von Alimpitsch," erwidert die Gräfin. „Er klagte mir neulich bitter sein Leid, und verwünschte das verwandtschaftliche Gefühl seiner Frau, das sie dazu bestimmt, Hedwig zu behalten; dann erzählte er mir, daß jetzt, Gott sei Dank, seine eigene Nichte komme, was ihn tröste, denn diese scheint alle Tugenden und Vorzüge in sich zu vereinen, die der

Somnambule fehlen, und er erwartet sogar von ihr den gesündesten Einfluß auf seine Frau."

„Alimpitsch ist ein Schwätzer!" schnaubt Wolf.

„Ja, das ist er," gibt die Gräfin gleichmütig zu, „nebenbei ist er ein guter und im ganzen ein sehr anständiger Mensch."

„Wie man es sein kann ohne Grundsätze und Charakter," entgegnet Wolf streng.

„Wer sagt dir, daß er keine Grundsätze hat?" fragt Boris, „sie sind nur ein wenig fadenscheinig und zerlumpt, wie es den meisten Grundsätzen passiert, wenn sie aus dem Feldzug des Lebens heimkommen, und er ist vielleicht dereinst mit einer ebenso funkelnagelneuen luxuriösen moralischen Ausstattung ausgerückt, wie du, Teuerster."

„Du glaubst, daß keine Grundsätze dauern, unbeschädigt bleiben?" fragt Wolf eisig.

„Ach ja, wenn sie nicht in Gebrauch kommen," erwidert Boris skeptisch.

Die Gräfin meint: „Grundsätze sind Krücken, die sehr robust erscheinen, solange sie im Winkel stehen, die aber, sobald man sich darauf stützen will, zusammenbrechen."

Hierauf Boris mit seinem gutmütigen Sarkasmus: „Sehr schön gesagt, Cilon, du kannst dir das in dein Album schreiben."

„Ich bin deine Schülerin, Boris," erwidert sie ohne alle Empfindlichkeit.

Wolf, dessen aristokratische Nasenflügel zornig

vibrieren und dessen Stirn sich in eigensinnige Falten zusammenzieht, sagt jetzt mit Nachdruck: „Ich glaube an Grundsätze und hauptsächlich an ererbte, das heißt an sittliche Familientraditionen, an ins Blut übergegangene moralische Gewohnheiten!"

„Bravo rechts," erwidert Boris auf die pompöse Tirade. Er ist es ja, der seinem Bruder vor Jahren zuerst diesen Spitznamen beigelegt hat.

„Dein Skeptizismus ist abscheulich — ist ein moralisches Scheidewasser, das allen Glauben, ja jede edle Regung von der Erde wegbrennt und die Grundpfeiler der menschlichen Kultur anfrißt!"

„Langsam, du bist nicht gewohnt, so schnell zu sprechen, du verstolperst dich," warnt Boris.

„Und du bist unausstehlich, Boris," legt sich die Gräfin ins Mittel, „du vergissest, daß Wolf nicht meine Geduld hat. Sagt mir doch lieber, was das für eine Art Mädchen ist, diese Oppositionsnichte?"

„Ich hab' sie nur von der Ferne gesehen," bemerkt Boris.

„Ist sie zerrauft ... unternehmend?"

„N... nein... im Gegenteil, sehr gute Haltung... wirklich ganz gute Haltung ..." versichert Wolf.

„Mach ihr immerhin den Hof, wenn's die Goldmann erlaubt oder nicht erfährt," meint die Gräfin, „aber lieber auf diskrete Distanz. Hat sie auch Anlage zu Herzkrämpfen?"

„Ich weiß nicht, ich glaube nicht."

Wolfgang hat die Gewohnheit, sich sehr oft zwischen

seinen Worten zu räuspern, um Zeit zu gewinnen, die schönsten Ausdrücke zu wählen.

„Ich glaube nicht ..."

„Ich bin so ziemlich überzeugt vom Gegenteil," bemerkt Boris. „Du könntest dir vielleicht auch die Mühe geben, zu sagen, daß dieses junge Mädchen in nichts an den Sodaliskentypus von Hedwig Albano erinnert." Damit wandte sich Boris von neuem zu seiner Broschüre.

Wolf zog sich zurück, um seiner täglichen, gewissenhaften Gewohnheit gemäß zwei Stunden seinen Geschichtsstudien zu widmen. Er hatte ganz ungemein wenig Talent zur Ironie, sonst hätte er vielleicht eine kleine Bemerkung gemacht über die romantisch hitzige Manier, in der sich der sarkastische Boris einer Unbekannten annahm.

Die Gräfin stülpte einen sehr großen Strohhut auf den Kopf und ging mit ihren beiden Hunden ins Dorf hinunter, um Armenbesuche zu machen. Sie hatte ein anspruchsloses Idiotenasyl gegründet — für diesen Landstrich eine seltene Wohltat.

... Als sie in den Garten zurückkehrte, erblickte sie schon von weitem Boris in seinen Stuhl zurückgelehnt und über das Buch, das er in der Hand hielt, in vage Fernen starrend. Sie trat auf ihn zu und rüttelte ihn an der Schulter.

„Nun, Boris?"

Er fuhr zusammen und sogleich aus seinem träumerischen in sein gewöhnliches trockenes Wesen hinein.

„Ah, Cilon ... hast du viel Glück gehabt ... deine Trottel bei epileptischen Krämpfen angetroffen? ..."

„Mach keine schlechten Witze, Boris, wenn wir unter uns sind, ist's nicht nötig. Du hast gestern einen Brief aus Biarritz bekommen, wie geht's mit deinen Angelegenheiten?"

„Wie soll's gehen?" erwidert er trocken, den Blick vor sich hin gerichtet.

„Ist kein Absehen? ..."

„Absehen? ... Nein! ..." Er zog eine kleine Tulabüchse aus seiner Tasche und fing an, sich eine Zigarette zu drehen. „Mach dir nicht unnütz Späne, Cilon, mir ist die Sache so gleichgültig wie möglich. Und du? ..." fuhr er fort, seine Schwester bei der Hand fassend — „hast du keine neuen Pläne? Willst du Witwe bleiben mit vierunddreißig Jahren!"

„Unbedingt! Es ist so herrlich, unabhängig zu sein — kein Mann ließe mich mit meinen Mitteln wirtschaften, wie ich's tue. Ach, ich erkaufe mir so viele vergnügte Gesichter damit."

„Und das genügt, dich glücklich zu machen, Cilon?"

„Ja!" erwidert die Gräfin, „wundert dich das? Ich hab's ja von dir gelernt, glücklich zu sein in meinem Nächsten — glücklich zu sein per Prokuration!"

Siebentes Kapitel

Ein Telegramm

Der Genuß, den sie sich von Ilmenstein versprochen hat, wird Dita durch verschiedenes vergällt. Von den „vernünftigen Leuten", die Mucki eingeladen, ist kein Einziger erschienen. Das Reiten mit ihm wird höchst unregelmäßig betrieben, da er sich in seiner leidenschaftlichen Besorgnis um die gute Aufführung Hedwigs nicht von Ilmenstein trennen kann. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit dieser und seinem Chinin, von welchem er jedesmal nach einem seiner anstrengenden Zornesausbrüche eine Dosis zu sich nimmt. Dita hat ihm geraten, sein Arkanum lieber vor einem Zornesausbruch zu nehmen, worauf er, ohne ihr zuzuhören, in seiner unzusammenhängenden Manier gestöhnt hat: „Ach Du weißt nichts von meinem Temperament."

Oberst Alimpitsch ist beständig „auf Wartegebühr" — er kann sich nicht entschließen, zu quittieren, aus alter Anhänglichkeit ans Militär, und kann sich nicht entschließen, zu dienen, aus Unverträglichkeit mit seinen Vorgesetzten. Sein letzter Anlauf zum „Dienen" ist von einem General unterbrochen worden, der ihm bei einer Kasernenvisitation Bemerkungen über den Strohsack eines Dragoners gemacht hat.

Ditas Zerstreuung beschränkt sich darauf, allein

spazieren zu reiten und täglich freiwillig und unfreiwillig so viel von den schwärmerischen Geständnissen Hedwig Albanos anzuhören, als es letzterer gefällt, ihr anzuvertrauen.

⊕ ⊕ ⊕

Etwa acht Tage nach Ditas Ankunft in Ilmenstein, kommt abends, während des Diners, ein Telegramm für den Obersten; außerdem laufen zwei Briefe ein, der eine für Mina, der andre für Dita. Der Brief an letztere ist von länglicher Form, mager, weder blau noch weiß, noch grau und mit einer verschnörkelten charakterlosen Schrift in blasser Tinte adressiert.

Dita erschrickt sichtlich und steckt den Brief unter ihren Teller. .

„Was hast du denn da?" fragt Hedwig, die aus listig blinzelnden Augen ihre Verlegenheit beobachtet hat.

„Einen Brief," antwortet Dita etwas konfus.

„Das seh' ich, aber von wem ist er, von einer alten Kammerjungfer?"

„Vielleicht — ich weiß nicht — es interessiert mich nicht."

„Warum bist du denn so ärgerlich?" nörgelt Hedwig.

Dita zuckt stolz mit den Achseln. Die allgemeine Aufmerksamkeit wird jetzt durch einen heftigen Wortwechsel der Eheleute auf ein andres Gebiet gelenkt.

Der Oberst hat das Telegramm gleichgültig erbrochen, gleichgültig durchflogen und ebenso gleichgültig niedergelegt. . . .

„Von wem?" fragt die Oberstin leichthin. Eine

Drahtbotschaft an den Obersten beunruhigt keine Seele; er ist bekanntermaßen so schreibfaul, daß er, um sich Arbeit zu ersparen, seine ganze Korrespondenz per Draht besorgt.

Auf die Frage seiner Frau erwidert er kurz: „Von Onkel Fritz, mein Alter ist krank."

„Dein Großvater ist krank?" fährt die Oberstin entsetzt auf.

„Ja!" Der Oberst löffelt kaltblütig seine Schlagsahne — man ist beim Dessert — hinunter.

„Gib mir das Telegramm!" ruft sie.

Er reicht es ihr.

Sie las mit fliegendem Atem: „Papa krank — starker Katarrh — näheres morgen". Totenblässe überzieht ihr Gesicht, sie hascht nach einem Glase Wasser, das der Hofmeister ihr mit besorgter Zuvorkommenheit reicht.

„Ich begreif' dich nicht, dich läßt die Sache so kalt." Die Oberstin fährt sich nervös durch die Haare.

„Bah! Ich habe es satt, mir mit edler Angst um meines Großvaters Leben die Zeit zu vertreiben. Ein Mann, der zweimal den Marasmus überstanden hat und der mit zweiundneunzig Jahren die Treppe hinuntergefallen ist, ohne die geringsten nachträglichen Unbequemlichkeiten, den bringt ein Schnupfen nicht um," erwidert der Oberst hartherzig.

„Wie kannst du etwas so Empörendes äußern — dein leiblicher Großvater! ..."

„Großvater! Das heißt eine der entfernteren Ur-

sachen meiner Existenz! Dafür soll ich ihn verehren? ... Nun, mir wär's lieber, diese Ursache samt ihren Folgen wäre aus der Schöpfung fortgeblieben ... hörst du, Lis?" schrie der Oberst.

Die Oberstin sprang auf und wankte aus dem Zimmer, der Pädagog bot ihr den Arm, um sie in den von dem Speisesaal nur durch eine Portiere getrennten Salon zu geleiten.

Alimpitsch sah dem Paare spöttisch nach, dann rief er dem Bedienten zu: „Antonio, bringen Sie mir die rote Schachtel, die bei meinem Bett steht."

Der Bediente brachte die Schachtel, und der Oberst würgte ein Chininpulver hinunter.

Aus dem Salon tönte leises Schluchzen und der gedehnte Zuspruch des Professors. Dita und Mina sahen einander erstaunt an. War es die Roheit ihres Mannes oder die Besorgnis um den teuren Anverwandten, die Lis so erregt hatte? ...

Da brach der Oberst das bleierne Schweigen mit den rätselhaften Worten: „Und alles, weil sie fürchtet, der Alte könnte vor seinem hundertsten Jahre kaput gehen!"

„Wa ... as?" fragt Mina gedehnt.

„Nun freilich — sie möchte gern Baronin werden —" erklärt Alimpitsch, „und das kann jetzt nur geschehen, wenn der Alte sein hundertstes Jahr erreicht!"

„Ich wundere mich eigentlich darüber, daß der Exzellenzherr noch nicht in den Freiherrnstand erhoben worden ist," bemerkt nachdenklich die militärkundige Mina.

„Ich weiß selbst nicht, warum die Regierung den Alten nie baronisiert hat. Hat sie's vergessen ... einen andern Grund wird es wohl nicht gegeben haben. Ihm war's wurst. Aber vor zwei Jahren," fährt der Oberst fort, „fällt's meinem Onkel Fritz — hol' ihn der Fuchs — ein, ein Gesuch um den Freiherrnstand einzubringen. Es muß auch die Frau dahinter gesteckt haben, denn anders kann ich mir die Dummheit nicht erklären," grollt Alimpitsch.

„Und die Regierung schlug das Gesuch ab?" fragt Mina gespannt.

„I Gott bewahre!" erwidert Alimpitsch, mit seinen langen Händen in seinen graugesprenkelten Haaren wühlend, und lächelt dabei wie ein quittengelber Mephistopheles — „die Regierung erkundigte sich nach den Familienverhältnissen der Form wegen und wandte sich diesbezüglich an meinen Vater, als den Ältesten und in der Welt Bekanntesten. Sapperment, war der in einer Wut!"

„Hm! Ich glaube, du hast ihm sekundiert," meint Dita trocken.

„Natürlich!" braust der Oberst auf, „was brauchen wir uns baronisieren zu lassen wie die Bankiers und Schauspieler. Seitdem ich die ‚eiserne Krone' bekommen habe, nenn' ich mich nicht einmal mehr ‚von', damit die Leute sich nicht einbilden, ich datiere das Wörtchen von der Auszeichnung her! ... Na, so haben wir denn die Köpfe zusammengesteckt — mein Alter und ich — und höflich geantwortet: Einer von uns sei

ein Lump, und die andern hätten nichts zu leben! ... Der Lump war eigentlich nur ein Stiefbruder — längst ausgewandert, aber das war uns einerlei. Hiermit basta!" Er reibt sich triumphierend die Hände.

Dita lächelt. „Und die Regierung fand," bemerkt sie mit Humor, „daß es eigentlich zweckentsprechender wäre, der Familie Alimpitsch eine Zwangsjacke zu verehren anstatt eines Adelsdiploms, und kümmerte sich nicht weiter um euch, was?"

„Teufelsmädel!" rief der Oberst, seine Cousine ins Ohr kneipend. „Natürlich war alles aus. Mit dem lieben Onkel Fritz sind wir seitdem brouilliert, und meine Frau sieht mich ebenfalls scheel an. Wie kann man nur so kindisch sein! ... Ihre letzte Hoffnung setzt nun Lis auf den hundertsten Geburtstag des Alten. Durch dieses hohe Alter gerührt, kann man dem ehrwürdigen militärischen Überbleibsel die von seiner Familie so heißersehnte Auszeichnung unmöglich versagen. Sapperment!" Der Oberst grinste dämonisch, „ich gönn' dem Alten sein Leben, aber es möchte mich doch freuen, wenn die Weiber ein zweitesmal mit ihren Prätensionen durchfallen würden!"

Aus dem anstoßenden Salon erklang in gezogenen Tönen der erste Satz der „Mondscheinsonate".

„Das ist zu arg," brüllte der Oberst. „Na ich hoffe, wenn Lis sich nächstens wieder einen Seelsorger anschafft, so wird er wenigstens nicht musikalisch sein! Mut!" setzte er mit einem leichten Augenzwinkern hinzu, erhob sich und geleitete seine Gäste durch die

herabgelassene Portiere in den Salon, wo der Kaffee schon wartete.

Alle setzten sich möglichst leise. Die letzte Zerlegung der Mondscheinsonate glitt noch über die Tasten.

„Herrlich!" flüsterte Lis.

„Eine musikalische Predigt über die Resignation," winselte der Pädagoge.

Frau Lis nickte, die Augen schwärmerisch schließend, ihren Beifall.

„Ja, ja, Herr Professor, und jetzt bitte ich Sie, dieser Predigt noch recht rasch die Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele von Chopin folgen zu lassen, damit wenigstens keine musikalische Gefahr mehr im Hintergrunde lauert," bemerkte der Oberst.

„Herr Oberst, nehmen Sie Chinin," erwiderte der Hofmeister im Elegiezitherton.

„Das habe ich soeben getan," schrie der Oberst. „Übrigens bitte ich Sie, sich zu merken, daß Sie wohl der Seelenarzt meiner Frau, aber nicht mein Leibarzt sind."

„Ich vergesse es nie, daß ich mich durchaus in keinen Beziehungen zu Ihnen in diesem Hause befinde. Wäre es anders, so hätten mich diese Wände zum letztenmal gesehen," sprach der Pädagoge mit Würde, dann sich mitleidig zur Oberstin wendend, mit Gefühl: „Unsre Vorlesung wird wohl heute unterbleiben müssen, meine Gnädige! Wir sind keiner in der Stimmung. Gute Nacht!"

Er zog sich zurück, um in seinem Zimmer Heines

„Ich stand vor meiner Herrin Haus" in griechische Distichen zu schmieden.

Auch die Oberstin entfernte sich. Der Oberst wanderte indes wütend die durchgeisterten Gänge des Schlosses auf und ab und beschäftigte sich eingehend damit, sich eine ideale Existenz auszumalen, in der es weder musikalische Hofmeister, noch verliebte Komtessen, noch adelssüchtige Frauen geben würde.

Die andern begaben sich in den Park.

Achtes Kapitel

Im Park

Der Mond ist aufgegangen und leuchtet groß und voll aus einem schwarzblauen Himmel heraus. Über dem ganzen Park von Ilmenstein flimmert's wie ein silberdurchwobener Flor. Auf einzelnen hervorspringenden Zweigen tanzt das Mondlicht blau und grell. Bäume und Büsche werfen kurze, schwarze Schatten über den graugrünen Rasen.

Die drei Damen haben sich unter einer alten Linde niedergelassen, aus deren im Welken begriffenen Blüten ein träumerischer Duft schwebt.

Hedwig ist schläfrig, Dita brütet stumm vor sich hin, Fräulein Mina singt mit viel Gefühl und falscher Intonation die „Fahnenwacht", wobei sie die Sterne anblickt. Wenn Mina die „Fahnenwacht" singt, so

bedeutet das soviel, daß sie an Thalhausen denkt. — Das weiß Dita und fragt darum nach einem Weilchen ziemlich brüsk: „Der Brief, den du heute erhieltest, war von Rosa Lilienburg, nicht?"

„Ja, wie du alles errätst," erwidert Fräulein Mina.

„Es ist so schwer zu erraten! Du singst schon seit einer halben Stunde die Fahnenwacht," brummt Dita, „eines deutlicheren Beweises dafür, daß du angeregt worden bist, an alte Zeiten zu denken, braucht's wirklich nicht. Nun, was schrieb sie dir denn von ihrem liebenswürdigen Vetter?"

„Von wem?" stammelt Fräulein von Berndt etwas verlegen.

„Sancta simplicitas!" wirft Dita sardonisch hin, „ich meine Thalhausen."

„Ah, in der Tat ... ja, sie erwähnte etwas von ihm, er befindet sich soeben in Fiume!"

„Sehr interessant!"

„Mich interessiert alles, was alte Freunde angeht," ruft Fräulein Mina ärgerlich aus.

„Ist er noch nicht zum zweitenmal verheiratet? — Das ist das Einzige, was ich gern hören möchte," ruft Dita.

„Nein," sagt Fräulein Mina trocken, „er hat an einer liebelosen Ehe gerade genug; ich bin überzeugt, daß er, wenn er eine zweite Verbindung schließt, nur aus Liebe heiratet."

Dita räuspert sich. „Aus Liebe — mit fünfzig Jahren!"

„Was hast du denn heute, du bist wie ausgewechselt — bist ganz unausstehlich," ruft Fräulein Mina.

„Sie ist trübselig gestimmt, aus demselben Grund, der dich so heiter angeregt hat," ruft Hedwig übermütig dazwischen, „auch sie ist an alte Zeiten erinnert worden, freilich in einer Art, die sie weniger erfreut zu haben scheint, als dich, Mina!"

„Hedwig!" fährt Dita auf.

„Aber, meine liebe Dita, ich sag's ja nicht weiter," versichert die Contessina; „solange ich den Brief, den du heute erhieltest, nicht mit diesen Augen geprüft habe, wird mir niemand den Glauben benehmen, daß er von einem alten Anbeter kommt."

„Hedwig!" ruft Dita, immer heftiger werdend, „wenn du dir noch einmal eine so unberechtigte Supposition erlaubst ..."

„Ich sehe nichts Unberechtigtes darin ...," sagt die Contessina, „du konntest dir doch wirklich nicht einbilden, daß ich dir glauben würde, als du mir versichertest, du seist mit zweiundzwanzig Jahren noch nicht verliebt gewesen. Meine Teuerste, das wäre gegen die Natur!"

„Deine Scherze sind unerträglich!"

„Ich scherze nicht, ich sage einfach, zeige mir den Brief!" nörgelt die Italienerin.

Da greift Dita zornig in die Tasche; im nächsten Augenblick aber steigt ihr das Blut in die Wangen, und sie murmelt: „Mir ist's nicht der Mühe wert, mich vor dir zu rechtfertigen."

„Das sagen alle schuldigen Gattinnen, wenn sie von ihren Männern zur Rechenschaft gezogen werden," sagt Hedwig leichtsinnig lachend — „übrigens beruhige dich, ich werde dein kleines Geheimnis respektieren."

Arme Dita! Ihre Augen blitzen durch die Dämmerung. Sie steht im Begriff, den Verdacht von sich zu schleudern, böse Worte schweben ihr auf den Lippen, aber was sie hat sagen wollen, wird nie jemand erfahren, denn in diesem Moment erklingt neben den drei Damen plötzlich eine demütig schnarrende Stimme: „Ich küß' untertänigst die Hand, meine gnädigen Herrschaften!"

Eine Mütze mit weit vorgestrecktem Schirm demütig vor sich hin haltend, ist eine groteske Figur unbemerkt an die Gruppe unter der Linde herangetreten. Es ist der Pächter, der in einem kleinen rosa Haus mit gelb angestrichener Freitreppe und grün angestrichenen Fensterläden hinter dem Parke wohnt. Ein kriechend gefälliges kleines Individuum, das Hedwig auf respektable Distanz den Hof macht —

„Guten Abend, Herr Iwantschitsch!" ruft Hedwig — „haben Sie mir keine Erdbeeren mitgebracht?"

„Leider nicht, meine allergnädigste Komtesse, konnte heute keine auftreiben." Der Pächter reibt sich die Hände und lächelt. Er hat einen kahlen Schädel, einen vorspringenden Unterkiefer und kurz gehaltenen Vollbart. Wenn er lächelt, so sieht er aus wie ein verliebter Pavian, was ihm Hedwig schon hundertmal mit charakteristischem Freimut ins Gesicht gesagt hat.

Jetzt sagt sie ihm das nicht, sondern etwas andres, ebenso Höfliches, nämlich: „Was wollen Sie also?"

Das verbindliche Fräulein von Berndt befleißigt sich sogleich, diese Grobheit zu vertuschen. „Möchten Sie nicht vielleicht Platz nehmen, Herr Iwantschitsch," sagt sie, herablassend mit der Hand auf den äußersten Zipfel des Plaids deutend, den die drei Damen zu ihrer Bequemlichkeit auf dem Grase ausgebreitet haben.

„Ich küß' die Hand, ich werde mir doch nicht erlauben ..." murmelte in Reverenz ersterbend der Pächter — „ich war nur gekommen, ob die Damen nicht vielleicht etwas aus der Stadt benötigen. Ich reise nämlich morgen nach Triest."

„So, nach Triest?" ruft Fräulein Mina. „Wie lange dauert die Reise von hier nach Triest?"

„Acht Stunden, meine Gnädigste."

„Nur? Da hätte ich wirklich Lust ... was sagst du, Dita?" bemerkt Fräulein Mina.

„Ich staune über deine plötzliche Reiselust," erwidert Dita trocken.

„Da gibt's nichts Staunenswertes dabei; ich hatte immer Lust, Triest zu sehen, außerdem ..."

„Lockt dich die Gelegenheit, Rosa Lilienburg aufzusuchen?" fällt ihr Dita ins Wort.

„Ja, ich gestehe, wir waren immer sehr intim ..."

„Ich reise mit," ruft Hedwig, in die Hände klatschend.

„Und das Geld, Mina?" bemerkte Dita leise und französisch.

„Es wird uns nicht hoch kommen," sagt Hedwig ebenfalls französisch, aber ganz laut, „und ‚le singe'," mit einem Blick auf den Pächter, „weiß ein billiges Hotel, wo man, wie es scheint, sehr gut aufgehoben ist."

„Nun, meine gnädigen Herrschaften, ich erwarte Ihre weiteren Befehle, vielleicht wollen Sie mich morgen wissen lassen, zu was Sie sich entschlossen haben. Ich würde sogar meine Abreise um einen Tag verschieben, wenn Ihnen meine bescheidene Eskorte erwünscht wäre."

„Darüber werden wir noch reden, lieber Herr Iwantschitsch," sagt Mina; „übrigens danke ich Ihnen recht herzlich. Gute Nacht, Herr Iwantschitsch."

Unter vielfachen Bücklingen zieht sich der Pächter zurück.

„Nun, was sagst du zu dem Reiseprojekt?" fragt Mina, sich noch einmal an Dita wendend.

„Anbetrachts des Standes unsrer Finanzen finde ich es unternehmend."

„Unsre Fonds sind nicht so erschöpft, wie du meinst. Wenn alle Stricke reißen, bleiben uns ja immer noch die Türkenlose. Ich reise auf jeden Fall mit Hedwig, dir steht es frei, uns zu begleiten oder nicht."

Den nächsten Morgen zeigt sich's, daß der Oberst sich mit seiner Gemahlin aufs Zärtlichste versöhnt hat, daß er sich sogar mit ihr nach Wien begeben will, um seinen Großvater und ihre Hoffnungen pflegen zu helfen.

Dita hat weder Lust, mit dem Hofmeister und Napl allein in Ilmenstein zurückzubleiben, noch Mina um

ihr Vergnügen zu bringen. Der Gesellschaft des Herrn Iwantschitsch sich zu entschlagen, wünscht sie natürlich, doch erscheint dies nicht mehr tunlich, ohne den guten Pächter zu verletzen.

Wie sie dann mit Mina das Reisebudget macht, findet sie zufällig in ihrer Tasche eng zusammengeknittert und unerbrochen den bereits erwähnten mageren Brief. Sie weiß genau, was darin stehen wird. Er lautet:

„Liebe Dita!

Das Leben, wie ich es jetzt führe, ist unerträglich. Die Armut ist die Lehrerin des Lasters. Rette mich vor mir selbst, erbarme Dich meiner. Nach reiflicher Überlegung bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß ich nur durch ein vollständiges Heraustreten aus meinen Verhältnissen wieder ein guter und ehrbarer Mensch werden kann. Verschaffe mir durch Deine reichen und glänzenden Verbindungen, ich bin ja nicht unbescheiden genug, um von Dir allein dieses Opfer zu verlangen, dreihundert Gulden, damit mein Reisegeld nach Brasilien gedeckt ist. Ich rechne auf Dich, ich baue auf Dich — bedenke, was einst war!

Dein unglückseliger

Adalbert."

Dita lächelt ein sehr herbes Lächeln. „Bedenke was einst war!" murmelt sie und zerreißt dabei den Brief in ganz kleine Stückchen. Sie hat die dreihundert Gulden nicht, die er braucht, um wieder ein ehrbarer

Menſch zu werden, aber wenn ſie ſie auch hätte .... Schon mehrmals iſt die Überzeugung in dem unglückſeligen Adalbert wach geworden, daß Braſilien und nur Braſilien dazu beſtimmt ſei, einen ehrbaren Menſchen aus ihm zu machen, mehrmals auch haben ihm gute Seelen das Geld zur Reiſe dahin verſchafft. Er iſt damit immer nur bis Hamburg gekommen und hat nach einiger Zeit ſeine Gönner kläglich angefleht, ihm behilflich zu ſein, wieder ins Vaterland zurückkehren zu können.

Dita nimmt eine Zehnguldennote und ſteckt ſie in ein Kuvert, das ſie, ohne ein Wort hinzuzuſetzen, adreſſiert und zuklebt.

Neuntes Kapitel

Trieſt

R—r—r—r! dröhnt's auf das Blechdach des Waggons herunter, als Dita früh durch den gedehnten Ausruf: „Acqua fresca!“ in einer kleinen Station kurz vor Trieſt geweckt wird.

Von den grünen Laubgirlanden an dem gelben Vordach des Stationsgebäudes klatſchen ſchwere Tropfen nieder, dicht gereihte Regenſchnüre breiten ſich wie ein grauer Schleier zwiſchen Dita und zwei ſchwarzäugigen Italienerinnen, mit weißen Zähnen und lebensüppigem Lächeln und mit großen Goldringen in den Ohren. „Acqua fresca ... acqua fresca ...“ R—r—r—r!

Dita schüttelt melancholisch das Haupt, sieht von den pittoresken Italienerinnen zu Mina hinüber, die, aufrecht sitzend mit sehr strengem Gesicht, und Hedwig, die in einer Ecke zusammengekugelt, schläft. Sie fangen beide an, sich zu recken und zu gähnen, dann, sich die Augen reibend, sehen sie erschrocken hinaus.

„Wir gehen im Regenmantel nach Miramare, Hedwig," sagt Dita verdrießlich.

Hedwig macht eine Grimasse, während Mina sich mit Kölnischwasser den Kohlenstaub vom Gesichte wäscht.

Auf dem Bahnhof überschüttet Hedwig den Pächter, der die Nacht in einem Coupé dritter Klasse zugebracht hat, mit Vorwürfen wegen des schlechten Wetters.

Er placiert die Damen in einen nach Filz und Lack riechenden Wagen, dessen Bock er besteigt und den er in das billige Hotel dirigiert, in dem „man aufgehoben ist, wie im Paradies".

Dies Elysium ist bis in die Dachkammer besetzt „weil Markttag ist," entschuldigt sich der Pächter und dirigiert den Wagen in ein zweites billiges Hotel.

Das ist nicht überfüllt. Sie haben kaum Zeit, durch den immer noch herabsinkenden Regen zu konstatieren, daß es zweistockig ist und schmutzig aussieht, und zur „Stadt London" heißt, als sie sich schon im Vestibül befinden, der Pächter den Wagen zurückschickt und ein Hausknecht ihre Reisetaschen in die ihnen angewiesenen Zimmer hinaufträgt.

„Schön!" ruft Dita, nachdem der Hausknecht sich

entfernt hat, einen Blick über die verschossenen Möbel des, halb als Schlafzimmer, halb als Salon möblierten Gemaches werfend. „Wer von euch legt sich abends zu Bett? — Ich übernachte auf einem Stuhl."

„Wenn wir nur kein Ungeziefer auflesen," stöhnt Mina trübselig.

Dita lächelt überlegen. „Ein billiges Hotel!" murmelt sie ironisch.

„Aber du weißt es ja doch, unsre Fonds ..." wirft Mina verdrießlich hin.

„Machten es überhaupt nicht ratsam, eine Reise nach Triest zu unternehmen. Ja, Mina, das weiß ich. Ohne die gehörigen Mittel soll man keinen Krieg beginnen."

„Du bist abscheulich altklug. Ein bißchen Übereilung ziert die Jugend," entrüstet sich Mina. „Eine gewisse enthusiastische Empfänglichkeit ..."

Hedwig steht indessen am Fenster. „Ein Montenegriner, sieh," ruft sie mit Begeisterung, „eine Pracht. Gott, diese Augen!"

„Da hast du die enthusiastische Empfänglichkeit," spottet Dita.

Zum Waschen ist kein Wasser vorrätig; wie die Damen an dem Glockenzuge ziehen, der den Platz einer elektrischen Schelle vertritt, bleibt er ihnen in der Hand. Mina geht auf den Korridor, das Stubenmädchen zu suchen, fliegt jedoch augenblicklich mit einem Entsetzen, das in Herzklopfen ausartet, wieder zurück. „Ich bin in einer Aufregung," ruft sie, „auf dem

Korridor bin ich einem Offizier begegnet, ich dachte schon, es sei ein Bekannter ... Thalhausen!"

„Das wäre ja prächtig!" ruft Hedwig, „wir laden ihn gleich zum Frühstück ein."

„Wenn er mich hier anträfe, in dieser Kneipe ... ich stürbe!" stöhnt Mina, „nein, ich bin in einer Aufregung ..., ich wollte, wir wären zu Hause geblieben!"

Indessen eilt Hedwig zur Tür, Mina erhascht sie beim Arm. „Hedwig!" schreit sie.

„Ungewaschen können wir nicht bleiben," erwidert die Gräfin kühl, „und wenn du dich so sehr vor Offizieren fürchtest ..."

„Du bleibst hier, Hedwig, und ich sage es dir ein für allemal, daß du dich anständig benimmst," ruft Fräulein von Berndt mit Energie und Verzweiflung.

Als das Waschwasser endlich erscheint, riecht's nach Ruß und läßt schwarze Ränder in den Waschbecken zurück. Der Kaffee, der in mehrere Pfunde wiegenden Tassen geboten wird, schmeckt nach Schnupftabak, die Milch nach Käse, die Semmeln nach Rauch. Die Damen fassen den Entschluß, nüchtern auszugehen und einen Bäcker oder Konditor aufzusuchen.

Die Atmosphäre in den Gängen des Hotels riecht nach Seewasser und Branntwein. Sie verlassen die „Stadt London" mit einem Gefühl dumpfen Mißbehagens im Herzen und dem Nachhall gellenden Lachens und Gläserklirrens im Ohr. Neben der Ausgangstür, unter einem zerfetzten, grauen Zeltdach, sitzt, von gelben und schwarzen Lederschnitzeln umgeben,

ein blödsinnig murmelnder, gleichmütig klopfender Schuster.

Jetzt hat's aufgehört zu regnen. Ein paar vergnügte und harmlose Wölkchen segeln einander haschend den blauen Himmel entlang, der Südwind fährt schmeichelnd der Erde über ihr lustiges Sommergesicht, an dem die Tränen immer schnell zu trocknen bereit sind.

Mina will vor allem ihre Freundin überraschen. Hedwig hat entdeckt, daß ihre engen Stöckelschuhe nicht dazu angetan sind, ihr auf heißem Stadtpflaster das Leben zu versüßen, und äußert die Absicht, sich irgendwo eine praktischere Fußbekleidung zu kaufen. Großmütig bietet sie sich an, auf die Gesellschaft der beiden andern Damen zu verzichten und allein zu gehen. Mina will davon nichts wissen und Dita sagt: „Ich werde dich begleiten, Hedwig, nur hoffe ich, daß du, so kleidsam diese Eigenschaft auch sein mag, nicht zu viel enthusiastische Empfänglichkeit für die Schönheit jedes Montenegriners, dem wir begegnen, an den Tag legen wirst. In einer Stunde treffen wir wieder in unsrer Kneipe zusammen, Mina."

Nach längerem Suchen haben die beiden Mädchen einen Schuster ausgekundschaftet, der Hedwig ein Paar Stiefel aufschwatzt, über die sie in der nächsten halben Stunde noch unglücklicher sein wird als über ihre Stöckelschuhe. Wie sie aus dem Laden treten, wissen sie nicht mehr, ob der Weg nach der „Stadt London" rechts oder links geht. Sie entschließen sich für links, verirren sich bald in ein unheimliches Straßenlabyrinth

mit einer malerisch halbnackten, bronzefarbigen Bevölkerung, die, mit der Gosse und alten Gemüseüberbleibseln in freundschaftlichem Verkehr, ausschließlich auf dem Pflaster zu wohnen scheint. Entsetzt suchen sie einen Ausweg aus diesem Barbarenland, in dem ein Teil der Bevölkerung sie mißtrauisch und ingrimmig, der andre frech lächelnd mit empörender Vertraulichkeit betrachtet.

Endlich sind sie bis zu einer zivilisierten Straße mit Wiener Galanteriewaren in den Schaufenstern und österreichischen Marineoffizieren vor den Kaffeehäusern durchgedrungen. Leider kennen sie sich weniger aus als je.

„Wir täten besser daran, einen Wagen zu nehmen," äußert sich Dita. Nachdem sie sich ein Weilchen vergeblich nach einem solchen umgesehen hat, bemerkt sie, daß Hedwig von ihrer Seite verschwunden ist. Erschrocken sieht sie sich um und erblickt die Contessina neben einem jungen Manne, mit vornehmer Haltung und rötlichem Gesicht.

„Die Medizin! ... Auch das noch! ..." sagt sich Dita unangenehm berührt. Da wendet sich Graf Ruysbruk ehrerbietig grüßend zu ihr: „Die Gräfin erklärte mir soeben, in welcher Verlegenheit Sie sich befänden," beginnt er.

„Ja, und Graf Ruysbruk will uns in unser Hotel zurückführen," schiebt Hedwig geläufig ein.

„Wenn Sie erlauben, meine Begleitung dürfte von zwei Übeln das kleinere sein," sagt er sehr höflich.

Dita verbeugt sich stumm.

„Daß sie so hübsch ist, hatt' ich wahrhaftig vergessen; aber, was Teufel, tut sie so eisig gegen mich ..., hat sie mir vielleicht meine stumme Reisegenossenschaft übelgenommen?" denkt Graf Ruysbruk, sagt jedoch nur, sich diesmal an Hedwig wendend: „Wohin wünschen Sie zu gehen?"

„Nach der ‚Stadt London' in der X... straße," fällt Dita mit ihrer tiefen Stimme ein, dabei zieht sie mit spöttischem Ernst die Mundwinkel herab, sieht Hedwig vielsagend an und nimmt ihren Arm.

„Stadt London" ... „Stadt London" ... murmelt der Graf ... „ich kenne zwar die X... straße, aber das Hotel kenne ich nicht. Sind Sie sicher, daß es sich in der X... straße befindet?" diesmal die großen blauen Augen direkt auf Dita richtend.

„Sicher!" bejaht diese entschieden.

„Nun, dann wird es wohl zu finden sein," meint Graf Ruysbruk. Sie setzen sich in Bewegung.

„Was wird er sich denken?" raunt Hedwig Dita zu.

Diese erwidert mit einem humoristischen Lächeln: „Was er will!"

Seit dem Tode ihres Vaters, seitdem sie sich ihrer mißlichen pekuniären Verhältnisse bewußt geworden ist, hat sich's Dita zur Aufgabe gestellt, über die unästhetischen Seiten des Lebens zu lachen und sich mit ruhigem Gleichmut zu bewaffnen, wenn ihrer Eitelkeit eine Demütigung droht.

„Wie kommen Sie eigentlich nach Triest?" fragt

ihr Begleiter nach einigen Minuten rasch durchschrittenen Schweigens.

„Wir haben eine Landpartie gemacht, um den Hafen zu sehen," sagt Hedwig.

„So! Ah!"

„Wir sind hier unter der Obhut einer Verwandten," erklärt Dita mit ihrer musterhaften Prüderie.

Wieder schweifen Ruysbruks Augen über ihre Erscheinung. Woher ist sie, was ist sie, daß sie so gar nicht in ihre Umgebung, in das lächerliche Tollhaus und an die Seite dieser kleinstädtischen Gräfin paßt. Sie ist so hoch und schlank, und ihr Kleid, ohne der Mode zu widersprechen, frei von jedem unschönen Krimskrams. An ein paar Pfützen vorbeikommend, schürzt sie es mit einer raschen, aber unvergleichlich anmutigen Bewegung ein wenig auf, dabei kommt ihr schmaler, von keinem Louis XV.-Absatz verunstalteter Fuß zum Vorschein.

„Verteufelt! ... Wo sie nur die Rasse her hat," denkt Ruysbruk.

Sie haben die X... straße erreicht. Ruß, Schmutz, Fuhrengetümmel und betrunkene Arbeiter bekunden die Nähe von Bauunternehmungen. Ruysbruk läßt seine Augen über die geschwärzten Häuserfassaden streifen, mehrere Schänken erblickt er — ein Hotel erblickt er nicht.

Da sagt Dita: „Wir sind am Ziel."

Er sieht auf, sieht ein schmutzig schwärzliches Haus, auf dem in der Tat: „Città di Londra, locanda" steht,

sieht sich nach rechts und links um, sieht einen blödsinnigen Schuster rechts, links einen Matrosen mit entblößtem Hals und weit von der Stirn zurückgeschobenem Lackhut, mit schläfrigem Blick und verwegenem Lächeln. Ein unbeschreiblicher Geruch nach schlechter Kohle, Branntwein und Virginiazigarren wogt ihm aus dem Flur entgegen. Zornig runzelt er die Stirn und sagt: „Sie müssen sich irren."

Hedwig wird sehr rot und kichert, Dita sagt trocken: „Wir irren uns nicht."

„Welcher Fiaker hat sich unterstanden, Sie in diese elende Matrosenkneipe zu führen?" entrüstet sich ‚Bravo rechts'. „Es ist nicht möglich, daß Sie hier bleiben. Wollen Sie mir erlauben, Ihr Gepäck in ein anständiges Hotel transportieren zu lassen?" fragt er im Eifer der guten Sache, seine übliche Zurückhaltung vergessend.

„Meine Ahnung!" ruft Fräulein von Berndt, soeben von ihrem Spaziergang heimkommend, sehr erregt, „mir war vom ersten Augenblick an so unheimlich . . ., und an allem ist dieser abscheuliche Iwantschitsch schuld, eigentlich du, Hedwig."

Hedwig lacht leichtfertig auf. Ein strafender Blick aus den blauen Augen ihrer „Medizin" läßt sie verstummen.

„Damen sollten ohne männlichen Schutz nie reisen, außer in Gegenden, die sie genau kennen, sie kommen sonst immer in Verlegenheiten," erklärt Ruysbruk mit nachsichtigem Lächeln. „Wollen Sie mir erlauben,

mich Ihnen für den Rest Ihres Triestiner Aufenthaltes zur Verfügung zu stellen?"

Wieder sucht sein Blick das ernste, blasse Gesicht Ditas. Sie dankt ihm mit ruhigem Kopfnicken, Mina mit überflüssiger Zungengeläufigkeit und liebenswürdigen Gestikulationen. Hedwig, die etwas hinter Ruysbruk steht, legt die Hand aufs Herz und seufzt schwärmerisch. Indessen flüstert Fräulein von Berndt Dita zu: „Es ist wirklich zu ärgerlich. Rosa ist gestern nach Görz abgereist. Ich habe sie gerade um einen Tag verfehlt."

Zehntes Kapitel
Auf der Hochzeitsreise

Die Übersiedlung in ein anständiges Hotel ist vorüber — vorüber eine ruhige Mahlzeit und ein langer Spaziergang durch die sonnendurchglühten, bunten Straßen von Triest. Mina hat Hedwig beständig beim Arm gehalten, um sie in ein anständiges Benehmen hineinzuzwingen, hat sie sogar von Zeit zu Zeit, wenn die Gelegenheit es erforderte, gekneipt und ihr ins Ohr geflüstert: „Daß du nicht kokettierst!"

Dita und Ruysbruk waren infolgedessen darauf angewiesen, sich fast ausschließlich miteinander zu unterhalten.

Eine Ausfahrt nach Miramare ist für den Nach-

mittag projektiert und unser Quartett dem Hafen zugewandert.

In großen, weißen Silberscheiben glänzt das Sonnenlicht auf dem grünlich blauen Meer, auf dem sich die Schiffe behaglich schaukeln. Der Duft von Teer, Hanf, Seetang, Meerwasser, Tran und Seefischen würzt die Atmosphäre. Alles wimmelt von Matrosen mit goldenen Ringen in den Ohren und weißen Zähnen in braunen Gesichtern, von prächtigen weiblichen Gestalten in malerischen Trachten, von großartig gleichgültigen Türken und verschmitzten Griechen.

Sie haben das Boot bestiegen, das sie nach dem Omnibusdampfer bringen soll, der nach Miramare fährt. Ruysbruk zieht seinen Chronometer aus der Tasche und befiehlt dem Ruderer, sich zu beeilen. Doch, wie dieser auch eilt, die schrille Schiffsglocke schreit das Abfahrtssignal in die Welt hinaus, ehe der Rand des Bootes an die plumpe Seite des Wasseromnibus stößt. Dennoch springt Mina energisch auf und erreicht, dank der Hilfe eines galanten Italieners, der ihr die Arme entgegenstreckt, das Verdeck.

„Hedwig!" schreit sie in Todesangst. Auch Hedwig wird noch, von denselben galanten Armen, in den sich schon bewegenden Dampfer hinaufgehißt.

Dita und Ruysbruk bleiben zurück, sehen hilflos dem laut pustenden und dahinfliehenden Dampfer nach.

Nicht ohne Anstrengung gelingt es Ruysbruk, seine Freude unter anständigem Ernst zu bergen.

Ruhig schaukelt sich die Barke auf dem grünen Gewell.

Der Schiffer blickt fragend die jungen Leute — diese sehen ebenfalls fragend einander an.

Dita ist die erste, die das Schweigen unterbricht: „Wann geht der nächste Dampfer?“ bemerkt sie.

„O! nicht vor zwei Stunden,“ erwidert Ruysbruk aufs Geratewohl. „Soll ich Sie in Ihr Hotel zurückführen?“ setzt er kleinlaut hinzu.

„Es wird das beste sein,“ erwidert sie.

„Hm! glauben Sie nicht, daß es ebenso zweckmäßig wäre, per Barke Ihren Damen nachzufahren und den schönen Tag zu genießen?“

Einen Moment, nur einen kurzen Moment zögert sie, dann nickt sie ihre Zustimmung.

Gleichmäßig, Well' auf, Well' ab, schaukelt sich der Kahn. Dita hat einen ihrer Handschuhe abgestreift und hascht mit den Fingerspitzen nach Algen.

„Was für ein reizendes Grübchen sie an der Handwurzel hat!“ denkt er, „hat sie aus Koketterie ihren Handschuh abgestreift? Sie sieht zu gleichgültig aus dabei. Warum schweigt sie so ausdauernd? Schüchtert das Alleinsein mit mir sie ein? ... Bah! ich geniere sie nicht mehr als der Barcarol! ... Wenn mir nur etwas einfallen wollte — sie sieht so hübsch aus beim Reden!“

Er räuspert sich und macht endlich folgende glänzende Bemerkung: „Ein sehr schöner Tag ... finden Sie nicht?“

Sie: „Sehr schön!“ ohne aufzusehen.

Er: „Etwas heiß, aber ein angenehmer Luftzug.“

Dita zieht die Hand aus der Flut und blickt sinnend vor sich hin.

„Wenn ich der Reichsrat wär', würde ich die Wetterkonversationen mit einer Steuer belegen. Glauben Sie nicht, Graf Ruysbruk, daß dies zwar eine schwer kontrollierbare, aber sehr einträgliche Steuer wäre?“

Ruysbruk schweigt. Durch Ditas Unvorsichtigkeit ist die mühsam begonnene Konversation in den Sand verlaufen.

Es dauert ein paar Minuten, ehe er sich neuerdings zu einer Frage aufrafft. „Sie sind das erstemal in Ilmenstein?“

„Nein, das zweitemal.“

„Alimpitsch ist Ihr Onkel, glaube ich?“

„Onkel und Cousin, der Sohn der Tante meines Vaters. Sind Sie nun genau orientiert?“ sagt Dita leicht lachend und streckt die Hand nach einer Alge aus. —

Wenn ihre Stimme nicht so angenehm, ihr Gesicht nicht so hübsch wäre, so hätte Wolf Ruysbruk ihr diese gleichgültigen, kurz angebundenen Antworten übelgenommen, so aber begnügt er sich damit, etwas röter zu werden als gewöhnlich und sich noch einmal zu räuspern, dann aber spricht er: „Sie behandeln meine wohlgemeinten Gesprächsversuche sehr schlecht, meine Bemerkungen ebenso schnöde wie meine Fragen. Nun muß aber eine Konversation ihr Leben von Bemerkungen, Fragen oder Anekdoten fristen, und Sie können

doch nicht von mir verlangen, daß ich apropos einer Wolke oder des Ruderers in ein ‚Das erinnert mich ...' und so weiter ausbreche."

„Wenn ich Ihre Gesprächsversuche schlecht behandelt habe, Graf Ruysbruk, so nehme ich anderseits Ihre Strafpredigt sehr de- und reumütig an," sagt Dita, und Wolf lüftet mit dem königlichen Anstand, der alle seine Bewegungen kennzeichnet, seinen Hut und verbeugt sich lächelnd.

„Die Gegend um Ilmenstein ist sehr schön," beginnt er nun neuerdings, „und das Schloß liegt reizend, ist auch sehr bequem, wenn ich mich dessen gut entsinne. Sie verleben gewiß einen angenehmen Sommer dort?"

„Ja, die Luft ist sehr gesund," erwidert Dita mit statueskem Ernst.

„Nach dieser Antwort ist es mir wohl ohne jedwede Indiskretion erlaubt, anzunehmen, daß Sie sich dort langweilen?" fragt Wolf.

„Vernünftige Leute langweilen sich nie."

„Aber sie können gelangweilt werden, auch sich unbehaglich und zwischen sehr vielen Menschen vereinsamt fühlen," bemerkt Wolf.

Dita lacht diesmal ganz gutmütig. „Sie haben die Situation erfaßt," ruft sie, „ich fühle mich wirklich vereinsamt. Was wollen Sie? Lis Alimpitsch liest den ganzen Tag lang die Odyssee oder verwirrt ihre religiösen Begriffe durch Schopenhauersche Philosophie, der Oberst beschäftigt sich mit seinem Chinin

oder macht Betrachtungen über ſein Temperament, Napl, der Diplomat en herbe, liegt Hedwig Albano zu Füßen, und ich bin ausſchließlich auf Romane und Liſens Reitpferd angewieſen. Natürlich zieh' ich letzteres vor."

„Sie reiten allein mit einem Groom?"

„Allein ohne Groom."

„Das iſt gefährlich, man ſollte Sie nicht laſſen . . .," ruft der phlegmatiſche Wolf beinahe erregt.

Sie zuckt die Achſeln. „Wem liegt denn daran, ob ich den Hals breche."

Ruysbruk ſchweigt, ſieht aber aus, als ob ihm ſehr viel daran läge.

„Es iſt ſo ſchön, dahinzuſauſen mit dem Morgenwind um die Wette vor dem Frühſtück," ſagt Dita träumeriſch und weit vor ſich hinblickend . . . „ſo recht wild und ſchnell, zwiſchen all dem Tau und der duftigen, friſchen Üppigkeit; man wird faſt luſtig dabei und denkt ſich, daß es ſchließlich noch irgendwo eine Brücke zwiſchen Himmel und Erde geben muß, daß man ſie nur nicht finden kann."

„Ich begreife Alimpitſch nicht," grollt Wolf, „und iſt denn niemand anderes da, der Sie begleiten könnte?"

„Der Hofmeiſter?... Der reitet höchſtens Prinzipien," ſpöttelt Dita.

„Vielleicht taugt er wenigſtens dazu, Ihnen Bücher zu borgen," meint Wolf.

„Ich habe ihn noch nicht darum angegangen," er-

widert Dita, „will übrigens mit ihm so wenig als möglich zu tun haben."

Schon nähert sich ihr Fahrzeug den grünen Terrassen von Miramare; Wolf verwünscht die Eile des Schiffers. Da durchkreuzt, ihnen entgegenkommend, eine zweite Barke die Flut. Zufällig sieht Dita hinüber. Ihr langer Hals wird länger, ihre Augen blinzeln mit Interesse das fremde Fahrzeug an. Eine einzelne Frau, jung, klein, stark, mit einem verdrückten Hut auf reichem blondem Haar, sitzt darin und hebt ihre Lorgnette an die kristallhellen, blauen Augen.

„Wera Wenckendorf!" schreit Dita. Da hat die Dame schon ihrem Ruderer etwas zugerufen — bald stehen die Kähne Rand an Rand.

„Wera!"

„Dita! ... Warum hast du mir denn so lange nicht geschrieben, du träges Mädchen — ça!" Ihr Lorgnon auf Wolf richtend und sich mit plötzlicher Eingebung die Stirne klopfend: „Bist du vielleicht auf deiner Hochzeitsreise, tiens, tiens?" — Alles dies in geläufigem Französisch.

Ruysbruk wird verlegen, Dita lacht gleichmütig.

„Da sehen Sie, in welch schnöden Verdacht wir aufs Unschuldigste hineingeraten sind, Graf," sagt sie lächelnd. „Wie kannst du nur so etwas vermuten, Wera? Ich bin in Verlust geraten und Graf Ruysbruk, den ich eigentlich erst heute morgen kennen lernte, ist freundlich genug, mich zu meinen Leuten zurück zu eskortieren."

„Ach so!" Ohne die geringste Verwirrung an den

Tag zu legen, schiebt Wera die Brauen in die Stirn. „Dich bitte ich um Verzeihung, Dita, Ruysbruk nicht; nur fürchte ich, daß ich über der Freude, dich wiederzusehen, völlig vergaß, ihn zu begrüßen. Nun, wie geht's?" ihm die Hand reichend, „was macht Cilon?"

„Ich danke, meine Schwester ist sehr wohl, Baronin."

„In Aldringen? Beschäftigt sich mit ihren Trotteln wie gewöhnlich? — Wenn ich Ende September von Venedig zurückkehre, hoffe ich mich einige Tage bei ihr aufhalten zu können. Ihr fahrt nach Miramare, interessiert dich Miramare, Kind? ... Nein — aber dein Chaperon erwartet dich dort. Komm, spring herüber zu mir, Ruysbruk kann allein nach Miramare, und deinen Leuten ausrichten, daß ich dich entführt habe. Zum Lohn für pünktlich ausgeführte Bestellung dürfen Sie mit uns den Tee nehmen, Ruysbruk. Ich wohne im ‚Hôtel de la ville' — au revoir!"

Elftes Kapitel

„Avete pure un pallido visino"

Ich hatte rechte Freude, als ich dich mit diesem blonden Wolf getraut glaubte. Er ist nicht amüsant, aber er ist tüchtig, er hätte dir eine glänzende Stellung geboten, in der du einen angenehmen Spielraum für deine Eigenschaften gewonnen hättest. Vertragen

hätteſt du dich mit ihm können — und verlieben wirſt du dich ohnedies nie —" ſo ſpricht Wera Wenckendorf, während ſie eine Stunde nach dem unerwarteten Zuſammentreffen mit ihrer Freundin in ihrem großen Hotelſalon auf einem niedrigen Fauteuil ſitzt und ſich mit einem Palmenblatt phlegmatiſch fächelt.

Dita, die ſich damit beſchäftigt hat, den Tee zu bereiten, ruft faſt heftig aus: „Sag das nicht, ich will lieber nie heiraten, als nie Liebe fühlen."

„Dann iſt's mit Wolf nichts," erklärt Wera.

Dita ſchiebt die Unterlippe vor. — „Laß doch den Grafen Ruysbruk aus dem Spiel. Ob er amüſant iſt oder nicht, weiß ich nicht." — Dita ſcheint ſeltſamerweiſe die Geringſchätzung, mit der Wera ſich über Wolf geäußert hat, übelzunehmen. — „Das eine aber weiß ich, daß es ihm nie einfallen wird, mir den Hof zu machen."

Wera lacht herzlich. „Tiens! tiens! Tut dir's vielleicht leid?"

Dita zuckt die Achſeln und ſieht weg. — „Nun ja, es tut mir leid," geſteht ſie. „Es kann mir doch nicht einerlei ſein, daß jeder anſtändige Menſch immer nur an mir vorüberblitzt wie eine Sternſchnuppe. Ich habe kaum Zeit, ihm ‚guten Tag' zu ſagen, ſo iſt er ſchon wieder verſchwunden!"

„Hm! Bei der Sternſchnuppe haſt du doch eher an Zino Capito gedacht, als an Ruysbruk," bemerkt Wera lächelnd.

„Kann ſein!" Dita greift immer noch verdrießlich

in eine offene Bonbonniere, die auf einem Tischchen steht und fischt eine Süßigkeit heraus.

„Hm! Sehr lustig bist du nicht geworden," sagt Wera. „Womit hast du dich denn die ganze Zeit beschäftigt?"

„Ich habe Latein und Griechisch gelernt," erwidert Dita trocken.

„Meine arme Taube!" entsetzt sich Wera.

Dita zuckt die Achseln. „Bah, ich bin gar nicht zu bedauern, bin nur etwas lau und feig. Was willst du? Ich bin weder genötigt, zu hungern, noch bei Verwandten zu leben, noch Klavierstunden zu geben. Nichts fehlt mir, Launen habe ich, und mit denen werde ich auch noch fertig. In fünfzehn Jahren werde ich eine gelehrte, zigarrenrauchende, sehr charaktervolle und entsprechend unausstehliche alte Jungfer geworden sein, und werde, ohne das Leben besonders zu lieben, mich ebenso vor dem Sterben fürchten, wie alle andern."

„Du, alte Jungfer werden! ... So etwas nimmt das Schicksal nicht auf sein Gewissen," ruft Wera mit Nachdruck.

„Hat das Schicksal überhaupt ein Gewissen?" fragt Dita humoristisch.

„Unter uns gesagt," flüstert Wera, „finde ich selber manchmal, das Schicksal ist etwas konfus und die ganze Schöpfung ein splendid mistake — ins Deutsche übersetzt: eine geniale Pfuscherei; aber diese Ansichten hängen immer stark mit meiner Migräne zusammen. —

Nun, und wo bringst du den Sommer zu, mein armes Kind?"

„Ich? ... In Ilmenstein bei Alimpitsch."

„Ilmenstein? ... liegt das nicht nah an Aldringen?" erkundigt sich Wera.

„Ja, anderthalb Geh- oder eine Reitstunde weit."

„Stehen deine Verwandten mit den Aldringern in Verkehr?"

„In sehr intimem Verkehr waren sie nie, jetzt wird Ilmenstein von allen anständigen Leuten gemieden."

Dita entwirft in der konzis-beißenden Art, die ihr eigen ist, eine flüchtige Skizze von den Beziehungen der Contessina zu ihrer blonden Medizin. Wera lacht eben noch unbändig darüber, als sich die Tür öffnet und Weras Diener den Grafen Ruysbruk meldet.

„Sie kommen spät," sagt mit phlegmatischem Lächeln die Russin.

„Ich denke, Sie werden mich dafür loben," erwidert er.

„Im Gegenteil, Dita und ich haben uns in leidenschaftlicher Ungeduld verzehrt," neckt ihn Wera.

„So, ich dachte Ihnen und Fräulein von Nikoltschjani keine größere Freude machen zu können, als wenn ich Sie möglichst spät störte," sagt Ruysbruk.

„Zum Lohn für ihren Edelmut," entgegnet Wera, „bekommen Sie kalten Tee, dürfen aber rauchen."

Dita bietet dem jungen Manne eine Tasse.

„War die Contessina so bezaubernd wie gewöhnlich?"

fragt Wera, indem sie Wolf liebenswürdig einen Platz neben sich anweist.

Er seufzt ärgerlich.

„Sie müssen einen reizenden Nachmittag verlebt haben?“ neckt die Russin.

Ruysbruk arbeitet ungeduldig mit seinem Teelöffel in der Tasse herum. „Leidet diese Person noch oft an Krämpfen?“ wendet er sich in gereiztem Ton an Dita.

„An Weinkrämpfen, wenn sie sich langweilt,“ erwidert diese.

„Nun, heute hat sie mir einen Herzkrampf zum besten gegeben, im ‚Café Specchi‘,“ sagt Wolf.

„Und wie haben Sie sich aus der Affäre gezogen?“ fragt boshaft lächelnd die Baronin.

„Ich habe die interessante Kranke und Fräulein von Berndt in einem Fiaker untergebracht und in ihr Hotel führen lassen, dann hab’ ich den Damen einen Arzt nachgeschickt.“

„Nun, Ihr Gewissen dürfte völlig zufrieden mit Ihnen sein, ob es die Contessina ist, wollen wir dahingestellt sein lassen,“ sagt Wera lachend, dann zündet sie sich eine Zigarette an und sich in die Polster einer Chaiselongue zurücklehnend, sagt sie: „Irgendwo in diesem Raum befindet sich ein Klavier, Sie könnten so gut sein, es aufzumachen, Ruysbruk, Dita wird uns ein paar russische Zigeunerlieder vorsingen.“

Und Dita setzt sich an das Pianino und singt. Sie hat eine prachtvolle Sopranstimme und einen ungemein

anziehenden Vortrag. Sie krümmt und windet sich nicht und beschwert nicht jeden Ton mit geschmacklosem Nachdruck. Ruysbruk fühlt sich sonderbar gestimmt. Ehe noch die letzte Note ihrer traurigen Weisen verklungen ist, fragt er Wera, neben der er bisher schweigend und traumversunken gesessen, leise: „Wo haben Sie die Bekanntschaft dieser jungen Dame gemacht?"

„Ich weiß es nicht mehr," entgegnete Wera ungeduldig. Dita aber läßt die Hände von den Tasten herabgleiten, wendet sich lächelnd nach ihren beiden Zuhörern um und sieht Wolf Ruysbruk mit einem langen, spöttisch übermütigen Blick in die Augen.

„Ja, mein Lieber, vor Dita müssen Sie sich in acht nehmen," sagt Wera strafend, „neben ihren übrigen Talenten besitzt sie auch noch das, durch Bretter zu sehen und durch eine Militärmusik hindurch zu hören. Geschieht Ihnen recht, warum sind Sie so abscheulich neugierig .... Wie ein Engel hast du gesungen, Kind .... Warum sagen denn Sie nichts, Ruysbruk, Sie müssen rein taub sein, um Ditas Gesang nicht zu würdigen."

„Ich bin nicht taub, ich bin nur wie Kordelia ausdrucksunfähig," spricht er. „Dürfte ich übrigens fragen, Baronin, warum Sie heute so besonders angriffslustig sind?"

„Mich langweilt Ihre blonde Maske," erwidert Wera mit kapriziöser Ungezogenheit, „bitte, nehmen Sie sie ab, damit wir sehen, ob eine Physiognomie dahinter steckt!"

Ruysbruk verbeugt sich.

„Was willst du mit einem Menschen anfangen, Dita, der sich zu jeder Grobheit, die man ihm antut, verbeugt!" ruft die Baronin in komischem Zorn. Da bemerkt sie, wie Wolf, ihr selbst alle Aufmerksamkeit entziehend, die großen Augen fest auf Dita heftet, die eben im Begriff steht, ihren Hut aufzusetzen. Ihre ohne alle Koketterie emporgehobenen Arme lassen die Linien ihrer Büste frei, ihre hohe biegsame Gestalt sieht dabei unbeschreiblich reizend aus.

„Ah!" macht die Russin in Gedanken, und als Dita sie bittet, ihr den Bedienten auf den Heimweg mitzugeben, antwortet Wera: „Mein lieber Schatz, ich will selbst mit dir gehen, und dieser über alle irdischen Schwächen erhabene Schneemann" — mit boshaftem Augenblinzeln — „erhält die Erlaubnis, uns zu eskortieren."

Wera hat plötzlich wieder Lust bekommen, Freundschaft mit Wolf zu schließen.

Die Luft draußen ist lau, von keinem Windhauch bewegt. Dumpf eintönig, wie ein trauriges Wiegenlied klingt das Meeresseufzen zu den Dreien herüber, während sie schweigsam dem „Hotel Daniel" zuschreiten.

Tausend Sterne glitzern an dem blauen Himmel und auf den Straßen glänzen bunte Lampen vor den Cafés und in den Läden. Frauen in weißen Kleidern, Kopf und Schultern von schwarzen Schleiern umhüllt, schreiten mit Offizieren lustig plaudernd über die von dem geschäftigen Straßenpöbel nun verlassenen Trottoirs. Ein kleiner Junge in malerischen Lumpen, ein

paar Medaillen an einem abgeschabten Schnürchen auf der sonnverbrannten bloßen Brust, singt vor einem Café mit heiserer Knabenstimme ein italienisches Volkslied:

„Avete pure un pallido visino
Che fa tutte le gente inamorare.“

Seine großen Augen brennen wie Fackeln und seine abgezehrte, nach Soldis ausgestreckte Hand zittert im Fieber. Wolf gibt ihm ein Geldstück. Er hat einen miserablen, musikalischen Geschmack, und die Romanzen von Gordigiani wirken stärker auf sein Nervensystem, als die neunte Symphonie von Beethoven.

Nachdem Wera ihren Schützling in Minas Hände abgeliefert hat, fragt sie, nach Hause zurückkehrend, den sie begleitenden Wolf: „Nun, wie gefällt Ihnen meine Protegée?“

„Eine vollendete Schönheit,“ erwidert er.

„Das ist die Eigenschaft, die ich ihr am wenigsten hoch anrechne,“ sagt Wera.

Wolf räuspert sich, will etwas bemerken, bleibt aber in einer ganz unparlamentarischen Weise stecken.

Die Russin lächelt still vor sich hin.

„Hm! Ruysbruk, wissen Sie, daß ich Lust habe, Sie morgen zum Essen zu laden?“

„Mit ... hm! ... dem ... der ...“

„Mit Dita Nikoltschjani, natürlich. Glauben Sie etwa, daß es mich lockt, im Tête-à-tête mit Ihnen zu speisen? Nein! Sind Sie frei?“

„Natürlich."

„Gut, dann morgen um acht Uhr, aber nur unter der Bedingung, daß Sie noch einen anständigen Menschen auftreiben, der den Vierten bei der Partie macht, sonst müssen Sie wegbleiben, ich kann ungerade Zahlen nicht leiden. Ça! Wenn mich nicht alles täuscht, so habe ich den Namen Capito in der Fremdenliste gelesen."

„Er wohnt in demselben Hotel wie ich, er hat sich ein Rendezvous mit mir gegeben, wir wollen miteinander nach Venedig!"

„Tiens! Nun, bringen Sie mir Zino morgen."

„Hm! Ah!... Glauben Sie nicht, daß Zino..." Wolf räuspert eine ganze Reihe von Gedankenstrichen in seine Phrase hinein.

„Daß er ein, nun zart ausgedrückt, Gassenbub' ist, ja, das glaube ich," sagt Wera.

„Und in einem so kleinen Zirkel ... ein junges Mädchen..."

Wera hat das „Hôtel de la ville" erreicht. „Wenn Sie Capito nicht mitbringen wollen, so müssen Sie selber wegbleiben. Gute Nacht!" Damit verabschiedet sie ihn.

⊕ ⊕ ⊕

Dita hat Mina in großer Aufregung angetroffen. Alle ihre anstandgebietenden Fußtritte haben nichts genützt; Hedwig hat doch kokettiert, hat schließlich den von Wolf erwähnten Herzkrampf bekommen, dann ist sie, über das grausame Schicksal jammernd, von dem

Dita den ganzen Tag über so auffallend begünstigt, sie aber vernachlässigt worden ist — in ihr Hotel zurückgefahren. Dort hat sie sich zuerst zornig auf einen Diwan geworfen, dann, nachdem der Kellner den von Wolf gesandten Arzt angemeldet hat, mit fabelhafter Geschwindigkeit ihre Frisur interessant verschoben, und eine leidende Miene angenommen, alle ihre Missetaten aber damit gekrönt, daß sie dem Arzt, einem jungen Italiener, mit zu viel Pomade im Haar und zu viel Korallenknöpfen im Hemd, nach viertelstündigem Gedankenaustausch ein Glas Grog angeboten hat!

Dies alles erzählt Mina wutentbrannt der zerstreut horchenden Dita, während Hedwig verdrießlich eine Zigarette nach der andern raucht. Plötzlich ruft sie, Minas Klagen verächtlich unterbrechend: „Du siehst traurig aus; hat er dir denn nicht den Hof gemacht?"

„Wer?"

„Nun, er, Wolf."

„Ist ihm nicht eingefallen," versichert Dita energisch.

„So, o wenn ich nur das Glück gehabt hätte, auf der Barke allein mit ihm zurückzubleiben, er hätte mir den Hof machen müssen," ruft die Contessina und ballt die Faust. „O Wolf ... Wolf! ... grausamer, schrecklicher Wolf! Ich hasse dich! ... O nein! Gott, wie kann man einen Mann hassen, der eine solche Nase hat, solche Hände ... ich vergöttere ihn!"

„Schäme dich," ruft Dita zornig, küßt Fräulein von Berndt auf die Wange und zieht sich in ihr Schlafkabinett zurück. Wach träumend schiebt sie beinahe die

ganze Nacht ihren hübschen Kopf auf ihrem Polster hin und her. Sie horcht auf die große heisere Stimme des Meeres, die aus der Ferne zu ihr herüber grollt. Eine angenehme Unruhe durchbebt ihre jungen Glieder. Ihr ganzes Sein ist erfüllt von einem zwiespältigen, freudig-schmerzlichen Gefühl. Ihr ist, als habe sie das Glück im Vorüberfliegen auf die Stirn geküßt und ihr etwas ins Ohr geflüstert, das sie nicht recht verstanden hat.

Die alte Sehnsucht nach „Lieb' und Freud'" — die Sehnsucht, deren Todesurteil sie an ihrem zweiundzwanzigsten Geburtstag in jenem stillen Friedhof gesprochen hat, ist in ihrem armen Herzen von neuem erwacht!

⊕ ⊕ ⊕

Unterdessen steht Wolf rauchend am Fenster seines Zimmers und murmelt vor sich hin: „Avete pure un pallido visino che fa tutte le gente inamorare —" das Liedchen des kleinen zerlumpten Straßensängers.

„Ça . . ., ich hätte Lust, der Russin morgen abzusagen!" Dann dreht er mechanisch das goldne Armband dreimal um sein Handgelenk!

Zwölftes Kapitel

Ein durch und durch anständiger Mensch

Wera Wenckendorfs Diner ist vorüber! Es war ein reizendes kleines Diner, in einem hübschen Zimmer, das aufs Meer hinaussah und das Dita und die

Russin mit vielen roten und weißen Rosen so geschmackvoll auszuschmücken gewußt hatten, daß es schließlich nicht im mindesten mehr an ein gewöhnliches Hotelzimmer erinnerte.

Die Stimmung war gleich entfernt von grisettischer Ausgelassenheit und kleinbürgerlicher Steifheit, — Wera, wie immer, etwas kapriziös und herb, hat über den grünen, mit Malmaisons gefüllten Napf inmitten des Tisches beständig lustige Blicke nach Dita entsendet — Wolf Ruysbruk hat seine Rolle als quasi Hausherr mit Ernst, Würde und Geschmack gespielt, nur sehr wenig gesprochen — nicht ohne guten Grund. Es gehört Energie und Gewandtheit dazu, auch nur ein kleines Sätzchen anzubringen in einem Zirkel, in dem sich Capito befindet. Fürst Lorenzo Capito spricht ohne Unterlaß, erzählt mit etwas überstürzter Artikulation und heiserer Stimme eine Anekdote nach der andern: über die diplomatische Krisis in Berlin und die Primadonnakrisis in Wien, über die Cholera in Ägypten und das letzte große Eisenbahnunglück in England.

Wera und Dita lachen beständig zu seinen seltsamen Einfällen; Wolf Ruysbruk lacht nicht. — Ob er eifersüchtig ist auf Zino Capito?

Jeder Mann ist eifersüchtig auf Capito! Capito ist einer der berühmtesten Don Juans der Welt, hat eine ebenso große Virtuosität im Herzbrechen, wie andre Leute im Schnepfenschießen und Forellenfangen, hat außerdem auf allen Rennbahnen Lorbeeren errungen,

zweimal die Bank in Monaco gesprengt, ein halbes Dutzend Duelle bestanden. Und bei alledem ist er anscheinend ein einfacher „guter Kerl" geblieben, innerlich ganz verschroben, äußerlich von jeder Affektation frei. Seine Rivalen oder Bekannten haben nicht einmal die erquickende Genugtuung, ihn als einen „Fatzke" verachten zu dürfen!...

Anfangs hat Zino mit höflicher Unparteilichkeit seine Aufmerksamkeit in verschiedener Form, aber gleichem Maß, unter alle Anwesenden geteilt, ist galant mit Wera, höflich gegen Dita, kameradschaftlich mit Wolf gewesen. Dann hat sich plötzlich ein Sonnenstrahl — der letzte des ganzen Abends, unter dem Rollvorhang hereingeschlichen, und hat einen rötlichen Glanz in Ditas dunklem Haar entzündet. Von dem Moment an bleiben des Fürsten Augen mit offenkundiger und, wie Wolf grollend findet, ungezogener Bewunderung auf ihr haften.

⊕ ⊕

Und nun ist das Diner vorüber! Dita steht mit Capito in einer Fensternische und raucht eine Zigarette, was Wolfs Zartgefühl verletzt.

Da steht sie, halb von einem verschossenen Damastvorhang verborgen, das hübsche, heute ungemein animierte Profil Capito zugewandt, die Augen groß zu ihm aufgeschlagen. Von Zeit zu Zeit entgleitet ein feines Rauchwölkchen ihren Lippen.

Ruysbruk zeigt sich entmutigend zerstreut bei dem

Gespräch, in das ihn Wera Wenckendorf, seine Aufmerksamkeit wie absichtlich von jener hübsch staffierten Fensternische ablenkend, verwickelt. Bald zwingt sie ihn, eine bräunliche Tiziankopie zu bewundern, die einen Zimmerwinkel verziert und „für ein Hotel" wirklich nicht schlecht ist, — bald einen Haufen alter Seidenstoffe zu mustern, die sie von einem Triestiner Trödler erstanden hat. So geschickt hat sie zu manövrieren gewußt, daß er schließlich mit dem Rücken gegen die interessante Fensternische zu sitzen kommt. Seine Bewegungen werden unruhig, seine Antworten (ungefragt spricht er nicht mehr) kürzer und kürzer. Eine Pause entsteht. Wolf räuspert sich dreimal. „Wäre Ihre Freundin nicht dazu zu bewegen, etwas zu singen," murmelt er dann.

„Fragen Sie sie," erwidert Wera lächelnd.

Er tut's nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit. Dita entfernt sich bereitwilligst aus der Fensternische, erkundigt sich auch freundlich danach, welches Lied er am liebsten hören möchte, und singt zwei italienische Romanzen speziell für ihn.

Wolf ist wie elektrisiert von ihrer Stimme, zugleich sehr erfreut, daß es ihm gelungen ist, Capito von ihrer Seite zu entfernen. Doch kaum hat er Zeit gehabt, das erste zögernde Beifallswort zu sagen, da steht Capito schon zwischen ihm und Dita. Das ist kein zögerndes Beifallswort; das ist ein Beifallssturm, der von seinen Lippen saust!

„Superb, hinreißend — haben Sie die Melba ge-

hört, Sie haben Ihre Stimme, aber Sie singen unvergleichlich schöner. Sie ist so phlegmatisch, man merkt ihrem Gesang an, daß ihre Rechnungen immer in Ordnung waren. Sie, Sie singen wie die Malibran ... ich habe die Malibran zwar nie gehört, aber Sie singen gewiß wie die Malibran, Sie haben die echte italienische Morbidezza!"

Ruysbruk sieht Capito strafend an, blickt dann auf Dita. Leichter Spott kräuselt ihre Lippen, aber empört über des Fürsten Übertreibungen ist sie nicht, und die Achseln zuckend, entfernt sich Wolf von dem Flügel, den Capito nicht mehr verläßt.

Musik ist das einzige, was Capito interessiert außer Tänzerinnen, Pferden und Bakkarat. Er improvisiert für Dita die kühnsten Akkompagnements, weiß sich mit einschmeichelnder Zartheit ihrer Stimme anzuschmiegen und spielt schließlich ein paar ungarische Melodieen — seine Mutter ist eine Ungarin und er in Wien erzogen worden, mit beschränkter Geläufigkeit, aber unvergleichlicher Betonung. Er kennt keine Note und ist noch heute stolz darauf, einmal seinen Musiklehrer beinahe so schlecht behandelt zu haben, wie weiland der athenienſische Dandy Alcibiades in vorchristlicher Zeit den seinen. Was tut das, er ist in musikalischer Beziehung genial begabt, und Dita scheint an seinem Spiel beinahe dasselbe Vergnügen zu finden, wie er an ihrem Gesang.

⊕ ⊕ ⊕

„Und wie gefällt Ihnen heute meine Protegée?" fragt Wera den melancholischen Wolf.

„Ich finde sie heute etwas kokett," erwidert er herb.

Die Russin lächelt!

Die Pendule schlägt Zwölf. Capito nimmt seinen Hut, dankt Wera für den reizenden Abend und sagt zu Dita mit Nachdruck: „Auf Wiedersehen!" Als er Wolf keine Anstalten machen sieht, sich zu entfernen, zeigt er große Lust, ebenfalls noch zu bleiben — da ihn aber niemand dazu auffordert, geht er.

„Hast du dich gut unterhalten, Täubchen?" fragt die Russin, indem sie Dita, die auf einem niedrigen Stuhl neben ihr Platz genommen hat, das Haar streichelt.

„Prächtig!"

„Zino ist ein sehr netter Mensch," sagt Wolf.

„Ja, ein pikantes Mittelding zwischen einem ungarischen Zigeuner und Pariser Stutzer!"

Wolf Ruysbruk sieht aus, als sei er plötzlich aufgewacht. Er öffnet die blauen Augen weit. „Sie beurteilen ihn mit unparteiischer Kaltblütigkeit," sagt er.

„Wie soll ich ihn beurteilen?"

Wolf schweigt.

„Haben Sie meine vorlaute Bemerkung übelgenommen, ist er ein Freund von Ihnen?" fragt Dita.

„J..j..j..j..a!"

„Ach ja, mit vier j geschrieben, ich dacht' mir's."

„Was dachten Sie?"

„Daß Fürst Capito niemandes eigentlicher Freund sein könne. Er hat kein Gemüt."

„Er spielt doch mit soviel Gefühl Tschardas," spöttelt Ruysbruk.

„Bah! Viel Leidenschaft und kein Herz. Hab' ich nicht recht, Wera?" bemerkt Dita.

Wolf aber sagt: „Verzeihen Sie, wenn Sie Leute, gegen die Sie so liebenswürdig sind, wie gegen Zino, so scharf kritisieren, nachdem sich die Tür hinter ihnen geschlossen hat, wie geht es dann den Armen, denen Sie von vornherein weniger Rücksicht zeigten!"

„Nachdem sich die Tür hinter ihnen geschlossen hat," vervollständigt Dita, „nun, vielleicht geht's denen besser als dem Fürsten."

Wera, die indessen leise eine von Capitos Melodieen vor sich hingesummt hat, gähnt jetzt mit Ostentation.

Ruysbruk schnellt empor. „Vergeben Sie mein langes Bleiben," entschuldigt er sich, „hm ... ah ..., werde ich heute nicht das Vergnügen haben, die Damen in das Hotel ... zu eskortieren?"

„Horchen Sie doch," spricht Wera mit einem Blick auf das Fenster, gegen dessen Scheiben der Regen dröhnend anklatscht.

„Ah ... es gießt," bemerkt Wolf erstaunt.

„Seit zwei Stunden," bemerkt Wera trocken. „Ich glaube, daß das Wetter kaum geeignet wäre zu einer Promenade!"

Ruysbruk murmelt irgend etwas Höfliches, das mit der Frage endigt: „Wann verlassen Sie Triest, gnädiges Fräulein?"

„Morgen mit dem Frühzug," antwortet Wera, immer schrecklicher gähnend, „wenn Sie besonders

gefühlvollen Abschied nehmen wollen, so können Sie ja auf die Bahn kommen."

Das ist nur eine neckende Herausforderung — Wera weiß nicht genau, mit welchem Zug Dita Triest zu verlassen gedenkt, sehr genau aber, daß Wolf zu jenen unverbesserlichen Langschläfern gehört, die höchstens einer Birkhahnbalz zuliebe sich zu ungewohnter Stunde von ihrem Kopfpolster trennen.

Ruysbruk stottert noch etwas, berührt Ditas dargebotene Hand mit den Fingerspitzen, worauf sein blonder Kopf hinter der Portiere verschwindet.

„Er war wie angeschraubt hier, dieser Wolf," klagt Wera, sich die Augen reibend, „hätte ich ihn nicht so energisch hinausgegähnt, er säße noch hier und wechselte mit dir psychologische Aperçus! 's ist doch ein guter Junge, nur langweilig."

„Warum findest du ihn langweilig?" fragt Dita ärgerlich.

„Capito ist ein charmanter Mensch."

„Ah! Ruysbruk ist sympathischer. Capito bewundere ich wie einen Panther in einer Menagerie, möcht' ihm aber nicht zu nahe kommen."

„Warst ihm heut' doch nah' genug, kleiner Narr."

„Ja, heute trug er die Fesseln, die jeder wohlerzogene Mensch anlegt, eh' er in den Salon einer Dame tritt."

„Wolfs feuriges Wesen bedarf freilich keiner Fessel," spöttelt die Russin.

Dita schiebt die Lippe vor. „Laß es gut sein," ruft

sie nicht ohne Erregung, „er ist wenigstens eines: vom Kopf bis zum Fuß ein anständiger Mensch!"

Lächelnd betrachtet die Freundin das junge Mädchen, dann zieht sie es an sich heran und küßt es auf die Stirn.

„Und nun läute, daß ich den Wagen bestellen und dich nach Hause führen kann," spricht sie.

⊕ ⊕ ⊕

Unbewußt hat Wera den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Ilmensteiner Damen wollen in der Tat Triest mit dem frühesten und billigsten Zug verlassen. Sehr aufgeregt, wie jedes junge Gemüt nach ein paar glücklich verlebten Stunden — bekanntlich trägt die Freude zu der Schlaflosigkeit der Jugend mehr bei, als der Schmerz — hat Dita kaum die Augen zum Schlummer geschlossen, als sie schon von Fräulein Mina energisch geweckt wird.

Nun folgt ein überstürztes Sichankleiden im glanzlosen Halblicht der ersten Tagesstunden, ein Zusammenschnüren von Plaids und Hineinstopfen verschiedentlicher großer und kleiner Päckchen in klaffende Reisetaschen, ein Herauszerren von Schubfächern und sorgfältiges Herumspähen unter allen Möbeln nach etwa vergessenen Gegenständen. Dann sind die Damen mit ihrem Anzug fertig, die verschiedentlichen Gepäckstücke in einer kleinen Pyramide zusammengehäuft, Mina schellt und bestellt von dem eintretenden Kellner das Frühstück, einen Wagen und die Rechnung.

„Und nun ade, du gebenedeiete Hafenstadt!" sagt

sie mit einem Stoßseufzer, nachdem der Kellner, einen unangenehm starken Geruch von Veilchenpomade zurücklassend, verschwunden ist. „Ade! Daß immer alles, worauf man sich freut, schlecht ausfällt!"

Fräulein von Berndt ist von ihrem Triestiner Aufenthalt wenig befriedigt. Mit Rosa Lilienburg hat sie den eigentlichen Zweck der Reise verfehlt; „auch war es," wie sie späterhin oft versichert, „keine Kleinigkeit, Hedwig Albano in ein anständiges Benehmen hineinzuzwingen." —

„Ich bin froh, daß ich fortkomme," stöhnt Fräulein von Berndt.

Unterdessen blickt Dita schwermütig auf ein paar weiße Blumen, die in einem Glas auf der grauen Marmorplatte eines Trumeautischchens stehen und das ganze Zimmer mit Duft erfüllen. Die weißen Rosen sind's, die Wera gestern aus dem Tafelbukett für sie herausgezupft hat.

„Die einzige, die die Reise genossen hat, warst du, Dita!" sagt Mina verdrießlich — „du, die man geradezu zwingen mußte, mitzufahren."

Indem tritt der Kellner ein, das Präsentierbrett auf der Schulter. Der erste Morgensonnenstrahl glänzt auf der Rundung einer etwas entsilberten Teekanne von Christofle. Appetitlich heben sich die goldgelben Brötchen, die in frischem Wasser schwimmenden Butterportionen ab von einer blendend weißen Serviette. Der Kellner zieht sich zurück.

„Nun, besser aufgehoben, wie in der Stadt London,

ist man hier doch," sagt Dita und bezeugt durch den großen Appetit, mit dem sie das einfache Frühstück verzehrt, daß sie gestern vor lauter Unterhaltung nicht zum Essen gekommen ist.

Fräulein Mina beugt sich indessen über die Rechnung, ihre Wangen werden immer röter, ihre Brauen steigen höher und höher in ihre Stirn. „Eclairage ... service!" murmelt sie geistesabwesend mit gebrochener Stimme, indem sie auf das liniierte Blatt vor sich sieht. „Wenn du doch nur den Grafen Ruysbruk nicht angesprochen hättest, Hedwig!" ruft sie dann, sich an die Contessina wendend, aus.

„Ich habe es oft bereut," sagt Hedwig, sich im Genuß ihrer Schokolade unterbrechend, und setzt mit einem Blick auf Dita hinzu: „à quoi bon travailler pour le roi de Prusse!"

„Sei nicht leichtfertig!" ruft Mina in großer Aufregung, „von einem dummen Pächter darf man sich kein Hotel empfehlen lassen — aber von einem jungen Diplomaten noch weniger... seht euch die Rechnung an!"

„Es ist eine ziemlich gewöhnliche Hotelrechnung," sagt die reisekundige Dita, die Addition prüfend.

„Dann reichen offenbar unsere Mittel nicht dazu aus, gewöhnliche Hotelrechnungen zu zahlen," entgegnet Mina mit der üblen Laune, zu der zu frühes Aufstehen auch den liebenswürdigsten Menschen stimmt oder vielmehr verstimmt. —

„Mein Gott!" ruft Dita, „hast du denn nicht gestern unsere Türkenlose verkauft?"

„Verkauft . . .! Ja, meine Liebe, von einem Bankier zum andern bin ich damit gewandert, — nicht fünf Gulden hab' ich dafür bekommen. Es scheint, daß sie momentan keinen Kurs haben."

„Nun, dann . . . dann, wenn wir . . . kein Geld zur Rückreise haben, müssen wir eben noch ein wenig hier bleiben und um pekuniäre Hilfstruppen telegraphieren," murmelt Dita.

„Hier bleiben? Nicht eine Stunde länger bleibe ich in diesem Räubernest. Wenn wir die Droschke auf die Bahn bezahlt haben, so bleibt uns gerade genug, um die Reise dritter Klasse nach Hause zu bestreiten. Dritter Klasse wird gefahren!"

„Aber Mina!" ruft Dita ängstlich, „das ist ja gar nicht möglich!"

„Deine Aufregung ist mir rätselhaft!" meint Hedwig ironisch, „du bist doch sonst ein so großer Philosoph!"

Indem meldet der Kellner den Wagen. Um weniges später rollt Dita, beinahe erstickt von einem Haufen Handgepäck, in einer sehr engen, geschlossenen Droschke mit den beiden andern Damen auf die Bahn, und hat große Mühe, ihre weißen Rosen vor den Püffen zu bewahren, die ihnen Hedwig Albano, offenbar absichtlich, mit ihrer messingbeschlagenen Juchtentasche austeilt.

„Wenn er am Ende doch auf der Bahn wäre!" denkt Dita bei sich, dann aber lächelt sie bitter, „unnütze Angst! wie kann man sich so etwas träumen lassen!"

Es ist wirklich noch sehr früh. Die Jalousieen der meisten Häuser sind noch geschlossen und selbst der

Staub auf den Straßen schläft. An einigen Läden nehmen die Kommis, auf Doppelleitern, die Holzverkleidungen von den Schaufenstern ab. Auf dem Bahnhof reiben sich die Träger die Augen. Ein paar Arbeiter stolpern auf den Schienen durcheinander, Passagiere sind fast keine zu sehen.

Das zweite Läuten ist vorüber.

„Er ist nicht gekommen, Gott sei Dank!" sagt Dita, indem sie auf die Plattform hinaustritt, und dabei sticht ihr doch etwas wie eine empfindliche Enttäuschung ums Herz herum. Da plötzlich zupft Hedwig sie beim Ärmel.

„Ein Bekannter!" flüstert sie.

„Um Gotteswillen!" fährt Mina auf.

Das Monokel im Auge, aufmerksam vor sich hinblinzelnd, tritt Ruysbruk aus dem Wartesalon erster Klasse, einen großen Rosenstrauß in der Hand. Wie er sich den zu so früher Stunde verschafft hat, wird für immer ein Rätsel bleiben.

„Ich fürchtete schon, Sie hätten Ihren Reiseplan geändert," ruft er, die Damen erblickend und ihnen entgegeneilend, „erlauben Sie doch, daß ich Ihnen die Last abnehme." Mina ihre Reisetasche entwindend und „hm!..." etwas stockend zu Dita: „Ich habe mir erlaubt, Ihnen einen Abschiedsgruß zu bringen!"

Errötend beugt Dita das Haupt über die duftenden Rosen. — „Ich danke Ihnen recht herzlich," murmelt sie, die Tränen in den Augen, „ich werde immer gern an Triest zurückdenken! Grüßen Sie Wera noch tausendmal!"

Aus Wolfs mandelförmigen Augen spricht die intensivste Schwärmerei. Der kritische Moment kommt, die Lokomotive ächzt, zum Abgang bereit, die Coupétüren werden aufgerissen. Ganz außer sich vor Verlegenheit zupft Fräulein Mina an ihren Handschuhen. Boshaft lächelnd schreitet Hedwig, von der ‚Bravo rechts' nur flüchtig Notiz genommen, voran und besteigt mit einer Miene, als ob sie nie etwas andres gewöhnt gewesen wäre, ein Coupé dritter Klasse.

Mina und Dita folgen ihrem Beispiel, und während der Zug sich in Bewegung setzt, Hedwig von dem kleinen Fenster des Coupés aus noch zu Wolf hinüberwinkt, bricht Dita, überreizt und übernächtig wie sie ist, in Tränen aus.

„Ich begreife dich wirklich nicht," bemerkt Hedwig zum zweitenmal hämisch, „du bist ja ein so großer Philosoph."

Arme Dita! Noch vorgestern war sie selber fest davon überzeugt, daß sie jeder derartigen Demütigung gewachsen sei, und fest überzeugt davon, daß sie mit den oberflächlichen Eitelkeiten des Lebens abgeschlossen habe. Ach, wie oft schließt man zwischen seinem zwanzigsten und dreißigsten Jahr mit den Eitelkeiten des Lebens ab!

„Übrigens hat unser schäbiger Abgang einen recht unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht," fährt Hedwig fort, „sein Gesicht ist ellenlang geworden."

„Ich kann ihm nicht helfen," brummt Fräulein Mina, und Dita weint herzbrechend in ihre Rosen hinein.

Dreizehntes Kapitel
Ein kassierter Offizier

„Meine Taube!

Du hast keinen Begriff davon, wie du mir abgehst. 's ist auch zu ungeschickt, daß ich gerade jetzt eine Cousine in Venedig verheiraten muß. Gestern war Ruysbruk bei mir. Er hat zwei Falten um den Mund bekommen, was davon herrühren mag, daß er beständig schwärmerisch vor sich hinlächelt. Er ist abgemagert und erkundigte sich mehrmals nach Dir. Bilde Dir etwas ein auf die Eroberung, die Du bei diesem Pedanten gemacht hast — il y a de quoi! Zino ist auch hier. Mir ist das angenehm, ich seh' ihn gern, besonders in der schläfrig verliebten Umgebung, auf die ich jetzt angewiesen bin. Zino ist im Begriff, einen neuen Liederzyklus zu komponieren und hat sich bei diesem Unternehmen mit dem Kapellmeister des Malibrantheaters assoziiert. Er will Dir ihn widmen — aber nicht den Kapellmeister — und hat mir aufgetragen, Dir seine Huldigungen zu übermitteln. Sobald ich mit meiner Cousine fertig bin, kommst Du zu mir und wir bringen miteinander irgendwo ein paar lustige Wochen zu.

Indeß küss' ich Deine ehrlichen Augen.

Wera."

Diesen Brief erhält Dita eine Woche nach ihrer Rückkunft in Almenstein. Der Oberst hat ihn ihr in

den Garten hinuntergebracht, wo sie Mina und Hedwig eine Novelle von der Ebner-Eschenbach vorliest. —

Die Oberstin Alimpitsch hat ihre Rückkehr von Wien verschoben; sie pflegt noch immer mit Aufopferung und Heldenmut ihren Schwiegergroßvater seinem hundertsten Geburtstag entgegen.

Dem Hofmeister bleibt volle Muße, sich seinen griechischen Distichen zu widmen, Napl hat in der Küche zu tun, wo er warme Umschläge für ein verschnupftes Kaninchen vorbereitet. —

Zugleich mit dem Brief von Wera hat der Oberst auch einen Pack Zeitungen gebracht. Alle begierig danach ausgestreckten Hände zurückweisend, behält er ein Blatt zwischen den Fingern, setzt sich mit großer Energie auf die übrigen und beginnt nun, wie alle Tage, den Bewohnern des Tollhauses die Tagesneuigkeiten löffelweise einzugeben. Es ist eine seiner zahlreichen Manieen, das Monopol der Zeitungsweisheit für sich zu behaupten. Die politischen Neuigkeiten liest er zuerst vor, und ärgert sich dabei so gewaltig über die Ungarn, daß er die Zeitung zerreißt. Nachdem er sich mit seinem gewöhnlichen Universalmittel gestärkt hat, legt er das zerrissene Journal — ein Wiener — weg und wendet seine Aufmerksamkeit dem Leitartikel eines Pester Blattes zu. —

Er liest erbärmlich vor, hauptsächlich weil er darauf besteht, dabei zu rauchen. Hedwig schläft ein, Mina sagt, mit krampfhafter Anstrengung wach bleibend, von

Zeit zu Zeit: „O ... Ah ... ganz recht ... unverschämt ..." und so weiter.

Schließlich kommt eine böhmische Zeitung an die Reihe, der politische Inhalt ist so eintönig, daß Alimpitsch augenblicklich zu den Tagesneuigkeiten überspringt.

Ein Selbstmord, drei Messerstiche aus Liebe, zwei politische Demonstrationen und ein Diebstahl — ein erbärmlicher Diebstahl. Ein junger Mann, ein liederliches, herabgekommenes Subjekt, kassierter Offizier, der sich in letzter Zeit mit Notenabschreiben sein Brot verdient hat und seit Monaten bei einer Gemüsehändlerin eingemietet war, ist plötzlich verschwunden, zwei Hundertguldennoten und die goldene Uhr der Händlerin mit ihm.

„Kassierter Offizier? ... Wer kann denn das sein?" mutmaßt Alimpitsch und durchfliegt im Geiste den Schematismus. Im nächsten Augenblick sieht er sich mit wild rollenden Augen um: „Wo ist die Wixa?" schreit er. Die Contessina hat sich soeben leise erhoben und aus dem Staub gemacht.

Der Oberst stürzt ihr nach, und eh' er sie findet, liebevoll beflissen, Napoleon bei seinem medizinischen Präparat zu helfen, hat er den Diebstahl längst vergessen.

Dita aber hält das Zeitungsblatt, das der Oberst zornig weggeschleudert hat, noch lange in den Händen.

Sie zittert am ganzen Leibe!

Vierzehntes Kapitel
Am Kümmelberg

„Der alte Herr hat den Glaskasten eingeschlagen!" Mit diesen Worten und einem offenen Telegramm stürzt wenige Tage nach den im letzten Kapitel verzeichneten Ereignissen der Oberst zwischen die drei Grazien von Ilmenstein, wie eine Bombe nach Sebastopol ... „Pech! ... Pech, Dita, ich kann dich heute nicht nach Aldringen führen — aufgeschoben ..."

„Ist manchmal aufgehoben," murmelt Dita schwermütig.

Seit Ditas Rückkunft aus Triest hat nämlich die Gräfin Aldringen einen Besuch im Tollhaus gemacht, leider niemand dort gefunden als den Hofmeister, der die liebenswürdige Dame empfangen, sich zehn Minuten — er weiß nicht, ob es zehn oder zwölf Minuten waren — „vortrefflich mit ihr unterhalten" und gewissenhaft jedes köstliche Bonmot, mit dem er sie bewirtet, den Ilmensteinern später genau wiederholt hat.

Die Ilmensteiner befanden sich während des Besuches der Gräfin auf einer Landpartie. Fräulein von Berndt schwärmt für Landpartieen und interessiert sich nicht im mindesten für Aldringen. Dita schwärmt nicht für Landpartieen und bedauert in so unvernünftig hohem Grade, die Gräfin verfehlt zu haben, daß der Oberst ihr freundlich verspricht sie einmal hinüber zu führen.

Und heute ist der Tag, an dem der Oberst sein Versprechen einlösen hat wollen. Die Abfahrtsstunde war schon bestimmt, Dita hat die kokett einfachste Toilette gemacht, da erscheint der Oberst und zerstört mit seiner Hiobspost den ganzen schönen Plan: Nach Aldringen kann nicht gefahren werden, denn — „denn der alte Herr hat den Glaskasten eingeschlagen!"

„Ja, was hat denn unsre Fahrt nach Aldringen mit dem Glaskasten des alten Herrn zu tun?" fragt Dita staunend.

„Nun, er hat sich verletzt ... man fürchtet Blutzersetzung ... ach, man fürchtet schon seit dreißig Jahren jeden Monat immer etwas anderes und nie wird etwas daraus. Der Alte hat ein verzaubertes Leben und überdauert uns alle. Dennoch, wenn er nach mir verlangt, wie in diesem Falle, muß ich zu ihm. Man könnte sich sonst nachher Vorwürfe machen ..."

„Mit ein wenig Chinin überwindet man das ..." beruhigt ihn Dita spöttisch.

„Racker!" entgegnet der Oberst und kneipt sie ins Ohr — „na, wir Alimpitsche haben eben alle unsre Eigentümlichkeiten, der Alte hat seinen Glaskasten, ich habe mein Chinin!"

„Höre, dieser Glaskasten fängt mir an merkwürdig zu werden," ruft Dita, „er spielt doch eine gar zu wichtige Rolle in dem Leben eines Feldmarschalleutnants. Was für Kostbarkeiten bewahrt er denn darin auf? ... Meißen, Sèvres, venezianisches Glas?"

Der Oberst bricht in ein schallendes Gelächter

aus. „Was für Kostbarkeiten? ... Potz Blitz! wißt ihr denn das nicht? Sich selbst!" Der Oberst streckt die Beine von sich und reibt sich vor Ergötzen beinahe die Haut von den Händen. — „Also das wußtet ihr nicht, nun, dann muß ich es euch erzählen."

„Erzähle," sagt Dita.

Hedwig lehnt den Kopf in die weiche Polsterung ihres Fauteuils und bläst gleichmütig zahllose kleine Rauchringe in die Luft, eine Kunst, die sie von einem Marineoffizier in Venedig gelernt hat.

„Ja," beginnt der Oberst, „ich erinnere mich eigentlich nicht recht, wie's kam, ob aus Angst vor der Zugluft, oder weil er gehört hatte, daß mittels hermetischen Luftabschlusses die dauerhaftesten Konserven erzielt werden, kurz und gut, vor drei Jahren läßt sich der Alte einen Glaskasten bauen, in den er sich täglich gleich nach dem Aufstehen hineinsetzt, um durch schlecht schließende Fenster und Türen nicht weiter gefährdet zu werden. Na, eh' die Leut' den Glaskasten gewöhnt waren, hat's komische Mißverständnisse gegeben. Einmal hat ihn ein ehemaliger Kamerad, für einen ausgestopften Affen gehalten." Der Oberst grinst stumm vor sich hin. „Ja, ja, für einen ausgestopften Affen! ... Hat sich vor den Glaskasten gestellt und das prachtvolle Exemplar bewundert."

„Das muß den alten Herrn außerordentlich gefreut haben," bemerkt Hedwig.

„Ich glaube, ja," sagt der Oberst, unbefangen seine Sporen in den Teppich bohrend — „er ist mäuschenstill

sitzen geblieben. Da plötzlich fährt ihm etwas durch den alten Soldatenkopf. ‚Du Esel!‘ kreischt er und springt kerzengerade aus seinem durchsichtigen Verschlage. ‚Glaubst denn du, daß ich einem ausgestopften Affen die österreichische Generalsuniform anziehen möchte!‘ Er hat sich wegen dieser Geschichte mit seinem alten Freunde schlagen wollen, aber! ... Sapperment! schon halb nach zwei, um dreiviertel soll ich fort, da muß ich doch ans Packen denken.“ Der Oberst läutet.

„Antonio!“ ruft er dem Bedienten zu, „Wäsche und Tabak auf drei Tage, und daß Sie mein Chinin nicht vergessen!“

Nun ist der Oberst fort! Dita hat seine Abreise lebhaft bedauert, denn trotz seiner Absonderlichkeit ist er für sie der einzige cogenial spirit in Ilmenstein. Im Grunde genommen fängt sie an, Ilmensteins überdrüssig zu werden. Das einzige was sie noch daran fesselt, ist die Fata Morgana Aldringen, die sich immer wieder am Horizont türmt, und das einzige, was in die flache Eintönigkeit des Ilmensteiner Lebens irgendeine Abwechslung bringt, sind die verschiedenen kleinen Aufregungen Fräulein von Berndts, die schließlich in einer Hauptaufregung gipfeln. Einen ganzen Tag flattert sie unstät mit zinnoberrotem Gesicht zwischen Schloß und Garten umher, läßt beim Gabelfrühstück sogar ihr Lieblingsgericht, Gänseleber mit Risotto, unberührt und wirft beim Diner, so etwas ist

ihr im ganzen Leben noch nicht passiert, sie beteuert es wenigstens, ein Weinglas um.

Dita fragt die Freundin mehrmals besorgt: „Was ist dir ... was ist dir — sind vielleicht die Kreditaktien gefallen?"

Worauf Fräulein von Berndt nicht ohne Gereiztheit erwidert: „Ich habe die Zeitung gar nicht gelesen, glaubst denn du, daß mir nur materielle Interessen zu Herzen gehen?"

Endlich abends, da die Damen sich schon in ihre Privatgemächer zurückgezogen haben, und Hedwig noch wie alle Tage, ehe sie von Lisens Kammerjungfer in den Karzer abgeführt wird, zu einem gemütlichen Tratsch bei ihnen verweilt, rückt Fräulein von Berndt mit der Farbe ihrer Gefühle heraus.

Ihre Aufregung dreht sich um Thalhausen, und da Dita diesem edlen Krieger immer nur ein spöttisches Interesse widmet, so hat Fräulein Mina so lange gezögert, sich zu erklären.

„O, Mädchen!" ruft sie gezwungen lachend, „denkt euch nur, er hat mich in Triest, wie es scheint, gesehen, mich aus dem Gesicht verloren, mich überall gesucht, mich endlich auf der Fremdenliste entdeckt, hat dann im Hotel Daniel vorgesprochen, mich leider nicht mehr gefunden — er ist untröstlich, der Aff' — der Aff'!"

„Wer?" fragt Hedwig.

Dita aber, die die Ausdrucksweise ihrer Freundin genau kennt und weiß, daß Mina jedesmal in einem Paroxismus retrospektiver Zärtlichkeit von dem Freunde

ihrer Jugend per „der Aff'" spricht, vielleicht weil er, als er ihr die Cour machte, noch ein „Grasaffe" war, sagt, die feingeschwungenen Brauen nicht ohne merklichen Verdruß in die Stirn schiebend: „Thalhausen!"

„Thalhausen!" ruft Hedwig aus und reicht Fräulein Mina die Hand — „nun, alte Liebe rostet nicht. Ich gratuliere!" In einem schwachen Moment der sentimentalen Generalstochter ist Hedwig nämlich nicht nur in alle Details der Jugendliebe Minas eingeweiht, sondern sogar mit dem Anblick der Photographie des interessanten Genieoffiziers beglückt worden.

„Im Grunde genommen bin ich doch recht froh, daß er dich in Triest nicht gefunden hat," versichert Dita aufrichtig, „denn er ist Witwer, und er müßte vernagelt sein, wenn er dich nicht für seine fünf Kinder acquirieren wollte, und du hättest am Ende Mitleid mit den armen Würmern und ... und ...!"

Dita ist zweiundzwanzig Jahre alt; infolgedessen begreift sie nicht, wie eine Person mit vierzig Jahren — eine Person, die sie immer hoch geschätzt und für durch und durch vernünftig gehalten hat, noch daran denken könnte, aus Liebe zu heiraten. Ein eigentümlicher Gesichtsausdruck Minas verrät ihr, daß sie einen falschen Ton angeschlagen hat.

„Du bist eine Egoistin, Dita!" erklärt Hedwig, indem sie die beiden Damen mit dem unverwüstlichen derben Humor beobachtet, der sie so besonders zu einer Lokalsängerin befähigt hätte.

Während Fräulein von Berndt ärgerlich bemerkt:

„Ich glaube nicht, daß ich ihn nur als eine gute Versorgung für seine Kinder interessiere, aber du steckst mir ein Licht auf. Man kann nie genügend gering von sich und von der Selbstlosigkeit der Menschen denken. Freilich, sein Brief klang durchaus nicht so ... so ..."

„Ah, geschrieben hat er dir auch schon," ruft Dita mit wachsendem Schrecken.

„O, nein!" entgegnet Mina strafend, „das hätte er sich nie erlaubt. Rosa hat mir einen Brief geschickt, in dem er sich meinetwegen an sie wandte. Euch jungen Dingern wird er vielleicht überspannt vorkommen, sein Brief nämlich, aber zu meiner Zeit war man eben anders, als ihr!"

„Nun, zeig uns den Brief," begehrt Dita melancholisch.

Worauf Fräulein von Berndt mit einem verschämten: „Ich sollte es eigentlich nicht!" — ein beschriebenes blaues Blättchen hervorzieht.

„Teure Cousine!

Nach allem, was Sie mir mitteilen, bleibt kein Zweifel darüber, daß die junonische Schönheit, die ich in Triest am 18. d. erblickt habe, niemand anders war, als die reizende Sylphide, welche in den schönen Tagen meines P ... r Garnisonlebens eine so deliciöse Verwirrung in meinem Innern angerichtet hat. Sie, teure Cousine, werden als langjährige Vertraute des Fräulein von Berndt gewiß ermitteln können, ob ich noch etwas zu hoffen habe. Die Tatsache, daß die viel-

umworbene Hermine von Berndt noch heute unverheiratet ist, regt in mir den süßen Gedanken an, daß es mir vielleicht vergönnt wäre, die holde Rose, die ich, grausam zwingender Umstände halber im Frühling stehen lassen mußte, im Sommer zu pflücken. Schreiben Sie mir, Teure, wann, wo und ob ich Mina wiedersehen kann.

Auf eine baldige Antwort harrend in Sehnsucht

Egbert."

Nun folgt eine lange Beratung. Fräulein von Berndt kann nicht einig werden über einen Schritt, der zugleich nicht zu ablehnend und nicht zu entgegenkommend scheinen soll! Dita enthält sich des Wortes.

„Wenn man sich nur irgendwo zufällig treffen könnte!" seufzt Mina immer wieder. Dann ruft sie: „Wo er mich nur gesehen haben mag?"

„In der Kneipe," versichert Hedwig, „ich bin dort einem kleinen Herrn im Gang begegnet, der seiner Photographie verfänglich ähnlich war."

„So!"

„Ja, klein, sehr rotes Gesicht, blaue Augen, schielt ein wenig, roter Schnurrbart, keine Haare —" zählt Hedwig die Vorzüge des Genieoffiziers auf.

„Was dir nicht einfällt!" entgegnet Fräulein von Berndt, „er ist von mittlerem Wuchs, schlank, blaß, weiches blondes Haar. Den Knirps, von dem du sprichst, habe ich ja auch gesehen — keine Spur von einer Ähnlichkeit! Übrigens steigt Thalhausen immer nur in den ersten Hotels ab!"

„Wenn man ihn nur zufällig treffen könnte," seufzt Fräulein von Berndt, wie sie sich früh die Augen reibt — „wenn man ihn nur zufällig treffen könnte," seufzt sie, während sie ihren Chignon ansteckt — seufzt sie von früh bis abends zehnmal in einer Stunde.

Ihre Gedanken spinnen sich um diesen Wunsch weiter, wie der poetische Wortfaden einer alten Ballade um einen Refrain!

Hedwig vergnügt sich damit, sie durch die unausführbarsten Vorschläge aus dem Häuschen zu bringen; Dita verhält sich nicht sehr entgegenkommend. Auf die wiederholten dringlichen Fragen ihrer Anverwandten antwortet sie schließlich: „Mina, wenn ich mich gut entsinne, so heißt eine alte Lebensregel: ‚Mensch, versuche die Götter nicht!' In diesem Falle würde ich das übersetzen: Mina, begehre nicht deine erste Liebe zu schauen! — Wenn du jedoch," fährt die vernünftige, junge Vestalin fort, „auf diesem Wiedersehen bestehst, so schreibe deiner Freundin Rosa einen herzlichen Brief über alles mögliche und füge so wie von ungefähr hinzu, nicht als Nachschrift, das wäre auffallend, wenn Baron Thalhausen in die Gegend käme, so würde es mich — nein, ich würde schreiben u n s — freuen, wenn er sich einmal in Ilmenstein aufhielte. — Tue übrigens, was du willst!" Dita streckt überlegen das Kinn in die Luft.

Auf diesen Vorschlag antwortet Mina nur: „Das wäre so alltäglich!" In der alten Jungfer regt sich die verjährte Poesie.

Spät abends, wie Dita ihre Freundin schon eingeschlafen wähnt, und während sie — an ihrem offenen Fenster stehend, träumerisch nach Aldringen hinüberblickt, das sich gespenstisch weiß und undeutlich fern von einer dunklen Berglehne abhebt — tritt Fräulein von Berndt schon im Nachtkorsett und den Frisierkamm in der Hand in ihr Zimmer.

„Dita, ich hab's!" ruft sie etwas zaghaft aus.

„Nun?" fragt Dita, die Brauen zusammenschiebend, streng.

Mina legt ihr die Hand auf die Schulter. „Du bist mir böse," murmelt sie begütigend, „weil ich, wie du meinst, aufs Heiraten ausgehe. Aber ich versichere dich, daran denk' ich noch lange nicht, mir wäre ein freundschaftlicher Verkehr eigentlich viel lieber."

„Ja, vielleicht nur ein brieflicher," schmollt Dita ironisch, „nur würde dich sein Stil mit der Zeit doch ein wenig nervös machen."

„Und wenn zum Argen das Ärgste käme," stottert mit brechender, um Entschuldigung flehender Stimme Mina, „so . . . versteht es sich von selbst, daß du immer dein Home bei mir hättest."

„Ah! Du glaubst wohl, er übernimmt dich samt fundus instrictus," entgegnet Dita lachend, aber gerührt, obzwar die Idee, Mina nicht mehr ausschließlich allein tyrannisieren zu können, wenig Lockendes für sie hat, „du bist sehr gut, Mina, aber es wäre nicht mehr dasselbe," erklärt sie; „erzähle mir indessen deinen neuen Plan."

„Nun," beginnt Mina, „wir wollten ja schon lange den Kümmelberg besteigen, um von dort aus die Sonne aufgehen zu sehen. Da will ich Rosa schreiben, an dem und dem Tag hätten wir die Absicht und so weiter. Ich gebe mir ein Rendezvous mit ihr bei der Riesenfichte, von ihm erwähne ich natürlich nichts. Da man jedoch am Kümmel übernachten muß und ich keine Lust hätte, bereits am Vorabend mit ihnen zusammenzutreffen — es wäre so unpoetisch — so schreibe ich, sie soll auf dem neben dem Kümmel gelegenen Krappel ihr Nachtquartier aufschlagen! Ist dir das recht?"

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden," sagt Dita achselzuckend; „höchstens ... du, Mina, brauchst dich freilich nicht zu fürchten, deine runden Wangen nach einer schlaflosen Nacht zu zeigen, aber hm! ... ältere Herren sind gewöhnlich weder interessant noch liebenswürdig, wenn sie schlecht geschlafen und nicht ordentlich Toilette gemacht haben."

Dieser Satz, der übrigens, wie alle Bemerkungen Ditas bezüglich Thalhausens, die Quintessenz der reinsten Vernunft enthält, bringt es zustande, Mina ernstlich aufzureizen.

„Was du immer mit seinem Alter hast," ruft sie aus und verläßt das Zimmer.

Aber die Quintessenz der reinen Vernunft unterliegt, die Romantik siegt. Nach Triest wird geschrieben. Die Riesenfichte zwischen dem grauen Kümmel und dem hohen Krappel als Zusammenkunftsort bestimmt, am Donnerstag morgen früh halb vier Uhr.

Mittwoch nachmittag bricht herein, die Schatten fangen an, sich zu verlängern, ein appetitlicher Proviantkorb ist schon gepackt, Dita macht ein Gesicht wie die Katze, wenn's donnert, wundert sich über Minas Unvernunft und sucht — um die Zeit vor der Abfahrt totzuschlagen — im Almanach von Gotha „Ruysbruk" auf.

Mina vervollständigt noch zagend vor dem Spiegel ihre Toilette mit einer roten Krawatte, da klopft es an ihrer Tür.

Auf ihr erstauntes „Herein!" erscheint die Kammerjungfer und bringt die Trauerbotschaft, der Kutscher habe soeben gemeldet, das „Handpferd" sei krumm, er könne infolgedessen die Herrschaften unmöglich bis Reißbach an den Fuß des Kümmelberges befördern.

Große Aufregung des Fräulein von Berndt, Zusammenberufung des hohen Rats, Sitzung im Salon!

Dita entscheidet sich dafür, auf den hohen Krappel eine offene Karte an die Baronin Lilienburg-Burghausen — Rosas Vater ist von nagelneuem Militäradel, was ihr hochfeudalkompliziertes Prädikat andeutet — abzusenden, mit der Nachricht, Ilmenstein ist verhindert, auszurücken, wird sich aber freuen, seine Freunde zu Hause zu empfangen.

„Und das wird er wohl verstehen!" setzt Dita, frei nach Mozart, summend hinzu. „Auch wette ich, er wird dir für diese Veränderung des Programms dankbar sein." —

Hedwig hingegen schlägt der Ratlosen ernsthaft vor, sich die Hundeequipage von der Milchfrau auszuborgen,

oder, gleich den alten Frankenkönigen, triumphierend hinter einem Paar Ochsen ihrem zukünftigen Ehegespons entgegenzuziehen.

Fräulein von Berndt frägt zaghaft, ob es nicht möglich wäre, eines der Reitpferde zu dem „Sattelpferd" einspannen zu lassen!

Darauf antwortet Napl nur mit sardonischer Kürze: „Versuch's."

Der Hofmeister ist nicht zu Hause, sondern zu einem ästhetischem Tee bei einer jungen Witwe in der Umgebung geladen — sein parere fehlt.

Die Verzweiflung der Generalstochter hat ihren Gipfelpunkt erreicht, als der Bediente in herablassendem Tone „den Herrn Iwantschitsch" meldet.

Wie es scheint, hat der Pächter von der Verlegenheit der Damen gehört und ist erbötig, ihnen zu helfen, was nach dem schreienden Undank, den er in Triest geerntet hat, einen schönen und großmütigen Charakter beweist.

Er reibt sich die Hände, bittet um Verzeihung, fragt, ob er so frei sein dürfte, sich zu erlauben, den Damen seine bescheidene Hilfe anzubieten.

Er war mit seinen Pferden — Krampen wollte er sagen, Krampen — er lächelt demütig, leider schon am Vormittag in Lichtenegg; aber, wenn sich die Damen entschließen wollten, im Schritt zu fahren, so würde er sich die größte Ehre daraus machen, sie selbst nach Reißbach zu kutschieren.

Hedwig nennt den guten Pächter enthusiastisch „den Retter in der Not".

Fräulein von Berndt erwidert ihm, daß sie seine Gefälligkeit auf keinen Fall annehmen könne, und sitzt, selbstverständlich eine Viertelstunde später, neben ihm auf seiner gelb angestrichenen Britzka, die er selber kutschiert, Hedwig hinter ihr neben einem krainerischen Bauernburschen, der in dem alten, mit blanken Knöpfen besetzten Hochzeitsfrack seines Herrn, einem Jägerhut und den Überbleibseln von zwei gestrickten Handschuhen als Groom fungiert.

Der Britzka mit ihren ermüdeten Gäulen um etwas voraus rasselt die originelle Equipage Napoleons, ein zweiräderiges Werkl, das wegen der viereckigen Winzigkeit seiner Dimensionen, vielleicht auch, weil es ein so immenses Talent zum Umwerfen hat, in der Familie das „Spukkastl" heißt, und vor das ein grauer Pony gespannt ist. Der Pony heißt „Hansl", hat Ohren wie ein Esel und einen Schwanz wie ein Maultier. Dita amüsiert sich damit, ihn unter der Anleitung Napoleons zu lenken.

Ein Lastwagen braucht drei Stunden von Ilmenstein bis Reißbach, eine normale Equipage braucht eine Stunde. Unsere Wallfahrer brauchen zwei und eine halbe Stunde.

In Reisbach werden die Pferde im Gasthaus zur Post eingestellt. Tonl ladet den großen Proviantkorb auf seine Schultern, der Pächter trägt andächtig die Reisetaschen mit dem Nachtzeug der Damen, und die kleine Gesellschaft begibt sich auf die grüne Wiese am Fuße des Kümmelberges, um ihr Souper einzunehmen.

Es läuft alles wunderschön und echt landpartiemäßig ab. Hedwig will Tonl zur Teilnahme an dem Imbiß laden. Sie hat keine Spur von Standesprüderie — ebensowenig, wie von irgendeiner andern Prüderie, und hat sich, wie sie versichert, vortrefflich mit dem Burschen unterhalten. Sie hat ihm wahrgesagt, und er hat sie jodeln gelehrt. Da die andern Damen jedoch Vorurteile haben, so wird dem Tonl sein Souper extra serviert.

Der Pächter macht ein Feuerchen, auf dem man erst Wasser zum Tee kocht, dann Kartoffeln in der Asche bratet. Der Tee schmeckt nach Ruß, die Kartoffeln bleiben roh, der Rauch legt sich den Damen auf die Brust. Alles hustet. Hedwig beschäftigt sich damit, Eichenkränze zu flechten und ihrem „guten Freund Tonl" ein Feldzeichen auf den Hut zu pflanzen. Fräulein Mina tranchiert einen Kalbsbraten, Dita sucht träumerisch und ohne sich von der Stelle zu rühren nach vierblättrigem Klee, Napoleon setzt sich in einen Ameisenhaufen und gießt vor Schrecken dem Pächter die Mayonnaise auf seine neuen, hellgrauen Sommerhosen. Ein allgemeiner Mitleidsausruf folgt. Fräulein Mina beeilt sich, dem Pächter drei verschiedene Rezepte mitzuteilen, deren Anwendung die radikale Kur des beschädigten Kleidungsstückes bewirken dürfte, und Hedwig komponiert eine Elegie auf „die Verunglückten", welches Meisterstück sie „gestorben, verdorben" betitelt und frei nach „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" entwirft.

Dann packt Toni den Proviantkorb zusammen, um ihn nach Reisbach zurückzutragen, die Damen bereiten sich, unter dem Schutze des Pächters und Napoleons die Besteigung des Kümmelberges anzutreten. Die Dämerung sinkt. Ehe sie den Gipfel erreicht haben, ist es dunkel geworden. Schwarz und ernst ragen die Umrisse des Etablissement „Gschellmeyer" durch das durchsichtige Grau der Sommernacht. Frau Gschellmeyer heißt eine arme Witwe, die auf dem Kümmelberg ein paar magere Felder und den Sonnenaufgang gepachtet hat und teilweise von dem Erlös ihres Buchweizens, teilweise von den Trinkgeldern lebt, die ihr romantische Reisende für das gewährte Obdach spenden.

„Wo ist das Touristenhaus?" fragt Fräulein von Berndt, indem sie sich befremdet umsieht. —

„Ich glaube nicht," antwortet der Pächter, „daß ein ... nun, was man so eigentlich ein Touristenhaus nennt, sich hier befindet — ich dachte doch, das wüßten die Damen!"

„Durchaus nicht," entgegnet Fräulein Mina. „Frau von Alimpitsch erzählte mir, man sei sehr gut aufgehoben, sie sprach von einem vortrefflichen Ziegenkäse und Landwein ..."

„Ja, gegen den Landwein und Ziegenkäse dürfte nichts einzuwenden sein," erwidert der Pächter bescheiden, „aber das Nachtlager ... nun, um einem so schönen Naturschauspiel beizuwohnen, setzt man sich gern über diese Kleinigkeiten hinweg, meinte die gnädige Frau."

„Wir sind nicht sehr anspruchsvoll," erklärt Fräulein Mina. „Klopfen Sie nur die Leute auf, damit sie uns irgendein Schlafzimmer anweisen."

Der Pächter klopft an das von schweren Kürbisranken umkränzte Fenster einer kleinen Hütte und ruft: „Frau Gschellmeyerin! He! Frau Gschellmeyerin!"

Keine Antwort.

Noch einmal lauter, eindringlicher: „Frau Gschellmeyerin! He! Frau Gschellmeyerin!"

„Daß dich, ..." hört man jetzt von innen grunzen. dann ertönt ein schwerfälliges Gepolter, Rascheln von Federbetten, Hineinstoßen in Holzmöbel, das Kratzen eines Zündhölzchens. — Das gelbe Licht eines Öllämpchens schimmert hinter dem Fenster, verschwindet wieder, und aus der Tür der Hütte tritt, eine Laterne in der Hand, Frau Gschellmeyer, ein runzliges Mütterchen, in einem kurzen Unterrock.

„Na, was wullens?" brummt sie mürrisch.

„O, nur zwei Schlafzimmer," sagt Mina, „eines mit drei Betten, eines ..."

„Zimmer hob' ich kani und Betten a nöd," schnarrt die Gschellmeyerin zurück, „aber wann's an Unterkunft haben wull'n für d' Nacht, so können's ihna in d' Schupfa legen. A bißl Stroh is schun noch durta, ich werd' ihna leuchten. Kummen's."

Damit führt die ungastliche Gastwirtin unsre verblüfften Wallfahrer in einen leeren Wagenschuppen, der anstatt Fenster und Türen nur verschiedenartige größere und kleinere Luftlöcher hat, bindet die Laterne

an einen schmutzigen Strick, der vom Dache in die Mitte des Raumes herabbaumelt, gibt den Strohschütten, die sich in den vier Winkeln desselben befinden, ein paar zurechtschiebende Fußstöße, blickt mit Befriedigung auf ihr Werk und fragt: „Brauchen's vielleicht noch was?" worauf ihr ein kleinlautes „Nein, danke" zuteil wird und sie verschwindet.

Ein Seufzer zittert über Ditas Lippen, ein Seufzer, der trauriger ist als eine Tragödie in fünf Akten. „Da soll ich übernachten," murmelt sie trostlos, „bei offenen Fenstern und Türen!"

„Es läßt sich jetzt leider nicht mehr ändern," erwidert Mina demütig.

„Nun, für einmal tut's ja nichts," entgegnet, durch diese Sanftmut beschämt, die jugendliche Tyrannin, „mir ist nur leid um dich, du holst dir so leicht Zahnschmerzen."

Herr Iwantschitsch und Napoleon kommen natürlich sogleich rücksichtsvoll darin überein, an der Türöffnung des Schuppens wachend im Freien zu biwakieren. Mina und Hedwig hüllen sich resigniert in ihre Regenmäntel und strecken sich, den Kopf auf ihre Reisetaschen, auf dem Stroh aus, Dita aber bleibt aufrecht sitzen. Sich unter diesen Bedingungen schlafen zu legen, dazu kann sie sich nicht entschließen.

Längere Zeit bleibt sie wirklich wach, hört deutlich und regelmäßig das Schnarchen der beiden Herren draußen, sie hört das Lispeln der Fichten und Buchen, die den Schuppen umstehen. Endlich schließen sich

auch ihre müden Augen. Sie träumt von einer mondsüchtigen Katze, die heulend über die Tasten eines alten Klaviers läuft, fährt zusammen — und erwacht.

Nicht der musikalische Spaziergang einer Katze, sondern die Strophe eines deutschen Studentenliedes schlägt an ihr Ohr.

„Im schwarzen Walfisch zu Ascalon,
Da schlug die Uhr halb Vier,
Da warf der Hausknecht aus Nubierland
Den Fremden vor die Tür."

Erschrocken erblickt Dita drei Musensöhne mit sehr kleinen Mützen, sehr langen Haaren und sehr großen Stiefeln, die sich anschicken, ebenfalls in dem Schuppen zu übernachten.

Dita hält den Atem an. Offenbar sind alle drei betrunken, doch haben sie die drei Damen glücklicherweise noch nicht bemerkt und zeigen die Absicht, sich am andern Ende dieses abenteuerlichen Schlafsaals häuslich niederzulassen. „Sie werden sich nicht lange auf den Beinen halten, werden übereinander stolpern und wie die Bären schlafen ..." so prognostiziert Dita, „dann kann ich Mina und Hedwig wecken, und wir schleichen uns leise hinaus."

Das Schicksal hat es anders bestimmt!

Der Sänger, der seine Lieder mit einer Gitarre begleitet, an der mehrere zerrissene Saiten mitbrummen, während er auf einer einzigen noch intakten à la Paganini konzertiert — ist, nachdem er die letzte Strophe

des „schwarzen Walfisches" mit einer höchst effektvollen Kadenz eigener Komposition geschlossen hat, in einen Tränenstrom ausgebrochen. Seine beiden wackelnden Kollegen haben sich indessen in ein politisches Gespräch verwickelt, bei dem der eine, ein schwarzhaariger Jüngling mit gelblichgrünen Wangen und rubinroter Nase, dem andern energisch seine lawinenartige Beredsamkeit ins Gesicht poltert, während der Musikant vage Reminiszenzen aus der Fahnenwacht anstimmt.

Fräulein von Berndt, die bis dahin den Schlaf der Gerechten geschlafen hat, erwacht plötzlich. „Ist's etwa Thalhausen, der ihr ein Ständchen bringt?" fragt sie sich mit klopfendem Herzen.

Hedwig hat längst die Augen geöffnet, aber mit der lächelndsten Ruhe die Szene, wie etwa die Vorstellung von drei Clowns, beobachtet.

Mina aber, die bei dem Anblick, der sich ihr bietet, aus allen Himmeln stürzt, schreit entsetzt auf, wodurch sie die sämtliche studentische Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

„Was seh' ich," ruft der tiefsinnige Blondin, indem er sich den drei Grazien von Ilmenstein nähert, „Damen! ... welche Überraschung!" Er beugt sich zu Dita nieder — diese springt auf und macht einen Schritt vorwärts der Türöffnung zu, doch breitspurig stellt sich der Gitarrist vor den schmalen Spalt. Das Licht der Laterne fällt auf das Gesicht des blassen schönen Mädchens, das ihn, stolz abwehrend, anstiert. Wäre der Musensohn nüchtern, so würde er den Hut abnehmen

vor Ditas Würde, da er betrunken ist, streckt er nur die Hand aus nach ihrer Schönheit! Mit faszinierendem Grinsen langt er nach Ditas Kinn und lispelt: „Vor was fürchten Sie sich denn, mein schönes Kind?"

Fräulein Mina streckt indes den Kopf aus einem der Löcher in den Lehmwänden. „Napoleon!" kreischt sie, „Herr Iwantschitsch!" Doch lange, ehe von da aus Hilfe kommt, hat sich der Tiefsinnige ins Mittel gelegt und mit in den Beinen wackelnder Grandezza, den Gitarristen an der Schulter packend, ausgerufen: „Mensch, du bist betrunken!"

„Recht hast du, Bruderherz," lallt der Politiker mit schwerer Zunge — „bleiben Sie nur ruhig, meine Damen, wir wollen über Sie wachen."

Aber die Damen zeigen nicht die geringste Lust, ruhig zu bleiben, sondern nähern sich dem Ausgang. Darüber ergrimmt, verbarrikadieren nun alle drei Musensöhne die Türspalte und lallen und kreischen: „Warum wollen Sie nicht hier bleiben, meine Damen?"

Die Angst der Damen hat ihren Gipfelpunkt erreicht, als plötzlich der Gitarrist von rückwärts einen Stoß erhält, der ihn veranlaßt, zu taumeln und zu Boden zu stürzen, wobei er seine beiden Gefährten mitreißt.

Nun erfolgt ein Tumult, bei dem sehr viel geschrieen, die Gitarre zerschlagen und mehrere deutsche Dichter zitiert werden, unsre drei Ilmensteinerinnen aber glücklich entweichen und in ihrem überstandenen Schrecken vor Aufregung und Dankbarkeit beinahe in

die Arme ihrer Erlöser Napoleon und Iwantschitsch stürzen.

Kaum sind sie etwas zu Atem gekommen, so eilen sie wieder schutzflehend zu der Frau Gschellmeyerin. Mina trommelt an das kleine Fenster der Hütte wie eine Wahnsinnige.

„Frau Gschellmeyer, Frau Gschellmeyer!" schreit sie in allen Tonarten.

„Na, was wullen's denn scho wieder?" grunzt endlich ärgerlich die Alte. Zugleich ertönt eine wimmernde Kinderstimme, dann eine zweite, dann ein ganzer Kinderchor. Dann öffnet die Witwe das Fenster und lugt hinaus.

„Frau Gschellmeyer, wir sind in dem Schuppen von Studenten überfallen worden, wir können nicht dort bleiben," ächzt Mina, „öffnen Sie uns ein andres Asyl."

„Was wullen's?" brummt die Alte. „Die Herrn kommen ja alle Monat einmal her."

„Eine Unterkunft, ein Zimmer," erklärt der Pächter sanft.

„Hab' kans," erwidert die Alte barsch und macht Miene, das Fenster zu schließen.

Da packt sie Dita flehend bei der Hand. „Liebe Frau," ruft sie einschmeichelnd, „verzeihen Sie uns, wir können uns nicht helfen ... denken Sie nur, wenn Sie eine Tochter hätten ..."

„Ich hab' ani!"

„Nun, so würden Sie sie doch nicht in einem

Schuppen mit betrunkenen Studenten übernachten lassen!"

„Das nöd, aber i tät ihr a nöd erlauben, so rum z' streichen in der Nacht."

„Das ist eine andre Sache," seufzt Dita, „und ein zweites Mal tun wir es gewiß nicht; helfen Sie uns nur noch diesmal aus der Not. Lassen Sie uns in Ihrem Zimmer übernachten."

„Wann's wullen, Platz werden's nöd viel haben, 's ist mei Tochter da mit ihra vier Bälger und ans davon hat d' Schafblattern."

„Das geht nicht," rufen die Damen alle wie aus einem Munde, „haben Sie keinen andern Ort?"

Die Alte ist endlich zur Tür gehumpelt und steht nun, die Laterne in der Hand, auf der Schwelle. „Im Milchkeller wird's Ihna zu feucht sein," bemerkt sie nachsinnend, „aber wann's wullen, im Ziegenstall."

„Im Ziegenstall!" ruft Mina entsetzt, ob des Gedankens, sich am nächsten Morgen dem Baron Thalhausen mit Ziegenstallparfüm zu präsentieren.

„Na oder am Heuboden," grunzt die Alte sehr ungeduldig, „an andern Platz hab' i nöd, und wann's gar solche G'schichten machen wullen, so gengen's an andermal auf Landpartie nach Graz."

„Auf den Heuboden, in Gottes Namen," seufzt Fräulein von Berndt.

Die Gschellmeyer tastet nach einer Leiter, die wagrecht längs der Hütte liegt, stützt sie gegen das Dach, kriecht selber hinauf, um das Fenster oder vielmehr

die Tür einer breiten Dachluke zu öffnen, stolpert wieder herunter und sagt: „So, jetzt gengen's!"

Resolut besteigt Mina die Leiter, Hedwig folgt nach.

Der Pächter bemerkt, daß, da er nun die Damen geborgen weiß, er umkehren und in Reißbach unten ein Nachtlager suchen werde. Daraufhin ruft Dita, sich an Napoleon anklammernd: „Wir schließen uns an, Napl! Wir holen uns dein Werkl und fahren nach Hause. Gute Nacht, Mina, glückliches Erwachen!"

„Wie du willst, Dita," sagt Fräulein von Berndt mit gezwungener Stimme; als sie jedoch Dita Ernst machen und sich unter dem Schutze ihrer beiden bescheidenen Ritter entfernen sieht, da ruft sie im tragischen Deborahton: „Dita! Das verzeih' ich dir nie ..." Dann, da Dita trotz dieser Drohung nicht umkehrt, wendet sich Fräulein von Berndt ein letztes Mal zu der Gschellmeyer und bittet: „Räumen Sie die Leiter weg, damit uns die Studenten nicht nach können."

Gleichmütig schleppt die Witwe die Leiter weg. Fräulein von Berndts Besorgnisse sind übrigens unnütz. Nachdem die Studenten einander erst gegenseitig mit Injurien überschüttet, sich dann brüderlich umarmt haben, liegen sie jetzt, die Arme um ihre gegenseitigen Hälse, in einen Knäuel verschlungen, regungslos, „und weinen, sie wissen selbst nicht warum".

⊕ ⊕ ⊕

Bekanntlich führt ein starker Selbsterhaltungstrieb bisweilen die anständigsten Leute zum kras-

festen Egoismus, ja, verleitet sie zum schreiendsten Undank!

Einen starken Selbsterhaltungstrieb hat Dita nicht, sie ist zweiundzwanzig Jahre alt und kerngesund; unter diesen Umständen kommt uns der Tod eigentlich immer mehr oder weniger vor wie eine fable convenue, wie etwas, das wir allenfalls für unsre Freunde, nie für uns selber fürchten. Aber zwei andre Eigentümlichkeiten hat sie, die bei ihr zu denselben Resultaten führen, nämlich eine bis ins Kindische ausartende Prüderie und eine unbezwingbare Angst vor Ungeziefer.

Der Gedanke, Mina im Stiche zu lassen, gilt ihr in diesem Momente nichts, der Gedanke, sich vor Heuboden und Studenten zu retten — alles.

Mit rüstiger Eile folgt sie dem Pächter, der wegekundig voranschreitet. In einer Stunde haben die drei Ausreißer das Städtchen erreicht und den Hausknecht in der Post aufgeklopft. Bald stehen Spukkastl und Pony auf dem bergaufgehenden Marktplatz, dessen unregelmäßige, hochgiebelige Gebäude schwarze Schatten werfen. Wüstes Getrampel und die holperigen Klänge eines Walzers, den ein sonst nur zu heiligsten Musikzwecken bestimmtes Harmonium lungenschwindsüchtig in die Nacht hinausächzt, tönen aus einem offenen Fenster.

„Auch noch Studenten," flüstert Dita ängstlich. „Fahr nur recht ruhig, dann hält man uns für einen Milchkarren und läßt uns zufrieden, sonst erleben wir

am Ende erst noch etwas! Gute Nacht, Herr Iwantschitsch!" Napl schnalzt mit der Zunge und knirschend stolpern die Räder des Spukkastls über den Schotter.

Bald haben sie das Städtchen hinter sich, zu beiden Seiten der Straße türmen sich düstere Hügel, deren Buschwerk im Nachtatem zittert. Alles ist still. Hier und da treten die Hügel von der Straße zurück, der Ausblick wird breiter, halb abgeräumte Mais- oder Buchweizenfelder erstrecken sich rechts und links. Zwei, drei schlafende Dörfer haben sie passiert, ein Bach flüstert neben ihnen. Immer holperiger wird die Straße.

„Wo sind wir eigentlich?" ruft Dita, befremdet um sich sehend.

„Bei Geireck," erwidert Napl etwas unsicher.

„Nein, Napl, dort fließt ja nirgends ein Bach."

„Ach, ich habe einen kleinen Umweg gemacht," entschuldigt sich zaghaft Napoleon. „Es schadet nichts, habe nur gar keine Angst, wir müssen gleich auf die Hauptstraße kommen."

„Napl, wir haben uns verirrt," ruft Dita, tödlich erschreckend.

Da hört man etwas ins Wasser klatschen, zugleich sprüht bei einer plötzlichen Biegung des Weges das rote Licht einer Kienfackel durch die Dämmerung. Hansl, der wie die ganze Einwohnerschaft von Ilmenstein zu Exzentrizitäten neigt, legt nervös die Ohren zurück und „geht durch". Hin und her zwischen den tief ausgefahrenen, hartgedörrten Geleisen wirft sich das leichte Wägelchen und fällt mitten in seinen heroi-

Versuchen, sich aufrecht zu erhalten, um. Krr!... ein Rad ist zerbrochen, und die beiden Flüchtlinge liegen im Bach.

Der Schrecken und der Stoß verursachen, daß Dita, völlig verwirrt, ohne im geringsten ohnmächtig zu werden, ihr Bewußtsein dennoch soweit verliert, daß es ihr unklar bleibt, auf welche Weise sie eigentlich aus dem Wasser herauskommt. Wie sie sich wieder auf fester Erde fühlt, wird sie der Stütze eines männlichen Armes gewahr. Ihr erster Gedanke führt sie natürlich in die jüngste Vergangenheit, das heißt zu den Studenten zurück, und mit zorniger Angst wehrt sie den Arm von sich ab.

„Nun, gottlob, ernstlich verletzt haben Sie sich nicht," sagt eine Stimme, die etwas an die Wolf Ruysbruks erinnert.

Scheu, durch die triefenden Augenwimpern in die Dämmerung hineinblinzelnd, erblickt Dita erst einen flachen Korb mit Krebsen, dann das auf seiner rechten Seite ausruhende Wägelchen, vor dem Hansl mit verschämt gesenktem Kopfe steht und, vielleicht aus Verlegenheit, das Gras vom Straßenrande abweidet, dann Napl, der nachdenklich seinen durchnäßten Jägerhut auswindet, dann einen Jäger, der einen Kienspan hält — schließlich, knapp neben sich den Mann, vor dem sie so ängstlich zurückgeprallt ist, und dessen Stimme sie an Wolf Ruysbruk erinnert hat. Er hat gar nichts von einem betrunkenen Studenten und nur eine sehr vage Familienähnlichkeit mit Wolf.

„Haben Sie mich vielleicht aus dem Wasser gezogen?" stottert Dita.

„Allerdings, verzeihen Sie. Ich wußte nicht, daß Sie mir's übelnehmen würden," erwidert er mit gutmütigem Spott.

„Er macht den Eindruck eines Menschen, der genau über mich orientiert ist," denkt Dita betroffen, auf ihre triefenden Gewänder niederblickend, und murmelt: „Ich danke!" Dann sich an Napoleon wendend, mit einer linkischen Verlegenheit, die der Situation entspricht: „Hast du dich wenigstens erkundigt, wo wir sind, wir müssen nun zu Fuß nach Ilmenstein?"

„Das scheint mir ein unpraktischer Plan," entgegnet, sich ungebeten in das Gespräch hineinmischend der Fremde: „Sie sind so naß wie eine Wassernixe und an diesen Zustand gewiß bedeutend weniger gewöhnt. Ich bezweifle, daß Sie die physische Kraft hätten, sich bis Ilmenstein zu schleppen. Drum müssen Sie mir, als einem alten Freund Ihres Onkels Alimpitsch, erlauben, Sie für diese Nacht bei meiner Schwester in Aldringen unterzubringen."

Ditas Herz klopft laut — kein Zweifel darüber, daß Wolfs Bruder vor ihr steht. Schüchtern entgegnet sie: „Was wird denn die Gräfin sagen, wenn Sie ihr zwei triefende Vagabunden ins Haus schaffen?"

„Sie wird sich freuen, den Vagabunden behilflich sein zu können. Darf ich Ihnen den Arm bieten, der Weg hier ist sehr schlecht, aber wir haben kaum zehn Minuten bis ins Schloß."

Fünfzehntes Kapitel
In Aldringen

Die Gräfin Cécile hat sich natürlich schon zur Ruhe begeben, ehe Boris mit seinen beiden Schützlingen in Aldringen erscheint. Leichtfüßig läuft der Jäger durch die Korridore des Schlosses, um Jungfer und Haushälterin zu wecken, damit sie die beiden Verunglückten mit Schlafzimmern und trockener Wäsche versorgen möchten. Es geht alles merkwürdig schnell und ruhig von statten und bald befindet sich Dita in einem reizenden Stübchen, an dessen Fenster reich blühende Kletterrosen ihre Häupter drücken, und dessen Wände von oben bis unten mit possierlichen braunen Rokokofigürchen bemalt, nur an einer Stelle von einem großen, braunen Klex verunziert sind. Die Möbel, weiß und Gold, mit verschossener Cretonne überzogen, haben die auf Schlichtheit spielende Eleganz und tragen die sentimentalen Embleme der Zeit Louis XVI. — der Zeit, in welcher die neue Heloise noch maßloses Entzücken erregte und Paul und Virginie geschrieben wurde — der Zeit, in der eine Herzogin Schürzen trug

Dem Bette gegenüber hängt ein Bild, das, älter als die Möbel, im Stil Bouchers gehalten, einen in grünen Samt gekleideten Jäger vorstellt, der eine gepuderte Schäferin mit dem Bogen schießen lehrt.

Dita hat der Haushälterin gedankt, die ihr eine

Schale warmen Tee, und der Kammerjungfer, die ihr ihre Dienste angeboten hat — und kleidet sich nun mit träumerischer Langsamkeit aus, zögert lange, ehe sie ihre triefenden mit den ihr gebrachten trockenen Sachen vertauscht. Als sie endlich die Decke um sich zieht, hat sie sich entschieden erkältet. Im traumumwobenen Halbschlaf schiebt sie das Köpfchen bald nach rechts, bald nach links. Ihr ist, als hüpften die kleinen braunen Figürchen von den Wänden herab und stolzierten zierlich über die Diele bis an ihr weißes Bett. Eines nach dem andern fragen sie einander mit feinen, an das Spielwerk alter Uhren erinnernden Stimmchen, wer denn das fremde Mädchen ist, und eine große blasse Rose pocht leise an das Fenster und lispelt: „Dita Nikoltschjani, Dita Nikoltschjani ...“ und plötzlich wie aus weiter Ferne tönt es zu ihr herüber, das heisere Schluchzen des Meeres in Triest, und das kleine Liedchen des kranken Knaben:

„Avete pure un pallido visino
Che fa tutte le gente inamorare.“

Das letzte, was sie vor sich sieht, ehe sie endlich die Augen zumacht, ist die Schäferin, die lächelnd mit dem Bogen auf sie zielt! — —

⊕ ⊕ ⊕

„Seien Sie herzlich willkommen, Boris hat mir schon erzählt ..., hoffentlich hat Ihnen das kalte Bad, das mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft verschafft

hat, nicht geschadet," mit diesen Worten reicht die Gräfin Cécile dem jungen Mädchen die Hand, als es den Morgen nach dem Abenteuer in das Frühstückszimmer tritt. Napoleon, angetan mit abgelegten, alten Kisten entnommenen Garderobestücken halbwüchsiger Aldringens, ein Paar sehr langer, sehr enger, ihn um die Kniee einschneidender Pantalons, und einer schößelosen Jacke, die rückwärts in die Spitze geschnitten ist, steht schon beim Frühstückstisch, riecht nach Moder und Lavendel und sieht unglücklich aus.

Dita antwortet der Gräfin etwas Höfliches — Boris bemerkt etwas Gutmütiges, und man setzt sich. Dita ißt nichts, hüstelt, hat brennende Wangen und eine Rabenstimme. Boris bemerkt augenblicklich, daß sie sich erkältet hat, und Cécile schlägt Eibischtee vor.

Cécile ist außerordentlich liebenswürdig. Sie spricht mit Dita über die Gallerie Pitti, über die Juno in der Ludovisi-Villa, über die neuesten Erscheinungen in der Literatur, sie wundert sich gar nicht darüber, daß Dita alles mögliche gesehen und gelesen, aber sehr darüber, daß Dita einen so hübschen deutschen Akzent und so vollständig bescheiden unbefangene Manieren hat. Sie konversiert auch immer rücksichtsvoll vorsichtig mit ihr, wie mit einer Person, mit der man wohl allgemeine geistige, aber absolut keine intim sozialen Berührungspunkte haben kann, beiläufig so, als käm' Dita von einem andern Stern. Und doch ist Gräfin Cécile liberal gesinnt. In ihren Kreisen heißt sie „die Petroleuse".

Endlich fährt Boris, ungeduldig über dies steif und steifer werdende Gespräch, dazwischen, und Dita aus unheimlichen ästhetischen Höhen in die gemütlichste Wirklichkeit zurückvermittelnd, ruft er: „Erlauben Sie mir die Frage, Fräulein von Nikoltschjani, wie ist's Ihnen gestern eingefallen, um Mitternacht auf einer so gebrechlichen Equipage unter der Obhut dieses hilflosen, jungen Ritters eine Spazierfahrt zu unternehmen!"

Cécile staunt über die direkte Ungezogenheit der Frage, Dita aber atmet auf. Sie fühlt endlich wieder, daß sie ein lebendiges Wesen ist und nicht ein Handbuch für Reisende, in dem eine vornehm zarte, aber nervenangreifende Hand bald Nizza, bald Florenz, bald Rom nachschlägt.

Sie erzählt ihre Kümmelberger Abenteuer kurz, lebhaft, humoristisch, unterdrückt natürlich alle Anspielungen auf Thalhausen und schreibt Fräulein von Berndts Ausharren in dem Heuboden ausschließlich ihrer Leidenschaft für Sonnenaufgänge zu.

Boris lacht, Cécile lacht, und Dita erwähnt ihr Bedauern, die Gräfin bei ihrem letzten Besuch in Ilmenstein verfehlt zu haben, dabei wird sie rot, was ihr gut steht und was niemand begreift.

Das Frühstück, diese tändelnste und angenehmste, vielleicht weil etikettelöseste aller Mahlzeiten, hat sich schon ungebührlich in die Länge gezogen, als Dita sich erkundigt, ob Hansl eingefangen und das Werkl in reisefähigem Zustand sei. Wie es sich nun herausstellt, ist zwar Hansl zur Hand und zwar ganz wohl

und munter, das Wägelchen jedoch in bedauerungswürdigstem Zustand. Die Gräfin erklärt Dita, sie würde sie nachmittags selbst nach Ilmenstein zurückführen, indessen müsse sie sich gedulden. Auf Ditas Einwand, Mina würde sich zu Tode ängstigen, wenn sie, vom Kümmel heimkehrend, „die Kinder" nicht zu Hause fände, wird beschlossen, augenblicklich einen Boten mit einem erklärenden Billett nach Ilmenstein zu entsenden.

Während Dita sich entfernt hat, um das Billett niederzukritzeln, wobei sie der schüchterne Napoleon klettenartig begleitet, bleiben die Geschwister allein.

„Eh bien, Cilon!"

„Eh bien!" wiederholt die Gräfin ... „also, das ist die Oppositionsnichte. Nun, Alimpitsch hat jedenfalls mehr Glück mit seinen Verwandten, als seine Frau."

„Sie gefällt mir, die Oppositionsnichte, ich habe große Sympathie für sie," sagt Boris, sich in seinen Lieblingsschaukelstuhl zurücklehnend — „und dir?..."

Cécile ist nicht so enthusiastisch, wie ihr Bruder. „Sonderbares Mädchen!" murmelt sie.

Da aber schnellt Boris heftig auf. „Ich möchte doch wissen, was du an ihr eigentlich auszusetzen hast?"

„O, hm, nimm's doch nicht persönlich ... nichts ... nichts, aber wie kommt's, daß ihr, der Tochter eines slawischen Parteiführers, nicht eine Spur von slawischem Akzent anklebt?"

„Vielleicht daher, daß ihr slawischer Vater, wenn ich mich gut erinnere — ich kannte ihn ja — nie anders als deutsch sprach."

Die Ruysbruks sind eine böhmische Familie, sie gehören en bloc zur nationalen Partei, sie kaufen mit Ostentation böhmische Bücher, die sie nie lesen, sie gehen mit Todesverachtung in böhmische Tragödien, von denen sie kein Wort verstehen, sie halten bei Schuleinweihungen böhmische Reden, die sie sich nach einem deutschen Konzept vom Schulmeister ins Böhmische haben übersetzen lassen, sie weinen vor Enthusiasmus, wenn sie ein böhmisches Volkslied hören, aber — es überläuft sie eine Gänsehaut, wenn sie mit einem Patrioten zusammenprallen, der Böhmischdeutsch spricht.

Von dieser kindischen Eigenheit ist Boris ebensowenig frei, als Cécile. Auch ihm ist Ditas Deutsch aufgefallen, nur hat er sich einfach daran gefreut, und es nicht wie Cécile als eine unheimliche Abnormität beargwohnt.

„Ich dachte, sie habe sich vielleicht zur Bühne vorbereitet," bemerkt die Gräfin.

„So? Hm! und woher hat sie ihr hübsches Französisch, ihr geläufiges Englisch, ihre Anspruchslosigkeit und Distinktion ... sehr seltsam?" parodiert Boris die Schwester.

„Ja, sie ist distinguiert, es ist wirklich seltsam," grübelt Cécile naiv.

Jetzt aber ärgert sich Boris nicht mehr, er lacht laut. „O Cécile, du vorurteilslose Cécile!" ruft er aus,

„gehörte diese junge Dame zu deiner Clique, du hättest sie in deine Arme geschlossen und auf beide Wangen geküßt, wäre sie ein Gesellschaftsfräulein, dein Herz wäre ihr mit dem mitleidigsten Wohlwollen entgegengekommen ... und wäre sie eine Künstlerin, du hättest sie enthusiastisch als eine charmante Person gepriesen; da sie aber nichts von alledem ist, zweifelst du an ihrer ungezierten Wohlerzogenheit herum, hältst sie ihrer Ungewöhnlichkeit halber für verdächtig und siehst in ihr eine Intrigantin, die eine unberufene Hand nach deinem Monopol des guten Tons ausstreckt!"

„Aber Boris!"

„Glaubst du nicht vielleicht, Cécile — deinem Scharfsinn ist alles zuzumuten — daß sie sich absichtlich in den Bach hat werfen lassen, um ..."

Ein leises Rot auf Céciles Wangen wird bis in die Ewigkeit ihre einzige Antwort auf diese freilich nur angedeutete Frage bleiben, denn im selben Augenblicke kehrt Dita mit ihrem Billett zurück. — —

Nun ist der Nachmittag hereingebrochen. Ditas Augen sind immer fiebriger, ihre Stimme ist immer heiserer geworden. Es regnet schon seit dem Morgen kalt und regelmäßig. „Ein echter Landregen," erklärt Napoleon, der sich auf alle landwirtschaftlichen Erscheinungen versteht. „Der hört heute nicht auf, wer weiß, ob morgen."

„Sie scheinen ja desperat darüber, Aldringen noch nicht verlassen zu können —" neckt ihn Boris, „es ist geradezu verletzend."

„O! es ist nur wegen der Kaninchen, der Jörgel gibt ihnen am Ende nichts zu fressen."

Erörterungen, Gelächter — draußen regnet's stärker und immer stärker. Dita hustet. Was alle ihre großen Vorzüge nicht zuwege gebracht haben, das setzt ihr leichtes Unwohlsein durch. Der Gräfin Herz erschließt sich ihr. Kranke zu verhätscheln ist ihre Leidenschaft, und sie hat so selten Gelegenheit dazu, derselben zu frönen.

„Strecken Sie sich doch auf die Chaiselongue aus, Sie frösteln, die Luft ist zu feucht." Die Gräfin läutet und bestellt ein Holzfeuer im Kamin.

Nun aber drängt Dita ernstlich zum Aufbruch.

„Was eilen Sie denn so, Fräulein von Nikoltschjani?" fragt Boris erstaunt, „haben Sie denn auch Kaninchen?"

„Nein," entgegnet Dita lächelnd, „aber ... aber ich habe mich erkältet und ..."

„Legen Sie sich zu Bett," ruft die Gräfin, „es ist das Klügste, was Sie tun können, ich kann Sie nicht nach Ilmenstein fahren in Ihrem fiebrigen Zustand. Für einen geschlossenen Wagen sind die Wege unfahrbar und in einem offenen Phaethon ... mein liebes Kind, das wäre ja reiner Mord —"

„Aber ich muß fort," entgegnet Dita aufgeregt, „mir ist wirklich ganz und gar nicht wohl ... ich könnte eine ansteckende Krankheit bekommen ..."

„Selbst auf die Gefahr hin," scherzt Boris, „wird Sie meine Schwester hier behalten; denn das Ver-

gnügen, einen Patienten nach Herzensluſt mißhandeln zu können, läßt ſie ſich nicht entgehen."

Eine halbe Stunde ſpäter rollt Napoleon, in einen gummierten Regenmantel von Boris eingemummt, nach Ilmenſtein zu ſeinen geliebten Kaninchen.

Dita liegt, höheren Befehlen gehorchend, im Bett, wird mit heißen Tees und kalten Umſchlägen kuriert, und ſinnt träumend darüber nach, was denn das Schickſal eigentlich mit ihr vorhaben mag!

Sechzehntes Kapitel

Die Baronin Goldmann

Drei ... vier ... fünf ... eine ganze Reihe von Tagen iſt vorüber, und Dita noch in Aldringen. Ihre Grippe, die erſt böſe Miene machte in ein Nervenfieber auszuarten, hat ſich, dank der umſichtigen Pflege Céciles, vielleicht dank der urſprünglichen Kraft des jungen Organismus, verloren. Dita iſt wieder geſund. Cécile hält ihre Geneſung für ihr Werk und iſt ſtolz darauf. Dita war zwei Tage bettlägerig. Während dieſer zwei Tage hat ſich Cécile an ihre verdächtig abnormen Vorzüge gewöhnt und iſt mit ſich übereingekommen, ſie als ein Unikum, ein Miniaturwunder zu betrachten, als eine „Acquiſition", die man möglichſt lange neben ſich feſthalten muß. Boris beobachtet lächelnd dieſen ſich immer enger zuſammenkittenden Freundſchafts-

bund. Er begleitet die Damen nach Ilmenstein, wohin die Gräfin fährt, um sich Dita von Fräulein Berndt auszubitten und bei dieser unschuldigen Gelegenheit auch ihre Neugier puncto Hedwig Albanos zu befriedigen. In letzterer Beziehung wird sie etwas enttäuscht; Hedwig benimmt sich, zu Céciles großem Leidwesen, „ziemlich anständig", sie versucht zwar, Boris zu magnetisieren und schiebt ihre Füße vor, zieht selbe aber bald wieder zurück — weil Boris ihnen keine Aufmerksamkeit widmet. Sie verliert auch den Kamm aus ihrem Haar und fällt einmal der Länge nach hin, aber Cécile war auf hervorragendere Leistungen gefaßt.

Auf Céciles Frage, ob sie Dita noch länger bei sich behalten dürfe, erwidert der Oberst — er ist schon vor mehreren Tagen zurückgekehrt, „war wieder ein falscher Alarm!" hat er Dita heimlich beim Empfange zugeächzt — „behalten Sie meine Nichte nur, solange Sie wollen, Gräfin, mir geht sie zwar sehr ab, aber das macht nichts, im Grunde genommen ist das Tollhaus kein rechter Aufenthaltsort für sie."

Mina ist schweigsam und sieht gedrückt aus. „Was hast du denn, meine arme Mina?" fragt Dita, sobald sie sich mit ihrer Freundin allein befindet. Da aber legt Mina die Hand aufs Herz und murmelt feierlich: „Dita, du hattest recht, man soll nie verlangen, seine erste Liebe wiederzusehen, man verliert alles und gewinnt nichts. ... Es war derselbe ... den ich in ... der ... Kneipe nicht erkannt hatte. Mein

Gefühlsleben ist zertrümmert, es macht mir nicht einmal mehr Vergnügen, seine Photographie zu betrachten."

Auf diese romantische Klage erwidert natürlich die Quintessenz der höheren Vernunft mit dem praktischen Egoismus, der die höhere Vernunft immer auszeichnet: „Es ist viel gescheiter so, Mina, wenigstens bist du beruhigt."

Arme Mina!

Den nächsten Augenblick sitzt Dita in einem leichten Phaethon fröhlich neben der Gräfin Aldringen und wirft ihren Ilmensteiner Freunden liebenswürdige Abschiedskußhändchen zu.

O wie schön ist es in Aldringen! Bis an ihr Lebensende wird Dita an die langen, friedlichen Tage denken, die in der Erinnerung nichts zurücklassen als einen vagen Eindruck von Sonnenschein und Blumenduft! — Für Cécile ist sie in schwärmerischer Freundschaft entbrannt. Mit Boris verkehrt sie auf einem Fuß kameradschaftlicher Herzlichkeit. Er begleitet sie, wenn es schön ist, auf langen Promenaden zu Pferde und zu Fuße, er schickt ihr ihre Lieblingsblumen auf ihr Zimmer, er leiht ihr Bücher, er durchstreift mit ihr das Schloß, in dem sich, wie er sich ausdrückt: „altes Geraffel befindet, das Sie vielleicht interessieren könnte, Fräulein Dita" — Gobelins, alte Majoliken, Rokokomöbel und so weiter.

Oft, wenn sie von ihrem Buch oder ihrer Arbeit aufsieht, begegnet sie dem Blick Boris', der zugleich

forschend und teilnehmend auf ihrem jungen Gesicht ruht.

Dann dankt sie ihm manchmal mit einem freundlichen Lächeln, und manchmal neckt sie ihn wegen seiner scharf beobachtenden Aufmerksamkeit. Sie ist ihm sehr zugetan. Wenn sie sich eine ideale Familie zusammenstellt, in den süßen Tagträumen, deren sie gar viele und gar absonderliche in Aldringen träumt, so wünscht sie sich Cécile zur Schwester, Boris zum Onkel ... und Wolf? ... zum Vetter vielleicht, aber über diesen Punkt wird sie sich nicht ganz klar!

Schon nach sehr kurzem Verkehr mit Dita hat Boris drei Dinge festgestellt: erstens: sie kennt Wolf; zweitens: sie hat sich gemerkt, daß die „Ay chi Quita" sein Lieblingslied ist, und drittens: sie wird rot, wenn man von Wolf spricht.

Die Entdeckung dieser gefährlichen Krankheitssymptome verursacht ihm das unvernünftigste Vergnügen. Natürlich hütet er sich, Cécile etwas davon zu sagen. Vielleicht wäre ihr Vergnügen daran geringer.

⊕ ⊕ ⊕

Die schwüle, atemlose Stille eines Augustnachmittags brütet über Aldringen. Trotz der Hitze wird der Tee im Park genommen. Man hat Dita gefragt, ob sie die Kühle des Salons der sonnendurchglühten Luft draußen vorziehe. Sie hat verneint. Wenige Leute vertragen so viel Hitze wie sie.

„Das trifft sich gut," erwidert Boris, während sie an den Samowar herantritt. Wie intim ihre Stellung in Aldringen geworden ist, beweist der Umstand, daß man ihr seit kurzem das Amt des Teemachens überlassen hat. „Das trifft sich gut, denn Cécile und ich fühlen uns am wohlsten, wenn uns die Sonne halbtot brennt. Sind wir allein, so nehmen wir den Tee immer draußen. Wolf zuliebe machen wir Konzessionen. Sein Teint leidet im Freien zu viel bei dieser Temperatur."

„Du kannst doch nicht von Wolf reden, ohne über ihn zu spötteln," bemerkt Cécile phlegmatisch lächelnd, „was hast du nur gegen ihn?"

„Ich, gegen ihn? ... Was dir einfällt, ich habe eine starke Eingenommenheit für ihn," erwidert Boris, „eine ganz lächerliche Eingenommenheit, die ich mir mit verschiedenen andern Schwächen abgewöhnen möchte."

„Ah! Sind Sie noch mit der Vervollkommnung Ihres Charakters beschäftigt?" fragt Dita. Ihre Stimme klingt kalt und ihr Blick glänzt ärgerlich.

Einen Moment blinzelt er sie gutmütig an, dann, an ihr vorübersehend, spricht er: „Da ist eine Marschall-Niel-Rose mit zwei Knospen, die ich Ihnen abschneiden muß. Sie werden doch abends Ihr blaues Kleid anziehen?"

„Wenn Sie befehlen!"

„Sonderbar, wie gut Ihnen blaßblau steht," fährt Boris fort, „Sie sind doch brünett. Wolf behauptet, himmelblau sei ausschließlich die Farbe der Blonden,

drum hat er auch in einem himmelblauen Dragonerregiment gedient."

„Schon wieder!" ruft die Gräfin und droht mit dem Finger und lacht.

Dita lacht nicht. Sie findet die Art Boris', sich über seinen Bruder zu mokieren, zum mindesten monoton. „Wie ..." fängt sie an und stockt plötzlich.

„Sie wollten sagen?..." wendet sich Boris mit höflicher Aufmerksamkeit an sie.

„Nichts ... nur ..."

Da hört man einen Wagen herbeirollen. Mit unglaublicher Flinkheit springt Boris auf einen Stuhl, um von diesem erhöhten Standpunkt aus die Situation zu übersehen. „Die Goldmann!" ruft er. „Um Gottes willen, Fräulein Nikoltschjani, machen wir uns aus dem Staube."

Verlegen blickt Dita zu Cécile hinüber.

„Darf sie, Cécile — nicht wahr, sie darf?" fragt und antwortet Boris, die Gräfin nickt, und zur Eile mahnend, entführt Boris seine junge Protegée durch beschattete Umwege an ein Hinterpförtchen des Schlosses, vor dessen Portal jetzt der elegante Wagen der Baronin Goldmann hält.

„Gerettet!" ruft Boris mit komischer Übertreibung, „arme Cécile, sie ist der büßende Brahmine, der seine Seele dem Ungeziefer preisgibt, damit auch diese Gottesgeschöpfe sich sättigen. Wir könnten indessen nach Jarmeritz reiten. 's ist, glaub' ich, eine wundertätige Mutter Gottes dort zu sehen. Sie wird um etwas

schlechter angezogen, aber um sehr wenig hölzerner sein, als die Goldmann. Übrigens ... vielleicht interessieren Sie sich für die neuesten Moden? Ich habe Sie um das Vergnügen gebracht, ein Meisterwerk der Spitzer bewundern zu können. Es ist noch Zeit zur Umkehr, oder soll ich satteln lassen?"

Dita entscheidet sich für letzteres.

⊕ ⊕ ⊕

Ein lebhaftes, aber lammfrommes Pferd, eine wunderschöne, von weithingestreckten, grünen Triften unterbrochene Gegend, ein geistreicher Begleiter — alle diese Dinge zusammen gestalten Ditas Ritt zu einem sehr angenehmen Zeitvertreib. Wir können nicht umhin, sie beneidenswert zu finden.

Dita findet sich selber beneidenswert, nebstbei findet sie, daß Boris, so liebenswürdig er sonst ist, doch eine geradezu unausstehliche Art hat, seinen Bruder Wolf bei den Haaren in die Konversation zu ziehen.

Während die Hufe der Pferde eine Wiese durchstampfen und jeder sterbende Halm mit besonders süßem Duft seine Seele aushaucht, bemerkt Dita: „Wo las ich nur in einem Gedicht den Vergleich zwischen gewissen Herzen und Gräsern, die beide erst ihren süßesten Duft geben, wenn sie verwundet sind?"

„Da ich nicht die Gewohnheit habe, alle poetischen Verbrechen, über deren Ursprung man im Zweifel ist, auf Mirza Schaffy zu schieben wie mein Bruder, so

muß ich leider gestehen ... ich weiß nicht, wen ich dieses meisterhaften Vergleiches zeihen könnte," erwidert Boris.

„Hat Ihr Bruder ein so großes Vergnügen an lyrischer Literatur?" fragt Dita mit wunderbarer Gleichgültigkeit.

„Er hat gar kein Vergnügen an lyrischer, und sehr wenig Vergnügen an der Literatur überhaupt," sagt Boris. „Mirza Schaffy hat er lesen müssen, weil ihm eine Dame seine Lieder einmal zum Vielliebchen verehrt hat. Ich kenne wenige Leute, die so wenig Sinn für Poesie und Musik haben wie Wolf."

Dieser Äußerung entgegnet Dita eifrig: „Sie irren sich, Graf Ruysbruk. Über Ihres Bruders Sinn für Poesie kann ich nicht urteilen, aber für Musik hat er sehr viel Sinn. Er hat keine langweilig klassische Richtung ..."

„Nein," meint Boris — „nein, er hat sich einmal mit der neunten Symphonie von Beethoven seinen musikalischen Magen verdorben, und verträgt seitdem nichts Stärkeres als Romanzen von Tosti, oder nunmehr die „Ay chi Quita". Außerdem hat er ein kleines Faible für die Tellouverture, weil sie ihn an den Radetzkymarsch erinnert. Armer Wolf!" Boris lacht leise vor sich hin.

Dita runzelt jetzt sehr ärgerlich die Stirn. „Wenn man Sie so reden hört," sagt sie gemessen, „so müßte man sich eigentlich Ihren Bruder als eine Art hm ... hm ... einfältige Salonpuppe vorstellen. Ich kenne

ihn zwar nur flüchtig, aber ich habe seine Konversation ..." sie stockt.

„Nun ..." hilft ihr Boris nach, „Sie haben seine Konversation witzsprühend und geistesfunkelnd gefunden, er hat Ihnen durch seine weitausgreifenden Kenntnisse imponiert, er ..."

„Er hat mir imponiert durch sein ruhiges, taktvolles, ritterliches Wesen," erklärt Dita zornig, „und er hat mir den Eindruck eines — trotz gewisser kleiner Affektationen" — dies schiebt Dita sehr kunstvoll ein, es beweist ihre absolute Unparteilichkeit — „trotz gewisser kleiner Affektationen — durch und durch echtfarbigen, braven, gutherzigen Menschen gemacht!"

„Wirklich?" fragt Boris ernsthaft. „Sie sind ungemein scharfsinnig!"

Zwei Tatsachen kommen jetzt plötzlich Dita zum Bewußtsein. Erstens die, daß Boris sie neckt, und zweitens die, daß er ihrem Herzensgeheimnis auf der Spur ist. Mit einem zornigen Hieb schlägt sie ihr Pferd über die Schulter. Es sprengt natürlich augenblicklich in Galopp ein; sie versucht, es zu bändigen — umsonst! Die Situation fängt an, kritisch zu werden, als Boris sie einholt und ihr Tier beim Zügel packt.

„Haben Sie mir doch einen Schrecken eingejagt!" ruft er aus, „verzeihen Sie, daß ich es Ihnen sage, Sie sehen sehr hübsch aus zu Pferd, aber Sie reiten gar nicht sicher. Warum schauen Sie denn so finster?"

Statt aller Antwort aber dreht Dita den Kopf von ihm weg. Er merkt, daß ihr die Tränen in die Augen

getreten sind. Er kann keine Frau weinen sehen! „Was haben Sie mir eigentlich übelgenommen?“ fragt er weicher — „meine scharfe Beurteilung Ihrer Reitkunst, oder ...“

Sie errötet tiefdunkel. Da reicht ihr Boris seine magere, blasse Hand — die Hand eines sehr sensitiven Menschen, der viel gelitten hat. „Verzeihen Sie mir,“ sagt er, „ich verspreche Ihnen, niemand zu verraten, daß Sie eine gute Meinung von Wolf haben. Die Echtfarbigkeit ist bei uns in der Familie!“

„Ich ...“ Dita wirft den Kopf stolz zurück, „ich kenne ihn ja gar nicht!“

Boris lächelt eigentümlich. „Nun dann ist es um so verdienstvoller von Ihnen, sich seiner anzunehmen. Einen stockfremden Menschen gegen die Angriffe seiner eigenen Familie zu verteidigen, finde ich heroisch. Es beweist einen schönen, uneigennützigen und furchtlosen Charakter. Hm! Ich werde Ihnen doch Ihre Reitgerte wegnehmen müssen, wenn Sie einen so kapriziösen Gebrauch davon machen.“ Denn Dita hat schon wieder Miene gemacht, aus Wut und Verlegenheit ihr Pferd zu mißhandeln.

„Sie sind unausstehlich!“ grollt Dita, ihn mit flammenden Augen anblitzend.

Er aber lächelt ihr mit seiner gewinnenden Gutmütigkeit zu und sagt: „Reichen Sie mir Ihre kleine, zornige Hand. Vielleicht ist es Ihnen immerhin nicht unangenehm, zu wissen, daß Wolfs Bruder Ihr warmer, aufrichtiger Freund ist.“

Wie Dita in ihrem hübschen blaßblauen Kleide vor dem Diner — in Aldringen diniert man um halb acht — in den Salon tritt, findet sie die Baronin Goldmann noch da. Die Baronin hat sich zum Diner einladen lassen und würde wahrscheinlich nichts dagegen haben, über Nacht zu bleiben.

Wie Dita ihr vorgestellt wird, lächelt die Baronin, sagt etwas Liebenswürdiges und fängt augenblicklich an, mit Cécile von etwas sehr Intimem zu reden, wovon Dita nicht mitreden kann. Den ganzen Abend hindurch fährt sie fort, Dita abwechselnd als Luft zu behandeln, oder in lautem Flüsterton an Cécile Fragen bezüglich ihrer Herkunft, ihrer gesellschaftlichen Stellung und der Ursache ihrer Anwesenheit in Aldringen zu stellen. Dita ist ärgerlich, Cécile verlegen, Boris bleibt kalt. Er bemüht sich nicht einmal, die Baronin zu persiflieren. Er leidet an Antipathieen! Und eine seiner ausgesprochensten ist — die Baronin Goldmann mit ihrer Geziertheit, ihrem aprikosenblonden Haar, ihren weißen Augenwimpern, ihrer regelmäßigen Schönheit und überschlanken Figur.

Während des Diners spricht Boris aufs Liebenswürdigste mit Dita, und nach dem Diner improvisiert er mittels eines Polsters einen Sitz in einer niedrigen Fensternische für sie. Nachdem er in einem Fauteuil neben ihr Platz genommen hat, fragt er: „Nun, wie gefällt Ihnen die Goldmann?"

„Mir kommt sie vor wie ein Aprikosensoufflé," erwidert Dita ingrimmig.

„Sie fällt Ihnen auf die Nerven, wie ich seh',“ neckt er.

„Das Gegenteil würde doch eine zu große Objektivität meinerseits erheischen,“ entgegnet Dita ernst.

Boris lacht heiter auf. „O, wie jung Sie noch sind, Sie können sich wirklich noch über eine Goldmann ärgern!“

Cécile hat sich entfernt, um für die Baronin eine Stickerei zu suchen, mit deren Nachahmung sich die obenerwähnte Schönheit die Zeit verkürzen will. Die Goldmann tritt auf Boris und Dita zu und lispelt: „Ein charmanter Platz, so kühl, so duftig, so reizend ...“

„Darf ich Ihnen meinen Sitz abtreten, Baronin?“ fragt Dita, sich erhebend, um zugleich ihr Kaffeetäßchen wegzustellen.

„O, ich danke!“ Die Baronin setzt sich. „Ah, Fräulein, Sie trinken schwarzen Kaffee. ... Sie sind emanzipiert ...“

„Fräulein von Nikoltschjani trinkt schwarzen Kaffee und ist nicht emanzipiert,“ brummt Boris.

„So, wirklich nicht emanzipiert .... hm ... hm! Gewiß eine sehr unschuldige Gewohnheit, schwarzen Kaffee zu trinken, aber wer hatte nur so eine Abneigung gegen Damen, die schwarzen Kaffee trinken und keine Religion haben?“

Boris zuckt die Achseln und schweigt.

„Wolf war's,“ sagt sie sich besinnend, „ja richtig, auch Damen, die Zigaretten rauchen, waren ihm anti-

pathisch. Er nannte all' dergleichen ‚Pußtawojtowmäßig!' Ein superber Ausdruck, finden Sie nicht?"

„Eminent! Nur etwas verjährt!"

„Apropos, haben Sie keine Nachricht von ihm?"

„Er schreibt sehr wenig," erwidert Boris.

„So, ich hatte neulich einen Brief von ihm," rühmte sich die Baronin. „Ha ... ha ... ha ...! Sie sehen, wir haben unsre alte Gewohnheit, zu korrespondieren, noch nicht aufgegeben."

„Schrieb er Ihnen vielleicht, wann er zurückzukommen gedenkt?" unterbrach sie Boris.

„Sehr bald ... ich ..."

Da kam die Gräfin mit der Stickerei zurück.

Bald darauf kündigte die Baronin ihre Absicht, nach Hause zu fahren, an.

Boris zog an der Klingel, um den Wagen zu bestellen, unterdessen miaute die Baronin noch etwas darüber, daß sie ein Hasenfuß sei und nicht ohne Grauen an die Heimfahrt denken könne — worauf Boris trocken erwiderte, daß die Nacht sternklar und die Wege sicher seien, während die Gräfin tröstend erwähnte, daß sie ja selbst Kutscher und Bedienten der Baronin als alte bewährte Diener kenne. Hierauf küßten die beiden Damen einander mit jener Herzlichkeit, welche jedes Mitglied der Gesellschaft jedem andern Mitgliede unverändert zeigen muß, die Baronin nickte Dita flüchtig zu und verschwand mit Boris.

Zwei Minuten später tauchte Boris wieder auf.

„Zu was sie eigentlich nach Teufelstein zurück ist ...

ich möchte beinah glauben, daß ihr Wolf noch im Kopf spukt," meinte Cécile.

Dita, die sich indessen mit Albums — jener schmählichen Zuflucht im Salon vereinsamter Seelen beschäftigt — klappt mit großer Energie eines davon zu. Boris und Cécile blicken sich gleichgültig nach ihr um — ihre Anwesenheit scheint sie nicht weiter zu genieren.

„Wie scharfsinnig du bist, Cilon!" bemerkt Boris ironisch.

„Ich sehe schon, sobald Wolf zurückkommt, so steckt sie von früh bis abends hier!" prophezeit Cécile schwermütig.

„Gott beschütze uns!" ruft Boris aus; „wenn mein Herr Bruder sie schon einmal nicht entbehren kann, so mag er meinethalben zu ihr nach Teufelstein ziehen."

„Ach Boris, du sprichst Unsinn" klagt die Gräfin, „siehst du denn nicht, daß sich's hier um Wolfs ganze Existenz handelt. Du kennst seine alberne Gewissenhaftigkeit."

„Ich habe die Ehre," sagt Boris, die Hände in den Taschen, in sich hineinlachend, wobei er die Schultern immer etwas emporzieht, „dennoch geb' ich mich süßen Hoffnungen hin."

„Wenn wir ihm schrieben, er solle nicht kommen?"

„O, du kluge Cilon, laß ihn immerhin kommen, ich habe meinen kleinen Plan, und die ‚Mietzi' wird nicht deine Schwägerin. Boris reibt sich vergnügt die mageren weißen Hände.

„Sie ist gräßlich!" murmelt kopfschüttelnd die Gräfin, „sie war doch nicht immer so. Scheint dir's nicht auch, als ob sie von ihrem Mann angezogen hätte?"

„Kann sein, Cilon ... du aber hast jedenfalls von mir angezogen, was deine Abneigung gegen Affektationen ungemein vergrößert hat. Und nun bitte ich Sie untertänigst, Fräulein von Nikoltschjani, etwas Musik zu machen, damit ich die Stimme dieser Puppe vergesse."

Dita setzt sich gutwillig ans Klavier und singt. Aber die Geschwister achten nicht im mindesten auf ihren Vortrag. Cécile hat ihren Bruder so weit als möglich vom Klavier weggezogen und bemüht sich jetzt, ihm bezüglich irgendeiner geheimnisvollen, sehr ernsten Angelegenheit Vorstellungen zu machen, auf die Boris nur antwortet: „Du irrst dich ... du irrst dich vollvollständig, meine liebe Cilon!"

Ein paar Minuten später tritt Dita, müde, einem so undankbaren Publikum vorzumusizieren, an das Tischchen, auf welches sie das zuletzt von ihr besichtigte Album niedergelegt hat, schlägt das Konterfei einer schönen Frau mit gepuderten Haaren auf und fragt Cécile: „Ist das nicht die Fürstin Opocinina, ich glaube, sie in Nizza gesehen zu haben?"

„Das ist die Gräfin Boris Ruysbruk, geborene Fürstin Opocinina," erwidert Boris mit barscher, unangenehmer Stimme und verläßt das Zimmer.

„Seine Frau ... sie ist tot!" ruft Dita sehr erregt und bestürzt.

Die Gräfin muſtert das junge Mädchen aufmerkſam. Wäre ihr Verdacht vielleicht doch begründet? „Nein," ſagt ſie, „geſchieden!"

Da aber füllen ſich Ditas Augen mit Tränen, und ſie murmelt unſäglich mitleidig: „Ich hab' ihm weh' getan!"

Cécile iſt beruhigt. Sie bückt ſich erſt über das Album, um die unſelige Photographie zu entfernen, dann küßt ſie Dita auf die Stirn und flüſtert ihr zu: „Nehmen Sie ſich's nicht ſo zu Herzen. 's war meine Schuld, Dita, ſchon vor zehn Jahren hätt' ich das Bild entfernen ſollen, aber was wollen Sie, ich ſehe meine Albums nie an!"

Siebzehntes Kapitel

Z. C.

„Komme morgen mit Z. C. Schlieneck.

Wolf."

Dieſes außerordentlich detaillierte Telegramm erhält Boris den Tag nach dem Beſuch der Baronin Goldmann, grübelt erſt darüber, ob Z. C. vielleicht die geheimnisvolle Chiffre für einen ſpeziellen Eiſenbahnzug ſei, kommt ſpäter zu dem Reſultat, daß Z. C. Zino Capito bedeute, meldet Cécile die Ankunft des Bruders und ſpricht weiter nicht darüber. Cécile hat

keine Ahnung davon, daß diese Ankunft Dita interessieren könnte, und spricht auch nicht darüber.

Den nächsten Nachmittag steht Dita in einem kurzen, wenig über die Knöchel reichenden Rock, mit Espadrilles an den Füßen und einem Rakett in der Hand, Boris gegenüber, auf einem großen, flachgewalzten Rasenplatz, der durch ein Netz in zwei Hälften geteilt ist, und spielt Tennis.

Sie verliert merkwürdigerweise nicht an Schönheit bei dieser Beschäftigung, trotz der unvorteilhaften Toilette und der unbefangenen Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen. So vertieft ist sie in ihr Spiel, daß sie weder den Wagen, der sich dem Schloß, noch die Schritte, die sich dem Spielplatz nähern, hört. Da ruft eine etwas hohle, hastig überstürzte Stimme: „Tiens, Ruysbruk, ich wundere mich nicht mehr, daß dein Bruder keine Zeit gefunden hat, dich vom Bahnhof abzuholen. Ich wäre an seiner Stelle auch zu Hause geblieben."

Zino, der mit Wolf herbeigetreten ist, spricht.

Dita fährt zusammen, und ihr Rakett fallen lassend, greift sie mit beiden Händen nach ihrem Haar, aus dem der Kamm zu entgleiten im Begriffe steht. Während der Fürst, die Augen voll verwegener Bewunderung, auf sie zukommt, um sie herzlich zu begrüßen, bleibt Wolf betroffen still, dann sagt er mit seiner tiefen, schleppenden Stimme schläfrig: „in der Tat," berührt kaum ihre Hand mit seinen rosa Fingern, sieht eher verlegen als erfreut aus sie zu treffen, und bemerkt gedehnt zu Boris: „unter den obwaltenden Umständen

kann ich dir deine Liebloſigkeit nicht einmal übelnehmen, Ris."

„Um dich abzuholen, hätte ich den ganzen Tag erwartungsvoll in Schlieneck ſitzen müſſen. Dein Telegramm war ſo bezaubernd vag. Übrigens allen Unſinn beiſeite, ich bin ſehr froh, dich wieder zu haben, Alter. Verteufelt mager biſt du geworden, hat das die italieniſche Sonne getan?"

„Es ſcheint." Wolf ſieht verdrießlich aus und blickt finſter. Seine blauen Augen ſind momentan beinahe ſchwarz geworden.

„Seit wann trägſt du denn Blumen im Knopfloch?" fragt Zino aus einem Geſpräch mit Dita heraus.

„Dieſe Roſe iſt das erſte Geſchenk, das mir Fräulein von Nikoltſchjani gemacht hat," erwidert Boris.

„Wir werden wohl nicht weiterſpielen," bemerkt Dita und legt ihr Rakett auf einen Gartenſtuhl nieder.

„Wer ſagt Ihnen das? Ich habe zwar ſchon lang kein Rakett in der Hand gehalten, aber ich habe ein Genie zum Tennis!" ruft Capito.

Ohne auf ihn zu hören, hat ſich Dita mit leichtem Kopfnicken entfernt.

Zino knickt ſich in einen Gartenſeſſel zuſammen. „Du biſt doch der Klügſte von uns allen, Boris! Wir laufen im Schweiße unſres Angeſichts dem Vergnügen nach, und was für einem Vergnügen — einem Bündel überreizter Nerven in einem zu engen Korſett, während du das Vergnügen kaltblütig bei dir empfängſt."

„Und kein Bündel überreizter Nerven in einem zu engen Korsett!“ lächelt Boris.

„Nein, bei Gott!“ ruft Capito. „Welche Natürlichkeit! Ist ihr übrigens nicht hoch anzurechnen, sie könnte doch nur verlieren durch jegliche Verstellung oder Künstelei. Habe nie ein Frauenzimmer gesehen mit solchen Füßen — Füßen, die schön bleiben in Espadrilles! Alles an ihr atmet Leben und Feuer. Sie macht den Eindruck einer ins Dasein erwärmten griechischen Statue, die sich nach tausendjähriger Versteinerung darüber freut, lebendig geworden zu sein! Wie lang' ist sie schon hier, Boris?“

„Zwei Wochen.“

„Und was macht sie hier?“

„Sie ist freundlich genug, meiner Schwester Gesellschaft zu leisten!“

„Hm! ... und dir!“

„Und mir.“

„Hm!“ Capito zog sein Tulaetui aus der Tasche und begann sich eine Zigarette zu drehen — „Woher kommt sie?“

„Höre Zino, du fängst an, mich zu langweilen,“ entgegnet Boris, und Zino deklamiert lachend: „Woher sie kommt? ... Sie kommt von Gott!“

„Sie ist sehr ehrlicher Leute Kind.“

„Schade! Es schmälert die Poesie des Ensembles! Nun noch eine Frage, ungeduldiger Boris: Machst du ihr die Cour?“

„Nein,“ sagt Boris und sieht dem Fürsten in die

kohlschwarzen Augen, „trotzdem und vielleicht eben deshalb würde ich es sehr übelnehmen, wenn es ein andrer in leichtfertiger Weise täte."

„Kommt darauf an," ruft Zino aufspringend, „und jetzt, im Namen der Menschlichkeit, gib mir etwas zu trinken."

Wolf sitzt indessen stumm auf einem niedrigen Stuhl, die Wangen in den Händen, die Ellbogen auf den Knieen, und starrt in den Sand.

„Was stierst du denn so vor dich hin wie ein zweiter Belsazar?" fragt Boris, ihn lächelnd auf die Schulter klopfend. „Kommst du nicht mit?"

Ungeduldig erhebt sich Wolf. Capito hat in der Ferne Cécile mit ihren beiden Hunden erblickt und ist ihr entgegengeeilt, um ihr ein paar Phrasen über seinen Mißbrauch ihrer Gastfreundschaft zum besten zu geben.

Unterdessen ruft Wolf hastig, übellaunig: „Du hast mir nicht geschrieben, daß sie da ist!"

„Wer? ... die Goldmann?"

„Nein, diese kleine Serbin oder Montenegrinerin, Dita ... glaub' ich, heißt sie."

„Mein Lieber, ich hab' dir überhaupt sehr wenig geschrieben und nur über Sachen, die dich besonders interessieren mußten. Einmal über deine Pferde, ein andermal über die Goldmann. Hast du etwas gegen sie und ihre Anwesenheit?"

Wolf zuckt nur die Achseln, wird seiner unausrottbaren Gewohnheit gemäß sehr rot, sieht aus, als wolle er Boris ein wichtiges Geständnis machen, schweigt

aber, und Boris klopft ihm noch einmal auf die Achsel und sagt beruhigend: „Du meinst wohl, sie könne dir jetzt der Mietzi wegen im Wege stehen. Hab keine Angst. Zino wird sich mit ihr beschäftigen, und ich werde den Gendarmen dazu machen. Du kannst indessen ruhig deine blonde Liebelei aufwärmen.“

Achtzehntes Kapitel
„Der arme Attaché“

„Es war ein Legationsrat,
Von Gelde schwer, von Haupte grau,
Der arme Legationsrat!
Er nahm eine junge Frau!
Da kam eine Attaché, hm! . . .
Blond war sein Haar, treu war sein Sinn,
Der hing sich an die Schleppe
Der Legationsrätin. —
Kennt ihr das alte Liedchen?
Ach, kläglich singt's von Liebesmüh' —
Er mußte um sie werben, —
Der Alte starb viel zu früh! —

Diese perfide Parodie auf Heines schwermütiges Lied vom alten König hat Zino den Tag nach seiner Ankunft beständig vor sich hingesummt, auf die bekannte Melodie von Rubinstein. „Der Alte starb viel zu früh!“ schließt er jedesmal schwermütig seinen Vortrag und setzt dann lächelnd hinzu: „Der arme Attaché!“

Boris hat ein Lachen nicht unterdrücken können und nur immer „um Gottes willen, sei still" gerufen, wenn Wolf sich dem Sänger genaht hat.

Wolf gedenkt nach dem zweiten Frühstück nach Teufelstein hinüber zu fahren. Er hat seine Schwester aufgefordert, ihn zu begleiten, die hat schaudernd abgelehnt; dann hat er sich an Boris gewendet, dann an Zino. Ersterer hat zu tun, Zino gibt vor Tennis zu spielen. „Wenn du übrigens glaubst, daß der Mietzi eine Visitenkarte von mir Vergnügen machen würde, so kannst du ihr eine mitbringen," bemerkt er, und Wolf entfernt sich, um sich vor seiner Ausfahrt ein letztes Mal seine Nägel zu polieren, auf die er sehr große Stücke hält, entfernt sich mit sehr würdevoller Haltung und sehr rotem Gesicht.

„Kommst du zum Diner zurück?" ruft Cécile ihm nach.

„Natürlich; Punkt sieben bin ich wieder hier," versichert Wolf und schwingt sich auf seinen Dogcart, der vor der Schloßfront wartet. Die Zügel mit lässig aussehender Energie anfassend, rollt er in sehr raschem Tempo davon.

„Der arme Attaché!" murmelt Zino, ihm nachblickend, und summt von neuem: „Es war ein Legationsrat!"

⊕ ⊕ ⊕

„Es war ein Legationsrat!" In Rio Janeiro war's ... oder vielmehr in Petropolis, der Sommerzufluchts-

stätte der Diplomaten, etwas abseits von Rio, da hatte Tannhäuser Wolf seine blonde Venus kennen gelernt, als blutjunger Attaché. Sie zählte um vier Jahre mehr als er; sie war sehr schön, schön im rein materiellen Sinn des Wortes; sie besaß ein angenehmes, wie auf Rädchen gehendes Hauswesen, und Wolf hatte Heimweh. Sie war schwerfällig — er hielt sie für schüchtern und gut, er verliebte sich in sie, las ihr Gedichte vor in einem jener tropischen Gärten, in denen Rosen und Gardenien zu Füßen hoher Palmen blühen.

Seine genaue Kenntnis Mirza Schaffys stammte aus jener Zeit, einige behaupteten, seine Abneigung gegen poetische Literatur ebenfalls!

Von Brasilien wurde Baron Goldmann nach Petersburg versetzt. Die Folge davon war, daß Wolf einen Urlaub einreichte. Ehe er seine Ernennung nach Petersburg erhalten hatte, war Baron Goldmann plötzlich an der Diphtherie gestorben.

Beinahe ein Jahr war vergangen seit dem Tode des würdigen Mannes; Wolf und Mietzi hatten zärtlich korrespondiert; Wolf hatte den Tod des Legationsrates aufrichtig bedauert; aber Mietzis Briefe waren so hingebend innig!

Es ist eine alte Geschichte, die Zino Capito in die kurzen Worte zusammenfaßt: „Den Männern gegenüber sind die dümmsten Frauen immer die klügsten!“

Neunzehntes Kapitel
Ein verspätetes Diner

Boris steht in der Fensternische des Salons, als Dita am Abend desselben Tages eintritt.

„Sie sehen so spähend vor sich hin, wen erwarten Sie denn?“ fragt sie, an ihn herantretend, lustig.

„Ich! Wolf! Er hat sich unbegreiflich verspätet.“

„Ach, er wird bei der Baronin Goldmann zu Tisch geblieben sein,“ sagt Dita und zieht leicht die Mundwinkel herab. Es herrscht kein gutes Einverständnis zwischen ihr und ‚Bravo rechts‘ seit seiner Rückkehr nach Aldringen. Er zeigt sich steif und kalt, sie stolz und herb. Sie fühlt sich verletzt, begreift ihn nicht, verurteilt ihn schließlich achselzuckend als „einen echten österreichischen Aristokraten!“

„Bei der Mietzi? ... Kaum!“ erwidert Boris kopfschüttelnd.

Da klappern Capitos Lackschuhe die Marmortreppe herab, und eintretend ruft er: „Mein Magen zeigt auf sieben Uhr dreißig ... ist die Gräfin noch nicht unten? das ist tragisch.“

„Doch, sie kramt im Nebenzimmer nach einer verlegten Revue,“ erklärt Boris. „Wolf ist noch nicht zurück.“

„Wolf? ... Der bleibt gewiß in Teufelstein zu Tisch.“

„Gewiß nicht. Er ist pedantisch im Erfüllen seiner unwichtigsten Versprechen," versichert eintretend Cécile.

„Er wird einen Boten geschickt und dieser wird sich unterwegs betrunken haben," mutmaßt Zino gleichgültig.

Niemand antwortet.

Man wartet noch fünf Minuten. Alles ist stumm, gelähmt von Hunger und Ungeduld. Boris hat sich verdrießlich zu einer Zeitung gesetzt, die andern bleiben müßig.

„Ich begreif' nicht ..." beginnt endlich die Gräfin.

„Er muß bei der Goldmann geblieben sein," erklärt Zino.

„Ich sag' dir, nein!" ruft Boris heftig dazwischen.

„Nun, dann weiß ich nicht, was ihm zugestoßen sein könnte," ruft Capito, „gewöhnlich zeichnet er sich durch eine korporalhafte Pünktlichkeit aus."

„Soll ich servieren lassen?" fragt beschwichtigend die Gräfin.

„Er muß ja gleich kommen," sagt Boris.

„Ja, und unterdessen werd' ich etwas Musik machen, wie das Orchester, wenn sich ein Zwischenakt ungebührlich in die Länge zieht, weil der Tenor nicht in seine Stiefel kann, oder aus andern Gründen." So Zino.

Aber sein Vortrag hat diesmal wenig Erfolg, nur Dita klappert leicht mit den Fußspitzen, um ihr Vergnügen an den tollen Rhythmen anzudeuten.

„Höre auf, Capito, du machst mich nervös!" schreit Boris. Da wendet sich Zino achselzuckend von dem Klavier zu Dita.

„Ich bin resigniert. Wollen wir nicht eine Partie Besigue machen?" Mit Vergnügen sagt diese. Da sie die Mühe verdrießt, einen mit japanischen Porzellanungetümen und französischen Klassikern belasteten Spieltisch abzuräumen, so begnügen sie sich damit, einen Spieltisch zu improvisieren, indem sie den Flügel eines zerfallenen Windschirms auf den Knieen balancieren.

„Sie markieren schon wieder fünfzig anstatt fünfhundert," ruft Capito, oder: „das ist das dritte Mal, daß Sie den Karobuben wegwerfen, Sie haben sich um die Familie in à tout gebracht —" Denn Dita ist sehr zerstreut.

Eine Stunde vergeht.

Boris hat seine Zeitung ärgerlich von sich geschoben und wieder in einer Fensternische Posto gefaßt.

„Was machst du dort?" fragt Zino.

„Ich rauche."

„So." Zu Dita: „Geben Sie acht, sonst fallen Sie in den Rubikon."

Die Gräfin hat sich Boris genähert und spricht nun leise mit ihm.

„Sie sind noch gerade herausgekommen," sagt indessen Zino, „aber ich markiere viertausend gegen Ihre zwölfhundert. ... Ja, was haben Sie denn ... haben Sie vielleicht auch ... hm! ... Hunger?"

Denn Dita hat ungeduldig mit den Achseln gezuckt, ja hat sich dabei einer so heftigen Bewegung schuldig gemacht, daß der improvisierte Spieltisch samt allen

vier Spielen Karten und den Marquoirs zur Erde gefallen ist.

Sie sieht sehr bleich aus und gräbt die Zähne in die Lippen.

„Das ist zu toll, jetzt werden Sie auch noch nervös aus Sympathie mit Boris. Das ist nur geschmacklose Koketterie. Findest du nicht, Boris?" entrüstet sich Zino.

„Weißt du, was eine Dame einmal in meiner Gegenwart über dich gesagt hat?" bemerkt mühsam scherzend Boris.

„Nun, was?"

„Er gilt für geistreich und ist sehr ungezogen."

„Und diese Dame war Wera Wenckendorf," lacht Zino herzlich; „sie gilt für ungezogen und ist sehr geistreich."

Die Pendüle schlägt neun. Boris fährt zusammen.

„Die Pferde sind jung und eigentlich schlecht eingefahren," murmelt er und wendet sich hastig von dem Fenster ab. Da fällt sein Blick auf Ditas totenblasses Gesicht.

„Glauben Sie denn . . .," beginnt sie, doch Capito unterbricht ihre Rede mit: „ich glaube, daß, wenn ich im Feldzug wäre, sich niemand um mich ängstigen würde, wie ihr euch alle drei um Wolf bei einer einfachen Spazierfahrt."

„Wenn der Schlingel wirklich bei der Goldmann geblieben wäre . . .," murmelt Boris ingrimmig. „Laß servieren, Cécile!"

„Wollen Sie läuten, die Glocke ist dort neben Ihnen, Capito," sagt die Gräfin.

„Ich werde nicht läuten, Gräfin," sagt Zino gelassen, „der hungrige Boris ist seinem Bruder entgegengegangen, Sie beide haben keine Lust zu dinieren, und ich? — ich beruhige mich philosophisch mit der Vorstellung, diniert zu haben."

Da hört man Räder knirschen ...

„Wolf?" ruft Boris auf dem Perron.

„Ja."

Eine Minute später treten beide Brüder ein. Zino deutet mit tragischer Ruhe auf die Uhr, die zehn Minuten nach neun zeigt.

„Mir ist so leid. — Ihr habt doch nicht auf mich gewartet?" ruft Wolf bedeutend rascher als gewöhnlich.

„Ja, das haben wir, obzwar ich schwor, du würdest bei der Mietzi getafelt haben."

„Ich hatte ja bestimmt versprochen, daß ich zurückkommen würde. Eine recht unangenehme Geschichte hat mich auf dem Rückwege aufgehalten."

„So ...!" ruft Zino, „du machst ein Gesicht, als ob du deinen besten Freund im Duell erschossen hättest. Hast du umgeworfen?"

„Ach nein, ein Kind hab' ich überfahren."

„Tot?" fragt leise Boris.

„Nein, gottlob!"

„Wie hat dich das zwei Stunden aufhalten können?" fragt Zino, den Kopf in der Lehne seines Fauteuils, den Blick auf die Engelchen am Plafond geheftet.

„Ich mußte den Wurm doch zusammenpacken und ihn zu seinen Eltern tragen."

„Ich hätte den Kutscher geschickt."

„Aber, Capito!"

„Du hast doch nicht zwei Stunden lang mit den Eltern sympathisiert?" fährt der Fürst fort.

„Ich fuhr um den Arzt nach Geierstein und wartete dann, bis er das Kind verbunden hatte. Ein Schlüsselbeinbruch und ein Armbruch. Der Arzt ist nicht ohne Hoffnung."

„Jedenfalls ein poetischer Grund für dein Ausbleiben," sagt Zino.

„Nur hättest du einen Boten schicken können," bemerkt Cécile.

„Verzeih, ich war so verwirrt ... ich dachte nicht, daß ihr auf mich warten würdet."

„Das Warten war das Geringste," meint Cécile lächelnd.

„Tiens, Cilon!" er nimmt sie bei beiden Händen, „du hast doch nicht Nerven gehabt?"

„Sie war noch die Vernünftigste," erklärt Zino; „Boris hat horchend und spähend in einer Fensternische gestanden, wie die Agathe im Freischütz, und Fräulein von Nikoltschjani ist zuletzt beinahe in Ohnmacht gefallen, wobei sie unsern Besiguetisch auf die Erde geworfen hat. Da liegt das Corpus delicti!"

Wolf sieht von Dita auf Boris. Dieser lächelt nur. Dita beugt sich nieder, um die Karten aufzulesen. Da begegnen ihr die schlanken Finger einer schmalen,

rötlichen Hand, die ihr hilft, und eine tiefe Stimme sagt: „Blicken Sie doch nicht so zornig, ich weiß ja, daß Capito übertreibt."

„Nein, zufällig sagt er die Wahrheit," erwidert Dita — von einem rätselhaften und unkonventionellen Aufrichtigkeitsimpuls getrieben — und sieht auf und gerade in die blauen Augen Wolfs, die ihr mit unglaublicher Sentimentalität entgegenleuchten. „Ich hatte Angst um mein Diner," setzt sie mit einem linkischen Lächeln hinzu.

Trotzdem ist Wolf sehr zufrieden und bietet ihr seinen Arm, als die Flügeltüren endlich aufspringen und das Diner gemeldet wird.

Diesem interessanten Bericht bleibt nur hinzuzufügen, daß Zino die ganze, stark vertrocknete Mahlzeit mit Prahlerei verschmähte, daß er einen jungen Fasan eine Mumie nannte und ein Soufflé ein Pergament, daß er sich schließlich stolz und ungezogen von einem Glas Chartreuse und einer Tasse Kaffee nährte, daß er sehr schlechte Witze riß und daß niemand darüber lachte! ...

Zwanzigstes Kapitel

Eine Völkerwanderung

Seit einigen Tagen hat sich Mietzi Goldmann in Aldringen einquartiert mit einer sehr häßlichen Kammerjungfer, einem baumlangen Bedienten und

einem Reitpferd. Denn Mietzi Goldmann reitet — sehr schlecht zwar — auf einem kleinen weißen Araber. Jedesmal wenn ihr Pferd galoppiert, bildet sie sich ein, es geht durch, und verliert die Fassung.

Boris hat nie Miene gemacht, sich ihr und Wolf anzuschließen, Zino und Dita haben sie beim Ausreiten stets in kürzester Frist aus den Augen verloren und etwa nach einer Stunde wiedergefunden.

Ihrem System, Dita völlig zu übergehen, noch immer treu, flüstert die Goldmann einmal Zino einige vorwurfsvolle Worte zu, worauf er herb genug zur Antwort gibt: „Sie können doch nicht von mir erwarten, Baronin, daß ich den ganzen Nachmittag im Schritt hinter Ihnen herwackle, wie ein trauerndes Chargenpferd hinter einer Generalsleiche."

Eine Art Haß herrscht zwischen Zino und der Baronin — ein Haß, der sich bei ihr hinter allerhand ängstlichen Koketterieen verbirgt, sich bei dem Fürsten hingegen in verächtlicher Kälte äußert.

Und Wolf? ... Wolf ist für die Welt verloren. Ihr die Revue des deux mondes vorlesen, mit ihr kurze Spaziergänge durch den Park machen, sie in einer Ponychaise kutschieren lehren und ihr die Abende hindurch noch schläfrig und geduldig die Cour machen, das füllt seine ganze Zeit aus.

Die Schloßuhr auf Aldringen schlägt elf, summt gleich darauf ein verschollenes Menuett und bricht weinerlich schluchzend in der Mitte ab, wie eine alte Jungfer im Lesen eines verjährten Liebesbriefes.

Zino liegt auf einem Diwan im großen Saal des ersten Stockwerks, ist gelb wie eine Zitrone und hat Kopfschmerzen. Sein Kammerdiener und er selber wissen es allein, an welchen unausstehlichen Melancholieen der lustige Prinz Zino oft leidet. Er hat versucht, sich mit einem Roman zu zerstreuen, hat erst einen von Maupassant, dann von Zola versucht — alles erscheint ihm schal! — „Oh! meine Seele demjenigen, der mir ein neues Vergnügen und einen neuen Schmerz erfindet!" stöhnt er, sich halb aufstützend, und während er den gelben Umschlag von: „Une page d'amour" angähnt, hört er einen leichten Tritt sich der Tür nähern. Die Portiere rauscht auf und Dita, den grob geflochtenen Strohhut von spitziger, italienischer Form leicht aus der Stirn geschoben, ein ungeheures Bündel von Farnkräutern und Waldblumen in den Armen, erscheint, von einem Diener gefolgt, der die Vasen mit ihrem schon welkenden Blumenschmuck aus dem Saal entfernt und sie mit frischem Wasser gefüllt wiederbringt. Ohne in dem bernsteinfarbenen Halbdunkel des stark verhängten Raumes Capito zu bemerken, beginnt sie ihre Schätze zu ordnen.

„Sie ist sehr schön! Bin ich in sie verliebt?" so fragt sich Capito und vergißt darüber beinahe seinen Lebensüberdruß und seine Migräne.

Schon hat sie zwei Vasen gefüllt, und Zino Gelegenheit gefunden, ihre schöne Gestalt in den anmutig unbefangensten Stellungen zu beobachten, als sie ihn endlich bemerkt.

„Ach, Fürst!“ ruft sie aus.

„Stör' ich Sie?“

„Nicht im geringsten.“

„Sie machen sich nützlich?“

„Die Gräfin findet liebenswürdigerweise, ich verstünde viel besser als der Gärtner, Blumen zu ordnen, so füll' ich denn zuweilen die Vasen.“

„Kann ich Ihnen helfen?“

„Gewiß. Versuchen Sie mit wenigem Großes zu leisten.“ Sie schiebt ihm die Überbleibsel ihres Blumenvorrates zu.

Zino hat ein Genie zur Dekoration, wie zu allem Blendenden und Unnützen. Er zupft und steckt, tritt zurück dann wieder vor und ruft schließlich, sich die Hände reibend: „Sehen Sie her!“

„Ich fühle mich übertroffen,“ gibt Dita zu.

„Nun ja!“ erklärt Capito, ganz in den Anblick seines Meisterwerkes vertieft.

„Wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt,
Und selbst am Ende „Bravo“ sagt,
Da muß es was Gescheites werden . . .

Sie wundern sich, daß ich den Faust so genau kenne? . . . Nun, Sie werden überhaupt noch manches Wunderbare an mir entdecken, mit der Zeit, verehrtes Fräulein . . .“ fährt er fort, noch immer mit seiner Improvisation kokettierend, wobei er den hübschen Kopf bald auf die rechte, bald auf die linke Seite neigt, „aber ich habe ein Bukett im Kopf — ein Bukett! . . . hm! . . . etwas zwischen einem Notturno von Chopin und einem

Gedicht von Musset, nichts als weiße Lilien und dunkelblauer Sturmhut, und dazwischen ein Wald von wildem Hafer! Sie, könnten Sie mir nicht ..." beide Hände auf der Fensterbrüstung, schreit er einem Gärtnerburschen einen weitläufigen Auftrag zu.

Da öffnet sich die Tür und Wolf tritt ein, eine ganze Garbe ausgesuchter Rosenzweige im Arm. „Ich hörte, daß Sie sich soeben um die Ausschmückung dieses etwas vernachlässigten Gemachs Verdienste erwerben," sagt er mit der Förmlichkeit, in die sich bei ihm manchmal ein wenig Verlegenheit mischt — „vielleicht können Sie dieses Grünzeug verwenden?"

Dita dankt ihm, nicht ohne eine gewisse Überraschung zu verraten.

„Du hast heute keinen Hofdienst? Was macht die Mietzi!" ruft Zino, durch den störenden Eintritt des Freundes nur mäßig erfreut.

„Die Baronin ist sehr beschäftigt, sie schreibt Briefe."

„Und da hilfst du ihr nicht?" spottete Zino, die Hände in den Hosentaschen, den Blick auf den Plafond geheftet, „du solltest doch die Kuverts zulecken ... und die orthographischen Fehler verbessern."

„Woher weißt du, daß sie unorthographisch schreibt? ... übrigens schreibt sie nicht ... das heißt schreibt jeder unorthographisch," verbessert sich der wahrheitsliebende Wolf.

„Du nicht einmal im Schlaf, aber sie ..."

„Woher weißt du's, da sie dir wahrscheinlich noch nicht geschrieben hat?"

„Offenbar!" Zinos Blick mustert noch immer die pausbäckigen Amoretten am Plafond.

„Capito!" Wolf tritt ganz aus seinem schläfrigen, blonden Phlegma heraus und Zino mit funkelnden Augen entgegen.

„Bist du ein Narr!" sagt Zino, mit einem vielsagenden Blick auf Dita, „wo warst du heute, du bist schon sehr früh ausgeritten?" fährt er hastig fort.

„Ich ... ich ... in Gurkfeld ..."

„Hm — und was hast du in Gurkfeld gemacht? Handschuhknöpfe für die Mietzi besorgt ..."

Aber ehe noch Wolf aufzufahren die Zeit gefunden, legt sich Dita ins Mittel.

„Geht's dem Kind besser?" fragt sie mitleidig.

„Ja, richtig!" sagt Zino, während Wolf erwidert: „Das Fieber hat abgenommen, der Arzt versichert mir, der Wurm sei gerettet."

„Wie bin ich froh Ihretwegen!"

Er verbeugt sich förmlich, sieht sie jedoch so ernst, so ehrlich dabei an, daß ihr, sie weiß nicht wie, ob angenehm, ob schmerzlich zumute wird.

Da öffnet sich die Tür, und herein stürzt eine kleine, volle Gestalt, schwarze Spitzenhalbhandschuhe an den milchweißen, bis an die Ellbogen entblößten Armen, einen Schleier in malerisch venezianischer Art um die blonden Haare gesteckt — Hedwig Albano, die sich Dita in die Arme wirft. „Wie kommst du ..." stottert Dita.

„Ich bin selbst herübergefahren, selbst," ruft Hedwig atemlos, „es war zu wichtig. Ach, guten Tag,

Graf!" mit einem schwärmerischen Blick. „Ah!" zu Zino, auf dessen Lippen ein seltsames Lächeln getreten ist, „alles alte venezianische Bekannte!"

„Was verschafft mir eigentlich das Vergnügen deines Besuches?" fragt Dita. Die Contessina zieht die blonden Brauen zusammen.

„Du scheinst ihn nicht sehr zu würdigen, meinen Besuch . . ., aber heute früh kam ein kleiner Junge, der brachte einen Brief, den er nur in deine Hände abliefern wollte. Ich fragte den Burschen, von wem er den Brief erhalten habe, worauf er sagte, von einer Art Wanderer, nicht Herr, nicht Bauer; da gab ich mich für Fräulein Nikoltschjani aus und erhielt den Brief." Sie nimmt aus ihrer Tasche einen zusammengefalteten und gesiegelten Bogen ohne Kuvert, und ihn Dita reichend, meinte sie: „Muß gestehen, daß mich diese Geheimniskrämerei ziemlich neugierig gemacht hat."

Dita wird sehr blaß. — „Eine Bettelei," murmelt sie tonlos.

„Mache ihn doch auf, lies ihn, Bettelbriefe sind zuweilen amüsant."

Dita hält das Schreiben unsicher zwischen den Fingern, es entgleitet ihren Händen, Hedwig bückt sich danach und bricht es auf.

„Gib mir den Brief, er ist mein," ruft Dita.

„Ein Bettelbrief! Ich dachte, den kann ein jeder lesen," meint Hedwig. „Seltsam . . . ein Bettelbrief, der mit ‚Liebe Dita!' anfängt und mit ‚denke daran,

was einst war' endigt." Sie sieht sich triumphierend nach Wolf und Zino um, hat den Brief offenbar schon früher gelesen.

Wolf blickt sehr ernst, Capito scheint verlegen, Ditas Augen blitzen Feuer.

„Was Sie von mir denken müssen!" ruft sie schluchzend. „Es ist eine traurige, höchst unangenehme Geschichte, die mit diesem Briefe zusammenhängt, aber nicht, was Sie glauben mögen. Ich habe ihn noch nicht angeschaut, dennoch bitte ich Sie, ihn zu lesen."

Sonderbar, daß in diesem Moment Zino für sie gar nicht existiert, daß ihre Blicke, ihre Worte nur Wolf Ruysbruk gelten!

Anstatt den Brief aus ihrer Hand zu nehmen, nimmt er die ganze kleine Hand in die seine, und sie andächtig an seine Lippen drückend, sagt er ernst: „Ich kann von Ihnen immer nur das Edelste, das Beste denken. Was dieses Schriftstück betrifft, so hat es für mich nicht das geringste Interesse. Ich stehe Ihnen leider nicht nahe genug, um mir ein Recht anzumaßen, mich in Ihre persönlichen Unannehmlichkeiten zu mischen —"

Damit verlassen er und Capito das Zimmer.

„Leider nicht nahe genug! Nun ... das ‚leider' hätte ich unterdrückt!" sagt Capito auf dem Korridor draußen.

Doch Wolf ist nicht zum Spötteln aufgelegt, es hat ihn in diesem Augenblick etwas Eigentümliches überkommen — er runzelt die Stirn und läßt Capito allein.

Die Frühstücksglocke versammelt den Tag eine sehr erregte Gesellschaft. Dita ist totenblaß, Wolf ungewöhnlich rot, Zino, der an der Gewohnheit leidet, desto mehr Witze zu reißen, je weniger seine Umgebung geneigt ist, darüber zu lachen, bringt die Stimmung noch weiter ins Schwanken.

„Wem gehört denn der Ponywagen, den ich vor dem Schloß gesehen habe? Ich dachte, es sei vielleicht jemand zum Frühstück gekommen," bemerkt die Mietzi.

„Nein!" erwidert Gräfin Cécile ..., „ich wüßte nicht."

Zino sieht Wolf an.

„Es ist vielleicht das Gefährte, das die kleine Albano herübergebracht hat," bemerkt Zino leise zu Dita, die, wie gewöhnlich, zwischen ihm und Boris sitzt.

„Die muß doch schon fort sein," murmelt Dita verlegen.

„Haben Sie sie fortfahren sehen?"

„Nein," gesteht Dita, „ich war viel zu zornig, um sie herunter zu geleiten, ich bat sie ganz einfach, sich zu trollen."

Indem nähert sich ein Diener mit eigentümlicher Miene Boris, dem er eine leise Meldung macht.

Boris läßt seine Gabel sinken, sieht erst betroffen, gleich darauf aber ungemein erheitert aus.

Nach dem Frühstück, während die Gesellschaft sich wie gewöhnlich in den Salon zurückzieht, nimmt Boris Wolf beiseite und teilt ihm lachend etwas mit.

Wolf zuckt zusammen. „Eine Unverschämtheit! ...

wer hätte denken können ... wenn nur die ... wenn nur die übrigen Damen nichts davon erfahren ..."

„Ja, ich begreife ..., das könnte dir Unannehmlichkeiten bereiten," sagt Boris lachend mit einem Blick auf Mietzi.

Wolf verbirgt seine große Verlegenheit unter einem Ausdruck schläfriger Apathie.

„Wenn man die Goldmann entfernen könnte," flüstert Boris, „vielleicht gelänge es dann unseren vereinten Anstrengungen, die andere zu expedieren."

„Hm! sie wittert Lunte ..."

„Wir machen ja den Eindruck von zwei Verschwörern ... ich muß Cécile die Sache mitteilen."

Wolf nähert sich hierauf der Goldmann und verwickelt sie in ein ungemein interessantes Gespräch, während dessen Boris Zeit gewinnt, mit seiner Schwester zu konferieren.

Nach einer Weile fordert Cécile die Baronin auf, mit ihr einen Besuch in der Umgebung zu machen.

„Sehr gern," sagt die Mietzi. „Begleiten Sie uns?" wendet sie sich an Wolf.

„Kann leider nicht, habe für drei Uhr den Kurschmied bestellt ... Lady Bird ...!" murmelt er. Lady Bird ist sein Reitpferd — der Kurschmied eine Erfindung. „Ich will Ihnen entgegenreiten," fährt er fort.

„Gut," lächelt die Goldmann und verschwindet, kehrt aber gleich darauf atemlos und bleich vor Aufregung zurück.

„Was gibt's?" fragt Cécile. Ach, Wolf weiß nur zu gut, was es gibt, und verwirrt wendet er sein Profil dem Fenster zu.

„Ich halte mich im Vorübergehen in dem Saal auf, um meinen Sonnenschirm zu suchen," ruft die Goldmann, „und was seh' ich! ... den Oberkörper gegen eine Chaiselongue liegt dort mit aufgelöstem Haar, Anzug ... ein ... ein ..."

„Was? ... Kommen Sie zu sich," ruft Zino — „wer ... was ... ein Gespenst?"

„Ach nein, ein Frauenzimmer!" Die Goldmann legt weinend ein Taschentuch an den Mund.

Ein furchtbares Schweigen lähmt die Versammelten! Weiß Gott, warum sich alle Blicke auf Wolf richten, der zornig seinen blonden Schnurrbart kaut und sich, das Bild eines ertappten Verbrechers, mit der Hand auf ein Tischchen stützt.

Da durchtönen die Worte: „Wer ist sie ... und was will sie hier?" die Stille.

Die Gräfin hustet verlegen. Dita faßt sich ein Herz und sagt: „Es muß Hedwig Albano sein, sie kam her, um mir einen Brief zu bringen, wir zankten uns und ich verließ sie, ohne sie hinauszubegleiten. Sie leidet manchmal an — an Herzkrämpfen, besonders wenn sie sich aufregt, und ich fürchte, daß ... ich möchte doch sehen, was sie macht."

Domit verschwindet Dita, gefolgt von Cécile, Boris und Zino, der im Vorübergehen Wolf zuflüstert: „Ich nehm's auf mich."

Wolf und die Goldmann bleiben allein. Die großen, weißumwimperten Augen fest auf ihn gerichtet, fragt sie noch einmal: „Wer ist sie, und was will sie hier?"

„Ich denke, Fräulein von Nikoltschjani hat's Ihnen erklärt, mehr weiß ich auch nicht!" Ein harter, eigensinniger Zug liegt jetzt auf seinem Gesicht.

Die Goldmann sieht, daß sie in vorwurfsvollem Ton nichts von ihm erreicht, bricht in Tränen aus und greift nach ihrem Riechfläschchen. „O, Wolfgang! verzeihen Sie mir, was habe ich für ein Recht, Sie auszufragen, Ihren Geheimnissen nachzuforschen! Sie sollen frei sein, ganz frei, Ihr Glück allein will ich — nichts andres!"

„Aber um Gottes willen, Baronin, das heißt, Marie, was hat das alles mit dieser Person zu tun?" ruft Wolf. Er hat indes getan, was jeder junge Mann an seiner Stelle getan hätte — er hat sich auf ein Knie niedergelassen und ihre Hand geküßt.

„Ach, Wolfgang ... ich weiß alles ... mein Gott, was rede ich! ... haben Sie Mitleid mit meiner Eifersucht, denken Sie daran, wie lange mein Herz noch von den Almosen Ihrer Liebe leben wird ... daß es brechen muß! ... Aber was liegt daran, Sie sollen glücklich sein ... Sie sollen frei sein!"

Armer Wolf! Hätte er in diesem Augenblick nicht lieber die Nerven Hedwigs Albanos, als die Gefühle der Legationsrätin beruhigt? ...

Er kannte die Szene auswendig, hätte sie mit verbundenen Augen und verstopften Ohren spielen können!

Der Anfang variierte manchmal, aber der Schluß blieb sich immer gleich, es war immer dasselbe glänzende Finale voll zärtlicher Dankbarkeit, Lieb' und Treu'!

Indessen bot sich den bernsteinfarbenen Tapeten des Saales oben ein andres Bild.

Da lag Hedwig in ihrem hellen Kleide, den Kopf auf einem vollen, weißen Arm, die blonden Haare um die Schultern hängend, ihr hübsches Gesicht von einem tiefen Schmerzenszug verzerrt.

Zuerst kniet Dita vor ihr nieder. „Hedwig, sei kein Kind, mach keinen Skandal!"

Aber Hedwig gibt keine Antwort, nur ein leises Wimmern tönt von ihren Lippen.

„Hedwig, du machst dich nur lächerlich! ..." Die Krämpfe werden stärker, eine bläuliche Farbe überzieht ihr Gesicht.

Dita prallt zurück. — „Sie ist wirklich krank," murmelt sie.

„Die Komödie ist täuschend," meint die Gräfin. Sie tritt nun selbst an Hedwig heran. „Stehen Sie auf!" ruft sie streng, aber bis auf die immer zunehmenden schrecklichen Krämpfe rührt sich Hedwig nicht.

„Es ist echt!" erklärt die Gräfin.

„Einer von jenen Zuständen, die brutale Ärzte mit Siegellack und kaltem Wasser kurieren und alte Weiber mit Sympathiemitteln," bemerkt Boris.

„Was mit ihr anfangen?" grübelt die Gräfin. „Wir wollen sie in ein Fremdenzimmer transportieren lassen und nach einem Arzt schicken."

„Der einzige Arzt, der ihr Hilfe bringen könnte, ist bei der Hand," bemerkt lächelnd Boris.

Die Gräfin runzelt die Stirn. „Vor allem müssen wir sie von hier wegschaffen."

„Sie erlauben, daß ich mich Ihnen behilflich zeige," sagt Zino und nimmt die üppige Gestalt in seine Arme.

Die Gräfin macht eine Grimasse, führt dann den Weg über den Korridor in ein Zimmer, wo der Fürst Hedwig auf ein Ruhebett niederläßt.

Dita und Cécile bleiben bei ihr, Boris und Zino ziehen sich zurück, begegnen auf dem Gang Wolf, der ihnen zustöhnt: „Nun, wie steht's, habt ihr sie expediert?"

„Nein, sie hat sich geweigert, zu sich zu kommen, ohne ein gewisses, probates Mittel," spöttelt Boris.

„Wolf! wärst du nicht dazu zu bewegen ... im Namen der Menschlichkeit! Und wir möchten alle das Wunder so gern mit ansehen," sagt Zino.

„Infame kleine Komödiantin," grollt Wolf.

„Einen Nacken hat sie und einen Arm! ..." murmelt Zino.

„Die Mietzi hat sich in ihr Zimmer zurückgezogen, um die Zerstörungen, die der Schmerz in ihren Zügen angerichtet, mit Puder auszugleichen, was?" fragt Boris.

Wolf sieht finster ein Hirschgeweih an, das an der Wand des Korridors befestigt ist, und Zino meint: „Wolf! Das wäre ein Platz, um sich aufzuhängen!"

„Zino!"

„Einen Nacken hat sie, eine Haut!“ murmelt Zino wiederum für sich — „wahrhaftig, ich hätte Lust auszuprobieren, ob ich mich aufs Magnetisieren verstehe.“

„Mach keinen Skandal, Zino!“ ermahnt Boris lachend.

Indem hört man Tritte im Vorhof. Eine schnarrend elegische Stimme wechselt ab mit der gleichförmigen Ausdruckslosigkeit eines Bedientenorganes, dann knarren ein Paar herausfordernd neue Stiefel die Treppe hinauf und den Korridor entlang; den drei Herren entgegen tritt ein grünliches Männlein mit einem gelben Schnurrbart unter einer langen Nase, mit gelben Augenbrauen über den schwachen, stachelbeergrünen Äuglein, und mit langen, in der Mitte gescheitelten Haaren über einer blassen, in horizontale Fältchen gezogenen Stirn. Er hält einen spiegelblanken Zylinder in der Hand, sein grauer Überzieher eröffnet die Aussicht auf einen schwarzen Frack, in dessen Knopfloch ein Orden obskuren Ursprungs wie ein Glockenzug baumelt.

„Professor Schöning!“ wimmert er in seinen schwärmerischsten Elegietönen, sich vor den drei Herren verbeugend.

„Ich schmeichle mir, daß dieser Name vielleicht schon zu Ohren — der ...“

Die drei Herren drücken in ihren Mienen ein immer schärfer ausgeprägtes Erstaunen aus.

„Ach, Sie haben wohl mein Werk über Musik im Zusammenhang mit dem Ursprung der Sprache ...

sonderbar ... jedenfalls kennen Sie den Namen meines Onkels, des Ministers X ..."

Sie kennen alle den Namen des Ministers X ..., sie haben keine Sympathie für den Minister X ..., der Minister X ... existiert für Zino nur als eine Karikatur in „der Muskete", für Wolf als ein Radikaler, der mit schmutzigen Händen an aristokratischen Heiligtümern rüttelt, für Boris ist er ein demokratischer Hanswurst, der die Freiheit in Verruf bringt.

„Was verschafft uns die Ehre Ihres Besuches?" fragt Boris.

„Ich komme von Ilmenstein als außerordentlicher Gesandter, um eine sehr verwickelte Angelegenheit in Ordnung zu bringen," sagt Professor Schöning mit verlegenem Wortreichtum. Er ist offenbar mit dem Anspruch ausgerüstet, sich auf keinen Fall etwas zu vergeben. „Ah!" — auf eine braune geschnitzte Truhe deutend, die den Platz zwischen zwei Fenstern einnimmt — „ein reize ... ndes Mö ... bel ... echt Renaissance ..."

„Modern," sagt Boris, der übrigens darüber noch keine Gedanken verloren hat, aus Widerspruchsgeist.

„Modern? ... Wirklich modern?" ... Pause.

Schließlich sagt Boris: „Wenn Sie uns wichtige Mitteilungen zu machen haben, so kommen Sie doch weiter." Er führt den Pädagogen in den Saal, Zino folgt, Wolf ist zurückgeblieben.

„Ach herrlich! Ein Boucher ...!" auf das Gemälde am Plafond deutend.

„Ein Geschmier!" sagt Boris.

„Wie sagen?" — Armer Hippolyt Schöning! Er hat sich so fest vorgenommen, mit den „Herrschaften" die indirekte Anrede zu vermeiden, und bringt nun das verhängnisvolle „Sie" nicht über seine Lippen.

O Freiheit! Freiheit! man dient dir schlecht!

„... Ein Geschmier! Ach, es ist ... es gibt einige in der Dresdner ..." — da Zino ein ungezogenes Lächeln nicht unterdrücken kann — „Geschmier ... nein, welcher Irrtum — richtig ... richtig ... ich hielt's für ..."

„Wollen Sie sich nicht setzen? Was haben Sie in Ordnung zu bringen?" fragt Boris.

„O bitte ... Herr ... Herr ... mit wem hab' ich die Ehre?"

„Graf Ruysbruk," sagt Boris.

„Louis quinze ... echtes Louis quinze," schwärmt der Professor, sich in einen Fauteuil behutsam niederlassend.

„Sie tun recht daran, diese Fauteuils behutsam zu behandeln," bemerkt Boris, „das Zeug ist morsch."

„Wie alle feudalen Altertümer und Einrichtungen," erwidert Professor Schöning, um sein stark beunruhigtes, demokratisches Gewissen zu beschwichtigen. „Nichtsdestoweniger kann man leider einen gewissen Reiz diesen Altertümern .... Ja ... verzeihen ... ich will nicht länger aufhalten ... diese poetische Umgebung ... meine Phantasie ... befindet sich nicht die Komtesse Albano hier?"

„Ja, Herr Professor; hat man Sie gesandt, um die Dame abzuholen?“ fragt Boris.

„Erstens um sie abzuholen, zweitens um formell zu erklären, daß sie ganz eigenmächtig, ohne uns alle von ihrem Beginnen in Kenntnis zu setzen, die Fahrt nach Aldringen unternommen hat.“

„Wir waren davon überzeugt — erlauben Sie mir nur zu fragen, warum der Oberst nicht selber —“ beginnt Boris.

„Der Herr Oberst befindet sich nicht zu Hause, und da sein Temperament sehr heftig, trotz häufigen Genusses von Chinin ... übrigens in meinen Augen ein sehr gefährliches Mittel, von dem ...“

„Ja, ja!“ unterbricht ihn Boris, „mit einem Wort, Sie möchten die Gräfin gern in Ilmenstein haben, ehe Alimpitsch zurückkommt?“

„Insofern Ihre Erlaucht die Frau Gräfin Aldringen nicht selber ausdrücklich den Besuch der Komtesse verlängert wünscht, wie sie ja in betreff von Fräulein von Nikoltschjani zu tun geruhte,“ sagt Hippolyt Schöning.

„Ich glaube kaum, daß meine Schwester die Verlängerung eines Besuches der Gräfin wünscht,“ entgegnet Boris, Dita ganz aus dem Spiele lassend. „Aber die Gräfin hat uns in große Verlegenheit gebracht. Sie hat einen jener Anfälle bekommen, an denen sie öfter leiden soll. Sie begreifen, daß es unter diesen Umständen schwer hält, sie zu entfernen.“

„Das gewissenlose Mädchen! Es ist, wie wir fürchteten,“ entsetzt sich Hippolyt. So heftig packt und

schüttelt er dabei eine der mageren Seitenlehnen seines Louis-quinze-Fauteuils, daß er sie abbricht.

„O!" ruft er.

„Es ist offenbar Ihr Beruf, die feudalen Altertümer zu zerstören, Herr Professor!" bemerkt Zino.

„In der Tat ... in der Tat ... ich bin ganz verwirrt, aber es ist nur der Leim, nicht das Holz ... es könnte wohl ..." so entschuldigt sich der arme Schöning.

„Ja, es kann repariert werden!" schneidet Boris ihm den Faden ab. „Aber um auf die Gräfin zurückzukommen ..."

„Dürfte ich sie vielleicht sehen? Ich glaube sie jedenfalls zur Besinnung bringen zu können," prahlt der Professor.

„Ah! Können Sie's auch?" ruft Zino.

„Was?"

„Nun, das Magnetisieren."

„Der Magnetismus ist eine geheimnisvolle Naturkraft, deren Wirkung ..."

Wieder unterbricht Boris den Professor: „Sie würden uns jedenfalls eine Wohltat erweisen, wenn Sie die Gräfin so weit herzustellen vermöchten, daß sie transportabel wäre. Wollen Sie mir folgen?"

Schöning erhebt sich.

Boris führt ihn über den Korridor, klopft endlich an das Zimmer, in das Zino die Kranke gelegt hat.

„Cécile!"

Gräfin Cécile tritt heraus.

„Wie steht's?"

„Sehr schlecht. Es ist keine sympathische Krankheit, aber scheint echt. Ich hätte beinahe Lust, Wolf hereinzurufen, nur damit wir sie los würden," klagt Cécile.

„Durchaus nicht — wenn mir Euer Erlaucht erlauben . . ."

Cécile fixiert den Pädagogen durch ihr Lorgnon.

„Professor Schöning, ein Neffe des Ministers X . . .," stellt Boris vor. „Er behauptet, die Fähigkeit zu haben, die Albano zu sich zu bringen."

„Ich habe bereits das Vergnügen . . ." erwidert Cécile. „Bitte, treten Sie ein!"

Schöning tritt ein. Da liegt Hedwig auf dem Ruhebett, man hat ihren Anzug gelockert und eine gelbliche Flanelldecke über ihre Gestalt gebreitet.

„Dürft' ich Euer Erlaucht ersuchen, mir eine Karaffe Wasser verschaffen zu lassen. Ah! da ist der Glockenzug! Erlaucht erlauben . . ."

Cécile, die auf dieses „Erlaucht" nicht den entferntesten Anspruch hat, lächelt zu dieser Anrede befremdet.

Die Flasche kalten Wassers wird gebracht. Professor Schöning hält selbe einen Augenblick drohend über dem Kopf der Contessina und sagt: „Wenn Sie nicht augenblicklich zu sich kommen, Komtesse, so begieße ich Sie."

Kein Lebenszeichen von Hedwig. Da berührt Schöning den Stoff, womit das Ruhebett überzogen ist, und fragt: „Echtfarbig?"

„Ich weiß nicht," erwidert Cécile, „nehmen Sie keine Rücksicht darauf."

Schöning schwankt nicht länger und gießt Hedwig das Wasser ins Gesicht. Sie richtet sich halb auf, öffnet die Augen, zeigt ein Paar in die Stirn verdrehte blicklose Augensterne und stößt einen furchtbaren Schrei aus, dann noch einen und noch einen, bis sie, blau im Gesicht, den Schaum auf den Lippen, zurücksinkt und an ihrer Decke reißt.

„Ihr Experiment hat kein sehr erfreuliches Resultat gehabt," bemerkt die Gräfin eisig. „Vorläufig ist hier nichts zu tun, am besten, wir ziehen uns zurück. Ich werde meiner Jungfer auftragen, die Kranke zu bewachen. Es bleibt nichts übrig, als geduldig auf den Arzt zu warten."

Professor Schöning weiß nicht mehr, wie sich eine Fassung zu geben. Indem er der Gräfin auf den Korridor folgt, murmelt er: „Verzeihen ... in der Tat, meine Wasserheilmethode ..."

Die Gräfin wirft ihm irgendeine höfliche Phrase zu. „Mir ist die Geschichte sehr unangenehm," wendet sie sich hierauf gegen Boris.

„Und ich bin der Anlaß von allem," sagt beinahe weinerlich Dita.

„Seien Sie nicht kindisch," verweist ihr Boris.

„Meine Gesandtschaft ist zu Ende, was soll ich eigentlich in Ilmenstein berichten?" bemerkt zögernd der Professor.

„Sie können berichten, was Sie gesehen haben," erklärt Boris.

Keine leiseste Einladung zu einer Verlängerung seines Besuches!

Professor Schöning entfernt sich — einen tiefen und, man muß gestehen, berechtigten Groll gegen „diese Aristokraten" im Herzen.

„Wir haben uns eigentlich schlecht benommen gegen den Herrn Professor Dingsda," meint Boris, mit den beiden Damen in den Saal tretend, wo Zino noch sitzt ... „Du hättest ihn doch auffordern sollen ..."

„Ach, was soll ich mit ihm," antwortete Cécile, gereizter als man sie noch je gesehen hat.

„Armer Neffe des Ministers! ... und er hatte sogar seinen Frack angezogen, auf die Gefahr hin, zu Tisch geladen zu werden ..." spöttelt Capito.

Unterdessen hat der Professor das Vehikel des Pächters, das ihn nach Aldringen gebracht hat, bestiegen, um sich nach Ilmenstein zurückzubegeben.

Auf der Heerstraße, unweit des Schlosses, begegnet er einem kleinen, zweirädrigen Wägelchen, gezogen von einem Pony mit langen Ohren und struppigem Fell. Eng aneinander gezwängt, sitzen darauf der angehende Diplomat und Fräulein von Berndt.

„Ist sie dort, Herr Professor?" schreit Mina dem Pädagogen schon von weitem zu.

„Ja!"

„Gott sei Dank!"

„Es ist wenig zu danken!"

„Wie so? ... Sie erschrecken mich!"

„Sie hat einen Anfall — es ist skandalös, die Gräfin

hat das in einer Weise übelgenommen, rein als ob ich daran schuld wäre!" wimmert, sich in die Brust werfend, der Hofmeister.

„Mein Gott, was wird Mucki sagen! ... Meine Ahnung! ... Ich bin in einer Aufregung! ..." so stöhnt Fräulein von Berndt.

Napoleon kitzelt indes gleichmütig mit der Peitsche den Hals seines Ponys.

„Wir müssen sie mit Gewalt nach Hause schaffen, denn, wenn Mucki etwas von der Geschichte erfährt, ... er bringt sie um. Wir tragen sie in den Wagen."

„Wenn Sie vielleicht bei dieser Expedition meiner männlichen Hilfe bedürfen ..." wirft Schöning hin, „so bin ich bereit, umzukehren und noch einmal mit Ihnen nach Aldringen zu fahren."

Fräulein von Berndt ist viel zu höflich, um dem Pädagogen seinen Unentbehrlichkeitswahn auszureden. So rollen denn die beiden Wagen nach dem Schloß.

„Es scheint ja das ganze Tollhaus ausgewandert zu sein!" ruft Boris, von einem Fenster des Salons die Ankunft des „Spukkastls" beobachtend.

„Wer ist die junonische Gestalt?" fragt Zino, da er Fräulein von Berndt mit ihrem eng um die Hüften gespannten zuckerpapierfarbenen Kleid von dem Wägelchen heruntersteigen sieht.

„Das ist Mina!" ruft Dita, ihr entgegeneilend.

„Gott! ich bin in einer Aufregung!" ruft Mina im Vestibül, Dita in die Arme schließend — „ich weiß

alles ... der Schöning hat mir's erzählt ... führ mich zu ihr ... mit Gewalt schaff' ich sie fort."

Dita führt traurig und hoffnungslos ihre Verwandte in das Krankenzimmer, findet die Kammerzofe der Gräfin, gleichgültig nähend, neben dem Ruhebett, auf dem Hedwig ausgestreckt liegt.

Die blaue Farbe hat sich aus ihrem Gesicht verloren, sie ist nun im Gegenteil tödlich bleich.

„Wach auf, Hedwig!" ruft Mina.

Die Kranke rührt sich nicht. Da faßt sie Mina in die rüstigen Arme — schlaff, wie der einer Toten, sinkt des Mädchens Körper zurück. In großen Schweißperlen zeigt sich die Angst auf der Stirn des gutmütigen Fräuleins. „Sie ist wirklich krank! Gott! was fangen wir an, was wird Mucki sagen?"

Indessen tritt die Gräfin ein, nähert sich höflich Mina, bittet, alle fruchtlosen Versuche, Hedwig zur Besinnung zu zwingen, vorläufig aufzuschieben und freundlichst so lange in Aldringen zu bleiben, bis der Arzt und mit ihm Beruhigung oder wenigstens Aufklärung über Hedwigs Zustand eintrifft.

Mina lächelt, verbeugt sich und spricht sehr viel von ihrer Verzweiflung! — —

Der Nachmittag ist hereingebrochen — der Tee wird serviert. Mina bewundert die Schönheit des japanischen Porzellans, die Gräfin schwärmt von der schönen Lage Ilmensteins — der Arzt kommt nicht.

Da hört man einen lauten Hufschlag. Auf einem schaumbedeckten, großen schwarzen Pferd galoppiert in

dröhnenden Sätzen ein langer, hagerer schwarzer Mann mit ungeheuren wildrollenden Augen in einem wangenlosen, schwarzbärtigen Gesicht an das Schloß heran. Er bricht in ein höhnisches Lachen aus, da er die drei Equipagen hintereinander vor dem Portal aufgereiht sieht.

Wolf und Boris, die beide im Vestibül rauchen — der Tag ist regnerisch geworden — schütteln ihm herzlich die Hand.

„Ich bin wütend!" schreit der Offizier, „wo ist diese niederträchtige Komödiantin?"

„Schrei nur nicht so!" bittet Boris.

„Nun ja, du hast wohl recht, ihr habt schon Skandal genug — ich verspreche, mich zu mäßigen — ich habe drei Chininpulver im voraus genommen, aber ich bin außer mir!"

Indessen sind sie die Treppe hinauf.

„Ich falle Ihnen zu Füßen, Gräfin," begrüßt Alimpitsch Cécile, die ihm lachend die Hand reicht. „Und was macht diese schreckliche Person? Hat natürlich wieder Zustände!"

„Es scheint."

„Hoffentlich hat sich Ruysbruk geweigert, ihr beizustehen?"

Die Gräfin zuckt die Achseln.

„Nun Gott sei Dank! meine Nichte ist's nicht, hoffentlich heb' ich mir mit der etwas mehr Ehre auf," ruft der Oberst.

„Ihre Nichte gewinnt täglich mehr Terrain, lieber

Alimpitsch," versichert ihm Cécile, Dita auf die Schultern klopfend.

„So!" Ein helles Freudenwetterleuchten durchzuckt das dunkle Gewittergesicht des Obersten.

„Sie ist ein lieber Kerl — meine Nichte, was? — Hab' sie immer heiraten wollen — ist nichts daraus geworden, um so besser für sie. Sie hatte aber ihrer Zeit ein Faible für mich!"

„Das hab' ich heute noch, Mucki," versichert lachend Dita.

„So! ... Hm! ... Aber wo ist dieses Ungeheuer? ... Ich schwör' Ihnen, Gräfin, in der nächsten Viertelstunde sind Sie von ihr befreit."

„Schwören Sie nicht," erwidert kopfschüttelnd Cécile. „Ihr Pädagoge prahlte ebenfalls mit seiner Macht über die Dame, er goß ihr eine Flasche Wasser ins Gesicht, die Folgen davon waren fürchterlich. Fräulein von Berndt wollte sie mit Gewalt ..."

„Ach, Gräfin, mir widersteht sie nicht!"

Und die Gräfin lacht, und noch einmal bewegt sich eine feierliche Prozession dem Zimmer der Kranken zu.

„Du meine Qual, du meine Lust!" murmelt der Oberst.

Die Gräfin öffnet das Zimmer, unangenehm überrascht prallt sie zurück. — Zu Häupten des Ruhebetts steht Zino, eine Hand Hedwigs in der Rechten, mit der Linken leise ihren Kopf streichelnd.

„Es fängt an zu wirken!" sagt er kaltblütig, ohne im geringsten die Fassung zu verlieren.

„Wixa!“ ruft der Oberst.

Ob es Zino — ob es der Oberst war, man hat es nie erfahren; soviel steht fest, die Komtesse Hedwig Albano richtet sich auf ...

Unnütz, die Szene weiter fortzuspinnen! — —

Die Komtesse Albano wurde im geschlossenen Landauer als Gefangene nach Ilmenstein gebracht. Aldringen sah sie nicht mehr.

Nach Tisch gab es noch eine lange Debatte darüber, ob ihr Anfall echt oder unecht gewesen sei.

Beides, meinten Boris und Cécile.

Strenger, als alle andern, zeigte sich Dita. „Ob sie krank ist oder nicht, weiß ich nicht,“ rief heftig diese junge Dame, „aber das eine weiß ich, daß ich lieber stürbe, als mich auf diese Weise heilen zu lassen!“

Zwei große Augen — Augen, die von Tiefblau ins Wassergraue wechseln, richten sich beifällig auf ihr strenges Vestalingesicht!

Boris lächelt traurig, Zino, der sich rauchend in einem Schaukelstuhl wiegt, murmelt vor sich hin: „Aber einen Nacken hat sie ... eine Haut ...!“

Die Damen hören ihn nicht.

⊕ ⊕ ⊕

Diesen Abend kleidet sich Dita wohl eine ganze Stunde lang aus. Träumerisch tändelt sie zwischen den Möbeln ihres Zimmers und läßt den Blick über die braunen Figürchen an der Wand gleiten.

Da tauchen zwei große, tiefblaue Augen — Augen

mit seltsam treuem, ernstem Blick in ihrer Erinnerung auf, und es durchfährt sie etwas, das wie glühende Seligkeit anfängt, wie dumpfer Schmerz endigt!

„Unsinn!" murmelt sie trotzig.

Welches phantastische Hirngespinst sie so energisch als einen Unsinn bezeichnet, wollen wir nicht weiter erörtern, aber nachdem sie ihrer Fata morgana den Rücken gekehrt hat, schließt sie das Fach eines Kastens auf und zieht daraus den Brief, der heute so viel Ärgernis bereitet hat. — Jetzt erst liest sie ihn.

Ihr Kopf sinkt in ihre Hand, dann richtet sie sich auf und verbrennt den Brief.

„Was einst war!" murmelt sie bitter ... „Was einst war!..."

Einundzwanzigstes Kapitel

Ein Samaritaner

„Sind Sie bereit, Baronin?" fragt Wolf den Tag nach der großen Völkerwanderung von Ilmenstein nach Aldringen.

Es ist Nachmittag und die ganze Gesellschaft sitzt im Park unter der großen historischen Linde — einer Linde, die beinahe so alt ist wie der Stammbaum Derer von Aldringen und deren Geschichte, die in irgend einer legendären Weise mit diesem Stammbaum verknüpft ist, weiß schon längst kein Mitglied der

Aldringer Familie und überhaupt niemand mehr, als die Schloßverwalterin.

„Sind Sie bereit, Baronin?"

Baronin Mietzi hat, von Wolfs samaritanischen Ausflügen nach Gurkfeld hörend, sentimentale Wohltätigkeitsanwandlungen bekommen und gebeten, ihn begleiten zu dürfen.

„Ach, Ruysbruk, ich habe Kopfweh, können Sie Ihre Fahrt nicht auf morgen verschieben?" lispelt sie.

„In der Tat, es ist schwül, Sie könnten einen Sonnenstich davontragen. Sie tun besser, sich auf Ihre Chaiselongue auszustrecken und sich zu pflegen," erwidert Wolf.

Bald darauf entfernt sich die Goldmann mit schleppendem Schritt.

„Hm!" beginnt Wolf und sieht sich, einen Daumen in der Westentasche, die Kniee übereinandergeschlagen, im Kreise um — „und will kein andrer ... hm! ... hm! ... mich bei meinem samaritanischen Ausfluge begleiten?" Seit man ihn auf seiner Wohltätigkeit ertappt hat, fühlt er als Weltmann die Verpflichtung, sich selbst darüber zu verlachen!

Alles schweigt.

Da zuckt, unbemerkt von allen Anwesenden, außer vielleicht dem schnelläugigen, nichts übersehenden Zino, ein seltsames Lächeln über Boris' bleiches Gesicht. „Möchten Sie nicht vielleicht nach Gurkfeld fahren?" fragt er Dita, „der Weg hin ist so außerordentlich malerisch."

Wolfs immer zur Schwärmerei geneigter Blick heftet sich sentimental und bittend auf das junge Mädchen.

„Haben Sie die geringste Lust, mich mitzunehmen, Graf Wolf?" fragt sie.

„O! die allergrößte Lust!" versichert Wolf. Dita hat ihn noch nie Graf Wolf genannt, seine Ohren brennen absonderlich.

„Vielleicht macht es Ihnen Spaß, selbst zu kutschieren, Dita?" meint Boris, „ich werde die Ponys einspannen lassen."

Und die Ponys werden eingespannt, und zwar vor ein ganz kleines Wägelchen, das nur Platz für zwei Personen ohne Kutscher enthält, aber dennoch nicht im mindesten an das Napoleonische „Spukkastl" erinnert.

Gerade, ernst, würdevoll, mit der feierlichen Wohlerzogenheit, die ihn bekanntermaßen kennzeichnet, sitzt Wolf neben Dita. Sie führt die Zügel und kutschiert, unter uns gesagt, herzlich schlecht. Beide sprechen wenig, viel weniger, als bei ihrem ersten Alleinsein im Hafen von Triest. Damals waren sie kaum Bekannte, jetzt sind sie beinahe Freunde.

Was lähmt sie denn?

Wolf macht eine glänzende Bemerkung über die Üppigkeit der Vegetation, Dita sagt, daß die Mur reißend aussieht. Trotz dieser geistreichen Tonart des Gesprächs finden sie einander beide sehr amüsant, und den Weg nach Gurkfeld kurz.

In dem Städtchen übernimmt Wolf die Zügel. Das

Häuschen, vor dem er hält, ist hinter einem mit Kürbissen und Mais bepflanzten Gärtchen verschanzt. Während er die Ponys einem dienstfertig herbeieilenden Burschen übergibt, tritt eine kropfige Steirerin — die Mutter des kleinen Patienten, auf die Schwelle der Hütte, stürzt ihren Gästen mit Willkommengeschrei entgegen, hält Dita natürlich für des jungen Grafen Braut, gratuliert ihm zu ihrer Schönheit und bringt ihn damit vollständig aus der Fassung.

Wie Boris die Ponyfahrt mit Dita vorgeschlagen, hat ihn Wolf heimlich einen „guten Kerl" gepriesen, jetzt schmäht er ihn ingrimmig „einen Schuß!" Denn er bedenkt ein wenig spät, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit, und es entschieden unvorsichtig ist — für einen jungen Mann, der nicht die geringste Lust verspürt, Dummheiten zu machen — mit einem bildhübschen Mädchen unter solchen romantischen Umständen spazieren zu fahren.

Er wird rot, stottert, versucht die Bäuerin aufzuklären, verwirrt sich jedoch nur, schielt an Dita vorüber und bemerkt, daß Dita den Irrtum der Bäuerin heute entschieden nicht mit derselben Unbefangenheit belacht, wie den parallel laufenden Irrtum Wera Wenckendorfs im Hafen von Triest.

Man tritt in das Krankenzimmer, das, niedrig und schlecht gelüftet, zugleich als Waschstube und Küche zu dienen scheint und nach Katzenkraut, frisch gewaschenem Holz und Seifenschaum riecht. Wolf nähert sich dem Krankenbett seines Opfers mit wohlwollendem Lächeln

und steifer Haltung. Er streichelt das Kind mit beiläufig so viel Zärtlichkeit, wie die Könige von England ihrerzeit die Skrofulösen, die sie durch ihre Berührung heilen sollten, zwängt sein Monokel ein, wobei er immer Gesichter schneidet, räuspert sich teilnehmend, fragt, was der Arzt gesagt hat, und scheint nur mit großen Schwierigkeiten in dieser würzigen Atmosphäre zu atmen.

Ob Dita das Atmen der dumpfen Luft leicht wird, weiß ich nicht. Jedenfalls merkt man ihr das Gegenteil nicht an. Während Wolf mit der kropfigen Steirerin spricht, hat sie sich auf den Bettrand neben den kleinen Patienten gesetzt, ihm die Haare aus der blassen Kinderstirn gestrichen, seine schönen, blauen Augen gelobt und ihn gefragt, ob er noch leide? Dann öffnet sie, der Bäuerin gutmütig ihre Gründe auseinandersetzend, eins der kleinen Fenster, streichelt dem Bübchen die Wangen und legt ihm ein paar Bonbons auf die Decke.

„G'schichten," murmelt der Kleine, und die Mutter erklärt, der Schulmeister sei gestern dagewesen und habe ihm Märchen erzählt, und da wolle er nun immer wieder welche, und sie wisse keine, außer von Heiligen, und die wolle er nicht.

„Haben Sie Zeit, Graf?" fragt Dita, worauf Wolf erwidert: „Stehe ganz zu Ihrer Verfügung."

Und dann erzählt sie mit ihrer lieben, tiefen Stimme dem kleinen Patienten das Märchen von den „Bremer Stadtmusikanten" und das vom „Hans im Glück" und dann noch eins, bis das Bübchen herzlich aufgelacht

hat und schließlich eingeschlummert ist. Dann küßt sie sein abgezehrtes Händchen, wendet sich zu Wolf, und freundlich die Bäuerin grüßend, verläßt sie mit ihm das Zimmer.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange warten ließ, ich hatte Sie ganz vergessen," entschuldigt sie sich.

„Ich danke!" erwidert er, indem er ihr einsteigen hilft.

Die Schatten der Berge strecken sich über die Straße endlos lang — aus den Wäldern schwebt ein süßer Duft.

„Ich hatte wirklich nicht gewußt, daß das Märchen von den ‚Bremer Stadtmusikanten' so hübsch sei," bricht Wolf nach einer Weile das träumerische Träumen.

„So! ich glaube, Sie haben die Absicht, mir ein Kompliment zu machen."

„Durchaus nicht, ich kann nichts dafür, wenn Ihnen die Wahrheit wie ein Kompliment erscheint."

„Ach, hören Sie auf, Graf Ruysbruk, Sie haben nicht das geringste Talent zu Gemeinplätzen."

„Danke! ... Sie müssen mir zugestehen, daß ich auch gewöhnlich eine Abneigung dagegen zeige."

„Ah! Sie bitten um eine Schmeichelei."

Während er noch im Begriffe steht, mit Dita ein lustiges Lächeln zu tauschen, tönt aus der Ferne ein lautes Johlen, und die Straße entlang, ihnen entgegen, mit heiserem Gesang, die Mützen schwingend, kommt ein zahlreicher Troß von mehr oder minder angeheiterten Sennen.

Wolf sieht sich um. Der nächste Waldweg ist noch nicht in Sicht, die Straße zu eng zur Umkehr. Auf der einen Seite zieht sich der Fluß unter dem steilen Abhang, auf der andern erhebt sich ein Berg.

Beklommen nimmt er die Zügel aus Ditas Händen.

„Haben Sie Angst, die Ponys könnten scheuen?" fragt sie.

„Nicht gerade das" ... er hat kaum Zeit, zu antworten.

Schon hat sich die Gesellschaft dem Wägelchen genähert und fährt, ohne der kleinen Equipage die geringste Aufmerksamkeit zu gönnen, fort zu heulen und zu spektakeln.

„Das ist doch der Glockenstein? der spitzige Berggipfel dort, nicht wahr?" fragt Dita, von der Sachlage wenig Notiz nehmend.

„Ich glaube," murmelt Wolf kaum horchend, „wenn nur diese verteufelte Straße schon breiter würde."

Indem haben mehrere der Sennen begonnen, Dita zu fixieren. Aber sie, die am Kümmelberg bei ähnlicher Gelegenheit in Todesangst verging, ist heute nicht einmal nervös.

„A saubres Dirndel, a bildsaubres Dirndel," sagt einer.

„Das ist a rechter lahmlocketer Schlingel da neben ihr ..." ein andrer.

„Du Seppl, das ist ja der Graf Rischbruk, der dir damals das Kopfstück geben hat ..." ein dritter.

„Und wann er mir a Kopfstuck geben hat, so geb' ich sam Dirndel jetzt a Bußl ..."

„Ja, a Bußl dem Seppel, a Bußl," schreien sie nun alle. „Halt da! ..."

Schon ist einer auf den niedrigen Wagentritt gesprungen und hat Dita sein rot aufgedunsenes Gesicht entgegengestreckt, da schlägt ihm Ruysbruk zweimal scharf mit der Peitsche darüber. Der Attentäter fährt zurück und fällt rücklings in den Staub.

Erstaunen und Angst lähmen die Betrunkenen. Wolf benutzt dies, um mit der größten Eile, deren die kleinen Ponys fähig sind, davonzufahren.

Die rohen Burschen setzen sich nun wieder in Bewegung, versuchen den Enteilenden nachzukommen. Einer von ihnen stolpert, fällt, und immer größer wird die Entfernung, die sie von der Ponychaise trennt. Endlich geben sie die Verfolgung auf — Wolf schöpft tief Atem.

„Ich bewundere Sie!" sagt er, sich zu Dita wendend. „Mir steckt das Herz im Hals, und Sie fragen mich, ob das nicht der Glockenstein ist! — Ich war viel feiger als Sie."

„Ich hatte keine Angst. Man hat nie Angst neben einem Mann, dem man Vertrauen schenkt. Er hat immer Angst für zwei," sagt sie aufrichtig.

Wenn sie mit ihm hätte kokettieren wollen, sie hätte es nicht geschickter anfangen können. Ihre Stimme ist so weich, ihr Blick so herzlich.

Die Luft ist warm und duftig, durchzittert vom

ersten, leichten Dämmergrau, und die Blumen am Wegsaum senken die Köpfchen und trauern, weil die Sonne gestorben ist.

Wolf hat sehr solide Grundsätze, an denen noch nicht gerüttelt worden ist, aber er hat keinen harten Charakter, und — das würde er freilich als eine Art Ehrenbeleidigung auffassen — ist weder blasiert noch kalt. In seinen Adern pocht's und vor seinen Augen sprühen rote Funken. Er hat beinahe seine Verpflichtungen gegen Mietzi Goldmann und alle seine Verpflichtungen gegen seine Kaste vergessen. Da machen die Ponys einen scheuen Sprung.

Ein schäbiger Vagabund, der schlafend am Straßenrand gelegen hat, rafft sich mit unbeholfener Schlaffheit aus dem Staube auf und verkriecht sich, das Gesicht abwendend, in dem Walde.

Ditas Lippen werden blau, ihr Blick starr, als kämpfe sie mit einer Ohnmacht.

„So sind die Frauen; so lange die Gefahr dauert, tapfer wie alte Soldaten, wenn dann alles vorüber ist, erschrecken sie vor einer Fliege!" sagt Ruysbruk teilnehmend, und da sie nur mit einem befangenen Lächeln, die Augen müde schließend, schweigt, fährt er fort: „Kommt's nicht auch vom Fahren? Wir sind gar zu sehr gerast, vielleicht verursachte Ihnen das Schwindel?"

„Vielleicht."

„Wenn wir ausstiegen — ich übergebe die Zügel dem Bauernjungen da, er wird die Ponys nach Hause kutschieren. Da, Jörgel ..."

Damit hatte Ruysbruk die Zügel einem blonden, sonnverbrannten Steirer übergeben, dann Dita aus dem Wagen gehoben und ihr seinen Arm gereicht, auf den sie sich schwer genug stützen muß.

„Nur einen Tropfen Wasser!" murmelt sie.

„Das ist in dieser Gegend überall zu haben. Wollen Sie hier einbiegen?"

Sie treten in den Wald. Die Atmosphäre ist durchsichtig grün und ringsum ein feierlich trauliches Lispeln und Rauschen. Dunkle Schatten fließen um die braunen Füße der Ahornbüsche ineinander, hie und da überschimmert ein rötlicher Glanz die Halbfinsternis des Dickichts. Unweit der Straße plätschert eine Quelle zu Füßen eines auf hohem Fichtenstamm angebrachten Muttergottesbildes. Um die Quelle aber zieht sich, grün überwuchert, eine Art Sumpf, der für Dita ganz unüberschreitbar ist.

Sie hat sich auf einen alten Baumstumpf niedergesetzt, während Wolf, einen Becher aus einem großen Blatt improvisierend, ihn mit viel Vorsicht und gymnastischer Geschicklichkeit an der Quelle füllt. Das Wasser tropft zwischen seinen schlanken Fingern hindurch. „Trinken Sie schnell!" ruft er, das Blatt an ihre Lippen haltend.

Sie trinkt, und während sie trinkt, streift ihr weicher Mund seine Hand, dabei errötet sie tief und dunkel.

Ihm wird sonderbar. Sie schweigen beide!

Er hat einen großen Fächer aus Farnkräutern zusammengefügt und erfrischt damit ihr heißes Gesicht.

„Ist Ihnen besser?"

„Ja, wir können gehen."

„Eilen Sie nicht so, warten Sie noch ein Weilchen. Im Grunde ist's wunderschön hier ... finden Sie nicht?"

Regelmäßig bewegt sich der grüne Fächer, da — weiß Gott, wie's geschieht, vielleicht, weil Wolfs Augen gar zu teilnehmend auf ihr ruhen, rollen zwei große Tränen über ihre Wangen.

Wolf sieht diskret über ihren Kopf hinüber und fährt fort, den Fächer zu bewegen.

„Wie gut sie alle gegen mich sind," ruft Dita plötzlich in einer Art Verzweiflung aus. „Ich begreif's gar nicht..."

„Sie sind nervös. Sie ..." dann hat Wolf den großen grünen Fächer sinken lassen. — „Ach Dita ...!"

Man hört Kleiderrascheln und Schritte. Wolf sieht sich um und erblickt Zino und die Goldmann.

„Ach! Hier seid ihr!" ruft Capito, „man muß gestehen, daß ihr eure Ruheplätze geschmackvoll zu wählen wißt."

„Hast du etwas dagegen?" fragt Wolf.

„Nein, nur hätt' ich euch gern Gesellschaft geleistet. Wir waren euch entgegengegangen, weil ihr so lange ausbliebt; da trafen wir euren Wagen und den Jörgel," — Zino hat ein geniales Gedächtnis in bezug auf die Namen aller Untergebenen und ein ebenso geniales Talent, sich populär zu machen, „der sagte, er habe euch in den Wald spazieren sehen, nach der Muttergottes zu."

„Es freut mich, daß er euch so genaue Auskunft geben konnte," entgegnet Wolf steif. Dann in Erklärungen ausbrechend: „Wir hatten ein Abenteuer ..."

„Tiens! Du hast ja immer Abenteuer auf deinen Expeditionen nach Gurkfeld," schiebt Zino ein. Die Goldmann sieht aus wie versteinert.

„Wir begegneten einem Troß von Betrunkenen ..."

Sonderbar, daß Zino von Wolfs Auseinandersetzungen jedes Wort — die Goldmann keine Silbe glaubt, und während Wolf, verdrießlich genug, an ihre Seite tritt, um Frieden mit ihr zu schließen, reicht Zino Dita beide Hände, um sie emporzuziehen. „Wann werden Sie mit mir einen Ausflug nach Gurkfeld machen?"

„Bis Sie so verläßlich geworden sind, wie Graf Ruysbruk, Fürst!" erwidert lächelnd das junge Mädchen.

Den Abend herrschte eine beklommene Stimmung in Aldringen. Ditas Seele schwankte zwischen jubelndem Glück und tiefer Traurigkeit; Wolf wich ihrem glänzenden Blick aus, und machte ein wildes, herbes Gesicht, als habe er soeben mit viel Entschlossenheit eine Portion Gift verzehrt.

Man bat Dita, etwas zu singen, aber die Goldmann klagte über Kopfschmerzen und konnte, wie sie sich liebenswürdig ausdrückte, keinen „Lärm" vertragen. Man riet ihr, sich zurückzuziehen; hierauf antwortete sie, sie sei es nicht gewohnt, sich zu verzärteln, und hasse es, eine Störung zu verursachen. So saß sie denn blaß,

mit dem geduldigen Märtyrerausdruck, der bei Wolf allezeit so peinigende Gewissensbisse hervorrief, in einer Sofaecke, und neben ihr Wolf, der ihr von Zeit zu Zeit ein Riechfläschchen bot.

Zino war zerstreut, Boris und Cécile trugen philosophische Gleichgültigkeit zur Schau, und so wurde es endlich elf Uhr, und man zog sich zurück. Dita lag lange, lange wach. Wieder trippelten die gemalten Figürchen von den Wänden herunter und wisperten mit ihren feinen Stimmchen: wer bist du, und was machst du hier? Aber jene große weiße Rose, die ihnen das erstemal Auskunft gegeben, war tot, und alle ihre blühenden Schwestern waren ihr nachgestorben, und die Figürchen fragten immer eindringlicher: wer bist du ... was machst du hier — aber alles schwieg.

Die Blätter und Ranken draußen seufzten auch keine süß einfältigen, italienischen Liebeslieder mehr, sie ächzten nur bisweilen auf und zwar recht schauerlich. Und wenn ein Ast sich im Nachthauch bewegte, und ein Schatten über das Parkett des kleinen Zimmers glitt, fuhr Dita zusammen. Ihr war's, als schlich ein ekler Vagabund auf sie zu. Einmal schrie sie fast auf, und dann erhob sie sich und zündete Licht an und durchsuchte jeden Winkel, und wie sie sich wieder zur Ruhe legte, war eine kalte Last auf ihrem Herzen. Eine solche Angst vor der Zukunft peinigte sie, daß sie dieselbe Nacht noch hätte sterben mögen, nur damit die Erinnerung an die letzten, schönen Tage nicht durch etwas sehr Häßliches ausgelöscht würde.

Und schließlich barg sie ihr Köpfchen in das Kissen und weinte bitterlich!

Arme Dita! arme Dita!

Zweiundzwanzigstes Kapitel
Ein Gläschen Chartreuse

Wie sie den nächsten Morgen beim ersten Frühstück erschien, — eine Mahlzeit, die bei dem größten Teil der Aldringer Gesellschaft sehr beliebt war, weil sich Baronin Goldmann nie dabei zeigte — sah sie so elend aus, daß Boris ernstlich nach ihrer Gesundheit fragte, während Wolf sie nur einen Augenblick besorgt, fast erschrocken ansah, dann mit Entschlossenheit alle Aufmerksamkeit einem elfenbeinernen Manschettenknopf zuwandte, den er energisch im Knopfloch herumzudrehen begann. Zino war ungewöhnlich ernst und dadurch sympathischer als gewöhnlich.

Als Dita zwei Stunden später zufällig in den Saal trat, erblickte sie durch eine Portiere in dem anstoßenden achteckigen Boudoir Wolf zu den Füßen der Goldmann; sie hörte Schluchzen und Seufzen, dazwischen Wolfs tiefe Stimme, die etwas von ewiger Verehrung murmelte.

Sie prallte zurück, es war ihr, als habe ein scharfgeschliffener Dolch ihr Herz durchdrungen.

O törichte Dita, die nichts zu hoffen gewähnt! Sie

hatte ja nichts besessen, was verlor sie denn in diesem Augenblick?

Die Hand an der Stirn, schleppte sie sich durch den Korridor, da hörte sie leise schleichende Tritte — sie wandte sich um, neben ihr stand, in schmutzige Lumpen gehüllt, ein widerliches Subjekt.

„Dita!"

Wenige Minuten später hört Zino Capito, der zufälligerweise vorübergeht, einen Schrei ... „Hilfe!" ... Dita stürzt aus einer Tür, gefolgt von einem bettelhaft aussehenden Mann. „Ein Zudringlicher!" ächzt sie, „er hat mich bis in mein Zimmer verfolgt."

Zino sieht den Eindringling, ohne nur die Hände aus den Taschen zu nehmen, verächtlich an und sagt: „Marsch!"

Ein Blick tödlichen Hasses flammt aus den trüben, halb zugekniffenen Augen des Lumpen, er rafft sich auf, fast, als wolle er sich auf den Fürsten stürzen, doch sinkt er sofort wieder zusammen und katzenbuckelt mit gekrümmten Schultern, als habe er einen Hieb erhalten, so schnell als möglich hinaus.

„Er hat Sie angebettelt — wird Sie für die Gräfin gehalten haben .... Ich glaube, es erscheinen viele dergleichen Herrschaften hier und erzwingen sich Privataudienzen," sagt Zino. „Das kommt von der Philanthropie!"

Dita ist noch immer außer Atem vor Schrecken. Wortlos lehnt sie sich an dieselbe geschnitzte Lade, die Professor Schöning unlängst als „echt Renaissance" bezeichnet hat.

„Aber, was ist Ihnen denn, Signora, Sie haben ja mehr Talent zum Ohnmächtigwerden, als ‚Richardsons Clarissa Harlow' in Person. Was hat denn diese letzte Zeit Ihre Nerven so zerrüttet? Wollen Sie ein Gläschen Chartreuse? Warten Sie, ruhen Sie auf diesem Sessel aus, ich hole die Chartreuse." So Zino.

Er verschwindet und erscheint bald wieder mit einem Gläschen und einer Flasche.

„So, s'il vous plait, aber mit Energie," sagt er, ihr das Gläschen gefüllt reichend. Dita nimmt einen kleinen Schluck und stellt es weg. Zino nimmt das Gläschen, sieht es, die Augen verdrehend, an und trinkt den Rest aus, nachdem er vorher noch gesagt hat: „Erlauben Sie mir, einmal in meinem Leben wirklich ungezogen zu sein. Köstlich! Hatte keine Ahnung, daß gewöhnliche Chartreuse so himmlisch schmecken kann."

Dita will sich entfernen. „Bleiben Sie noch einen Augenblick, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen."

„Fürst, ich muß Ihnen gestehen, daß mir heute Ihre Art wenig gefällt."

„Verzeihen Sie, es ist die alte Geschichte! Ein Mensch, der sein ganzes Leben lang Cancan getanzt hat, gewöhnt sich schwer an ein anständiges Menuett. Jetzt lachen Sie, das klingt versöhnlich ... mein Gott, welcher Engel hat Sie lachen gelehrt? nur eins gibt zu denken — lustig klingt Ihr Lachen nicht!"

Pause.

„Waren Sie bis jetzt glücklich? Finden Sie es amü-

sant, mit einer Freundin eine klösterliche Einsamkeit zu teilen? Sie können nicht einverstanden sein mit Ihrem Schicksal?"

„Ich kann ihm aber auch nichts vorwerfen; es hat sich mir gegenüber immer als Ehrenmann benommen, hat mir nie etwas versprochen — hatte also auch keine Verpflichtung, etwas zu halten."

„Erlauben Sie noch eine Frage, haben Sie je geliebt?"

„Fürst!" ruft sie stolz und zurückweichend aus.

„Hm! Die Antwort sieht Ihnen gleich. Jedes andre Mädchen hätte ‚nie' geantwortet. Sie antworten gar nicht, denn Sie können nicht antworten, Sie wissen ja selbst nicht ..."

„Was, zum Kuckuck, macht ihr denn hier?" fragt jetzt Wolf, in den Korridor tretend, scharf.

„Wir trinken Chartreuse," erwidert Zino kühl. „Wir haben auch ein Abenteuer gehabt, erholen uns jedoch von unsrer Aufregung in einer weniger poetischen Weise, als ihr gestern."

Wolf runzelt die Stirn.

„Die Philanthropie deiner Schwester fängt an, lebensgefährlich zu werden," fährt Zino mit seiner lustigen Unbefangenheit fort, „ein bettelnder Vagabund hat Fräulein Nikoltschjani heute, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß sie die Gräfin sei, bis in ihr Zimmer verfolgt; sie schreit um Hilfe, ich habe das Glück, in der Nähe zu sein, und die Ehre, den Patron hinauszuwerfen."

Dita hat sich stillschweigend entfernt. Wolf hat während der gleichgültigen Erzählung Capitos die Farbe gewechselt. „Was für ein Vagabund war denn das?“ fragt er tonlos. „Ein schlaffer Mensch mit einem falschen Blick und einer verkommenen Stutzerhaftigkeit ... nicht? Ich bin ihm unten begegnet.“

„Wohl derselbe,“ plaudert Zino weiter. „Das Komische an der Geschichte ist, daß er, wenn mich nicht alles täuscht, im selben Regiment gedient hat wie ich.“

„Als Offizier?“ fragt Wolf.

„Ja, als Offizier, Baron Tschjani, glaub' ich, hieß er, hatte sehr viele schlechte Gewohnheiten, schließlich die, falsch zu spielen. Da haben wir ihm denn so höflich als tunlich ‚Adieu‘ gesagt. Er muß mich erkannt haben. Sapperment, ich wär' meines edlen Lebens nicht sicher, sollt' ich dem um Mitternacht in einem Walde begegnen.“

Wolf wird fahl wie Asche. Er sieht vor sich einen Vagabunden neben einem jungen Mädchen an einer vereinsamten Kirchhofsmauer stehen, sieht denselben Vagabunden — denn es muß gestern derselbe gewesen sein, das ahnt er jetzt erst — sich in den Wäldern verkriechen und Dita vor Schrecken halb ohnmächtig zurücksinken. Dann der Brief, den Hedwig Albano ihr gebracht, den er nicht lesen mochte, heute der geheimnisvolle Einbruch! ... Was wohl darin stehen mochte in dem Briefe? ...

Capito betrachtet ihn staunend.

„Und du fandest ihn bei Dita?“ fragt Wolf plötzlich aus seinem Schweigen heraus mit heiserer Stimme.

„Sie kam mit ihm aus diesem Zimmer," auf die Tür desselben deutend.

„Das ist das Ankleidezimmer meiner Schwester," murmelt Wolf ... „und wie ... mein Gott! ... das heißt, wie benahm sich der Vagabund gegen Dita?"

„Wie jemand, dem man eine Bettelei abgeschlagen hat. Wie hätte er sich denn benehmen sollen?" fragt Zino und mustert Wolfs verstörtes Gesicht immer aufmerksamer.

„Er sah nicht ..." Wolf stockt.

„... Was? ... wie? ..."

„Nichts."

„Verzeih mir, Wolf, für einen Menschen, der diesem jungen Mädchen gegenüber die Flagge des unbedingtesten Vertrauens aufgehißt hat, scheinst du einen sehr gemeinen Verdacht gegen Dita ..."

„Schweig!" schreit Wolf, wie rasend zusammenfahrend, „schweig!"

„Was fehlt dir, mein Lieber?"

„Nichts! ... Du ... du hast Vermutungen! ..."

Eine schrille Glocke schneidet diesem interessanten Gespräch den Faden ab.

Armer Wolf! Mit gesenktem Kopf geht er neben dem Prinzen. Er ist noch sehr jung, sehr weich, wenngleich er sich schon versteinert durch Erfahrungen dünkt; — er ist noch leicht geneigt zum Zweifeln wie zum enthusiastischen Vertrauen. Ditas große, klare, treue Augen tauchen vor ihm auf und dann wieder der wüste Taugenichts; im rechten Ohr klingt ihm ihre warme

ehrliche Stimme — durchs linke ſummt's mit häßlicher Beharrlichkeit: „Denke daran, was einſt war! ...“ Ja, was? ... was? ...

Dreiundzwanzigſtes Kapitel
Ein Heiratsprojekt

Es regnet. Kein Tennis, kein Ausreiten möglich!

Die Damen haben ſich mit ihren Handarbeiten in das Boudoir der Gräfin zurückgezogen, wo ihnen die Goldmann auf ihr eigenes, leider nicht zurückzuweiſendes Anerbieten „Tennyſons Königsidyllen“ vorlieſt — mit ſehr falſcher Betonung und groteskem Engliſch.

In einer langen eichengetäfelten Galerie, mit Hirſchgeweihen und Waffen verziert und mit aus Hirſchgeweihen zuſammengefügten Stühlen möbliert, zwiſchen welchen unbequemen Möbelſtücken ſich auch ein paar behagliche Fauteuils und Rauchſeſſel widerrechtlich eingeſchlichen haben — in dieſer Galerie befinden ſich die beiden Ruysbruk.

Wolf ſitzt in einem offenen Fenſter, die Füße auf einem alten Piſtolenkaſten.

Boris ſitzt auf einem Rauchſeſſel.

„Du, Alter,“ fängt er an, „wie lange wird wohl die Goldmann noch bleiben?“

„Was weiß ich!“ ſeufzt Wolf ungeduldig. „Wenn

sie euch zu sehr im Wege ist, kann sie nach Teufelstein zurück," setzt er nach einer Weile hinzu. „Werd' halt ein paar Pferde krumm fahren in ihren Diensten."

„Tiens! So gleichgültig sprichst du davon ... ich dachte, du ..."

„Hast du eine Virginia bei der Hand, Ris?" unterbricht ihn Wolf.

„Da ..." Boris zieht mit der Rücksichtslosigkeit gegen Einrichtungssachen, die ihn charakterisiert, seinen Stuhl dicht an Wolf heran, wobei er zwei Streifen in das eingelegte Parkett ritzt; — jetzt berührt er leicht die kalte rötliche Hand Wolfs. „Wolf! Du hast doch die Absicht, die Goldmann zu heiraten, nicht?"

„Heiraten — nein, daran denkt sie auch gar nicht." Wolfs Stimme verrät eine Art Schrecken.

„Nun, dann muß ich dir sagen, daß du sie durch dein Benehmen ganz kurios kompromittierst."

„Bah, ich war ein Freund ihres Mannes, das heißt, nein ... Gott sei Dank ... ich war nie ein Freund ihres Mannes ... sie ist eine alte Bekannte, eine ..."

„Sst! Wolf, die Leute sind nicht dumm genug, das zu glauben. Um eine Frau, die so schön und so albern ist, wie die Goldmann, kümmert man sich nur — wenn ..."

„Boris, du hast eine furchtbar unzarte Art, von ... von ... Dingen zu reden, die dich nichts angehen," ruft Wolf hitzig. Er ist rot geworden wie ein junges Mädchen, feuerrot, was ihm übrigens gut steht.

Boris sieht ihn wohlgefällig an.

„Laß gut sein, Wolf, mir brauchst du keine Faxen vorzumachen, ich hab' dir von jeher alle deine wichtigen Geheimnisse aus den Augen herausgelesen und dir immer gerade in deine eigensinnige, hochmütige, brave Seele hineingeschaut. Also du hast nicht die Absicht, diese blonde Puppe zu heiraten? ... Was dann?"

„Du begreifst, daß ich mich von der Frau, die allem entsagt hat um meinetwillen, nicht leichtsinnig trennen kann. Ich werde fortfahren, ihr mein Leben zu widmen."

„So! Das bedeutet ein jahrelanges, gewissenhaftes, langweiliges Verhältnis," sagt Boris. „Um Gottes willen, heirate sie lieber, da kannst du dich wenigstens von ihr scheiden lassen!"

„Ach Ris, begreifst du denn nicht, daß ich bei ihr ausharren müßte, selbst wenn mich nicht die zärtlichste Verehrung, die ..."

„Gott! Armer Wolf, wie du lügst!" ruft Boris dazwischen, „ich begreife nur eins, daß du längst gar kein Gefühl mehr hast für die Goldmann, ebenso wie sie gar keins für dich hat!"

Wolf zieht empfindlich die Achseln bis zu den Ohren hinauf.

„Nein, keins," fährt Boris erregter fort, „sie hat höchstens Gefühl für deine neunspitzige Krone, mit der sie sich von ihrer Mesalliance reinwaschen möchte. Die hat sich ja nie darüber getröstet, mit einem „Goldmann" verheiratet gewesen zu sein. Sie ist keines Gefühles

fähig, ist ja eine Puppe, eine reine Puppe. Wenn man in sie hineinsticht, so blutet sie Sägespäne ..."

„Und wenn sie stirbt, wird sie nicht in Staub, sondern in poudre de riz zerfallen!" bemerkt Capito, der soeben zu den Brüdern tritt. „Es tut mir sehr leid, euren vertraulichen Meinungsaustausch zu unterbrechen. Mache dir keine Sorgen, Wolf, ich habe gar nichts Kompromittantes gehört. Habt ihr keiner einen Strähn grünlicher Seide hier gesehen? Dita behauptet, ihn hier vergessen zu haben und schickt mich darum."

„Dita, immer wieder Dita!" grollt Wolf. „Übrigens, hm! hm! es tut mir leid, dir eine Bemerkung machen zu müssen, aber ich fand es sehr unpassend von dir, mit ihr auf offenem Korridor Chartreuse zu trinken."

Capito, der, wie alle sehr selbstbewußten Menschen, mancherlei Tadel verträgt und an dem darum die meisten Insulte machtlos abprallen, wird jetzt doch vor Zorn über Wolfs zurechtweisende Art ärgerlich.

„So, das ist unpassend," sagt er scharf, „ich sehe sie einer Ohnmacht nah ..."

„Es scheint, daß sie seit einigen Tagen beständig Nervenzufälle hat," wirft Wolf sarkastisch ein.

„Ich biete ihr," fährt Capito unbeirrt fort, „einen Tropfen Chartreuse auf offenem Korridor, wie du's nennst, und das soll unpassend sein? Du aber führst sie von der Straße abseits in einen stockpechfinsteren Wald ..."

„Capito!" schreit Wolf.

„Nun, du mußt doch gestehen, daß eure Lage gestern ziemlich verfänglich war," sagt Zino lächelnd.

„Capito!"

„Nun?"

„Ich weiß nicht, wer diese kleine Serbin ist — vielleicht eine Abenteuerin, eine Intrigantin!" ruft Wolf aufspringend, heftig — „vielleicht eine Abenteuerin, eine Intrigantin ... aber das eine weiß ich, jedesmal wenn sie mit mir allein war, hat sie mir gegenübergestanden wie eine Königin, und wenn du noch einmal wagst, eine häßliche Bemerkung zu machen, wie eben jetzt ... wenn du dir erlaubst zu denken, daß uns etwas andres als der unschuldigste Zufall gestern zu dem Marienbild führte, so ... so ..." Wolf stockt außer Atem.

„So schlägst du dich mit mir, was den Ruf Fräulein Nikoltschjanis ungemein verbessern wird," fällt Zino ein. Er ist wieder kalt geworden aus Opposition gegen Wolfs Hitze. „Sei ruhig, ich bilde mir nichts Anstößiges ein und werde dir den klarsten Beweis dafür liefern, indem ich dir erkläre, daß ich bereit bin, Dita — zu heiraten."

„Du? ..." Wolf stockt.

„Ja" sagt Zino, „ich, ihr leichtsinniger Verleumder, gedenke etwas zu tun, wozu du, ihr großsprecherischer Verteidiger, dich nicht emporschwingen würdest, obzwar du ganz erbärmlich in diese kleine, serbische Abenteuerin, Intrigantin oder Königin verliebt bist — ich will Dita Nikoltschjani heiraten!"

Zino, der das Strähnchen grünlicher Seide längst vergessen hat, setzt sich träge in einen Sessel nieder, in dem er aber, da derselbe aus lauter spitzigen Geweihbestandteilen besteht, vergeblich einen angenehmen Ruhepunkt für seinen Kopf und seine Ellbogen sucht, und aus dem er infolgedessen schnell wieder emporschießt, um sich auf einen Tisch zu setzen.

„Was sagst du, Boris?" fragt er.

„Nun, ich finde, erstens, daß du eine schlechtere Wahl hättest treffen können, und zweitens, daß sie beinahe zu gut für dich ist," erwidert Boris trüb lächelnd.

„Ganz meine Ansicht, darum wird's auch eine Mesalliance," erklärt Capito kühl.

„Hör, Zino, 's tut einem manchmal von Herzen leid, daß man dir nicht gram sein kann, du verrückter, großmütiger Taugenichts du ..." Boris zieht Zino leicht beim Ohr. „Aber was wird denn deine Mutter dazu sagen?"

„Meine Mutter teilt mit mir die herabstimmende Überzeugung, daß ich, wenn ich so fortfahre, in ein paar Jahren ein vollkommener Trottel geworden sein und dann die Tänzerin heiraten werde, die Energie genug besitzt, mich zu wollen. Drum wird sie sich wohl schwermütig darüber freuen, wenn sie hört, ich heirate nur eine Bürgerliche."

„Sie stammt ja aus einem alten serbischen Fürstengeschlecht," wirft Wolf schnell ein. Er steht kerzengerade und steif, die rechte Hand in der Hosentasche,

wie ein Mensch, der sich mit schönem Anstand darauf vorbereitet, gehenkt zu werden.

„Um so besser!“ sagt Zino spöttisch lächelnd, „jedenfalls ist dann gar nichts an ihr auszusetzen, — was meint ihr?“

„Gar nichts,“ versichert Wolf.

„Gar nichts,“ wiederholt Boris.

„Aber, erlaube doch die Frage: hast du schon mit ihr gesprochen?“

„Ich hatte noch keine Gelegenheit dazu.“

„Dann weißt du ja gar nicht ...“

„Ob sie mich nimmt — wahrhaftig! — Bei aller edeln Bescheidenheit, die mich auszeichnet, denke ich doch, sie müßte verrückter sein, als anzunehmen steht, wenn sie mich ausschlagen wollte.“

„Glaubst du, daß sie eine Neigung für dich hat?“

„Hm! — Nein! Ich glaube, daß sie mehr Neigung hat für deinen Frack, Boris, nur weil du ihn vier Jahre lang getragen hast, als für mich; aber ich glaube — so gut ich mich kenne — daß mir das gerade an ihr gefällt.“

„Aber ...“

„Ta, ta, ta! mein lieber Boris, mache dich nicht lächerlich, ich wette, was du willst, daß sie mich nimmt. Wolf, ich hoffe, du bist mein Brautführer.“

„Ich steh' zu Diensten,“ murmelt Wolf. Dann bückt er sich nach einem kleinen, grünen Knäuel. — „Hast du denn nicht Fräulein Nikoltschjani diese Seide bringen sollen, Capito?“

„Ja richtig — auf Wiedersehen," und Zino entfernt sich.

„Nun, Wolf, was sagst du dazu?" fragt Boris.

„Ich sage, daß sie Glück hat," erwidert Wolf. „Übrigens, wer weiß, ob's ihm ernst ist."

„Meinst du?"

Wolf läßt sich schwer in einen Sessel nieder. „Zino beabsichtigt eine Menge Torheiten, die er nicht ausführt; im vorigen Jahre hat er auf eigene Kosten eine Bande Freischärler ausrüsten wollen, um den bosnischen Feldzug mitzumachen, und hat's aufgegeben, weil er nicht mit sich einig werden konnte, ob er türkisch oder österreichisch gesinnt sei; und dieses Frühjahr hat er durchaus bei einer Wohltätigkeitsvorstellung in einer roten Frauenperücke als falsche Patti auftreten wollen und hat's aufgegeben, weil ihm die Perücke nicht stand."

„Aber meinst du nicht, Wolf, daß es eine lockendere Torheit wäre, die Nikoltschjani zu heiraten, als ein Freischärlerkorps auszurüsten, oder eine rote Perücke aufzusetzen?"

„Möglich," sagt Wolf, „sie ist sehr schön. Ich glaube auch, daß sie schon mancher schön gefunden haben mag, ehe wir sie kennen lernten."

„Wolf, um Gottes willen!" Boris glaubt Gespenster zu sehen! Nein, das ist nicht sein Bruder, dieser steife, hölzerne Mensch mit dem grünen Gesicht, der uralten Stimme und den häßlichen Rouézweifeln.

„Wenn jemand das Recht hat, an den Frauen zu

zweifeln, so bin ich's, und ich glaube an Dita wie an Cécile, wie an ..."

„Ich hab' ja gar nichts gesagt," schreit Wolf auf und schüttelt die Hand seines Bruders von seiner Schulter ab. „Laß mich! Laß mich! ..."

⊕ ⊕ ⊕

Und Boris sieht, daß Wolf nicht er selbst ist, daß er ihn in diesem Moment auch nicht wach reden wird, und läßt ihn.

Wolf ist in einem schrecklichen Zustand. Bis dahin ist das Leben sehr gutmütig gegen ihn gewesen, hat ihm immer nur die kleinen moralischen Schwierigkeiten entgegengestellt, die zu überwinden er am meisten Talent besaß. Es hat von ihm keine raschen Entschlüsse gefordert, ihm keine großen Verantwortlichkeiten auferlegt, ihn durch keine starkwirkenden Leidenschaften verwirrt. Er hat sich einen genauen Grundriß entworfen, nach welchem er seine Existenz zu ordnen dachte. Das Schicksal hat diesem Grundriß bis jetzt seinen Beifall gezollt und der Ausführung durchaus nichts in den Weg gelegt.

Und jetzt! —

Sein Plan war folgender: das Verhältnis mit Mietzi so lange weiter zu führen, bis es sich ohne Kraftanstrengung seinerseits von selber löste, und dann eine hübsche, brave, vornehme, bequeme, kleine Frau zu heiraten, — natürlich aus guter Familie.

Er hatte sich sogar schon eine ausgesucht — eine

der Töchter des Fürsten Auerstein. Sie waren Jugendgespielinnen von ihm, er nannte sie alle beim Taufnamen. Liebe, brave, wohlerzogene Mädchen waren sie alle, etwas blaß um die Augenbrauen, etwas lang in der Taille, mit natürlichem Wesen und gutmütig singenden Stimmen. Wolf hatte sich fest vorgenommen, sich in eine derselben zu verlieben, sobald er mit der Goldmann und überhaupt mit dem Leben fertig sein würde — ob's jetzt Mintscha oder Nini oder Isa war, die er heiraten sollte, war ihm gleichgültig, aber eine Auerstein mußte es sein, denn die Auersteinschen Frauen waren berühmt wegen ihrer Gediegenheit und Treue, und darauf hielt Wolf. Er mochte kein kokettes Sprühfeuer heiraten, er nahm die Ehe ernst und hatte strenge Ansichten von den Pflichten seiner Frau — und von den seinen.

Er hatte sich bei Anfällen altkluger Weltverdrossenheit oft damit unterhalten, sich eine ruhige gemütliche Zukunft auszumalen, als nachsichtig liebevoller Ehemann an der Seite seiner, in Anbetung vor ihm versunkenen, blonden Frau und als Vater einer ganzen Schar blonder Kinder, die er in streng religiösen, ehrenhaften und konservativen Grundsätzen erzog.

Und nun, wo war alles?

Vergeblich suchte er diese altgewohnten Vorstellungen in sich wachzuzaubern — das schöne Familiengemälde flatterte durch seine Seele wie ein Schemen aus einer Laterna magica. Ihm graute vor diesem lauen, anständigen Glück!

In seinem jungen, frischen Herzen war eine so heiße Sehnsucht, ein so ungestümes Begehren erwacht, wie es der freudenmüde Zino gar nicht begriffen hätte. Er saß in der Galerie, den Kopf in den Händen, noch lange nachdem ihn Boris verlassen hatte. Die Leidenschaft, von der Eifersucht geschürt, lockte und quälte ihn. Er wäre am liebsten sofort aufgesprungen, um Dita seine Liebe zu gestehen und sie um ihre Hand zu bitten. Er dachte an ihre süße, warme Stimme, an ihre Tränen. Dann wieder bäumte sich vor ihm die Tradition hochmütig eigensinnig, mit Mißtrauen gepaart. Wer war sie, der er den Namen Ruysbruk anvertrauen wollte? Ein abenteuerliches Mädchen, in unbestimmbaren sozialen Verhältnissen, in intimen Beziehungen zu den Tollhäuslern auf Ilmenstein; ein lebendiges Rätsel, das sich mit den Damen der besten Gesellschaft duzte und heimlich dritter Klasse fuhr. In was für einem Verhältnis stand der liederliche Vagabund zu ihr, der wie ein häßliches Gespenst immer wieder neben ihr auftauchte! Es schüttelte ihn — Zino wollte sie heiraten! Der Gedanke war unerträglich. Es wäre ihm viel leichter gewesen, ihr zu entsagen, wenn er die Gewißheit hätte hegen können, sie würde um seinetwillen als alte Jungfer verkümmern. Aber so ... so ...! das Blut sang ihm in den Ohren und brannte ihm in den Fingerspitzen.

Sollte er Zino nicht warnen, Zino war sein Freund! Als seine Eifersucht in diesem schmählichen Gedanken gegipfelt hatte, kam er plötzlich zu sich. Er schämte sich,

sprang auf, ließ sein Pferd satteln und sprengte mit seinen Vorurteilen zwei Stunden im Regen herum und kam mit einer stockheiseren Stimme nach Hause. Ein andres Resultat hatte sein Ritt nicht.

⊕ ⊕ ⊕

Dita hat den Salon, in dem sich die Gesellschaft befindet und wo man im Kamin ein leichtes Feuer angezündet hat, verlassen und steht auf der daranstoßenden Terrasse. Ihr ist bange und weh zumute. Hundertmal hat sie Cécile die traurige und gemeine Geschichte erzählen wollen, die ihr das Herz schwer macht. Heute vor dem Speisen eilte sie in Céciles Ankleidekabinett, ihr Herz quoll über, die Worte traten ihr bis an die Lippen, aber die Lippen schlossen sich, und als die Gräfin sie fragte: „Was willst du denn eigentlich, Kind?" da bat sie um eine Stecknadel.

Nach dem Diner steht sie draußen in einer leichten Abendtoilette ohne Umwurf, fröstelnd und beinahe weinend.

Da hört sie etwas, das sie aus ihren schwarzen Gedanken aufscheucht — ihren eigenen Namen.

„Fräulein Nikoltschjani hat heute Besuch gehabt," bemerkt die Goldmann mit ihrem hohen, platten Organ.

„Wieso?" fragt Cécile.

„Hab' ich's Ihnen denn nicht schon erzählt, Gräfin?" mischt sich Zino rasch ins Gespräch. „Ein Vagabund hat Fräulein Nikoltschjani heute bis in Ihr Zimmer verfolgt, er war sehr zudringlich."

„Ja, sehr, er hat sie ‚Dita' genannt und geduzt," sagt die Mietzi.

„Dürfte ich fragen, woher Sie so genaue Auskunft haben, Baronin?" fragt Zino schneidend.

„Ha, ha, ha! — in der Tat — meine Kammerjungfer hat die üble Gewohnheit, mich zu unterhalten, während sie mich frisiert."

„So!"

„Ja", behauptet die Goldmann eigensinnig, „er hat sie geduzt und gebeten, zu bedenken, was einst war!"

„So! Ich wundere mich nur, daß Sie sich die Mühe nehmen, die blödsinnigen Erfindungen weiter zu erzählen."

„Erfindungen? — So weit geht die Einbildungskraft meiner Jungfer nicht," entgegnet die Goldmann.

Boris läßt ein Zeitungsblatt, das er in der Hand gehalten hat, sinken und horcht auf. Wolf räuspert sich, er sagt etwas, aber — wahrscheinlich seiner erbärmlichen Heiserkeit wegen — versteht's niemand.

„Und wenn," ruft Zino, den schönen Kopf zurückwerfend, „und wenn er zu Dita ‚du' gesagt hat! Wenn dieser Hallunke die geringste Lust an den Tag legen würde, mich zu duzen, so dürfte mich's nicht wundern, denn er hat im selben Regiment mit mir gedient. Er verkehrte damals mit der Gesellschaft. Sie hätten ebensogut das Unglück haben können, ihn zu kennen, wie Dita Nikoltschjani."

Dita hat mehrmals gehustet, um auf ihre Gegenwart aufmerksam zu machen, sie ist sogar in die Tür des

Salons getreten. Boris hat sie bemerkt, sonst niemand. Er bedeutet ihr mit den Augen, sich ruhig zu verhalten.

„Aber ich hätte nie das Unglück haben können, mir von ihm ‚du' sagen zu lassen," entgegnet rasch die Goldmann.

Zino sieht sie jetzt mit einem sehr verwegenen rätselhaften Blick an.

„Er muß ein Anverwandter gewesen sein," sagt er mit Nachdruck, „von Dita Nikoltschjani kann ich nichts andres denken."

Die Goldmann beißt sich die Lippen, dann sagt sie: „Ich bin vielleicht zu streng, aber ich habe ein Vorurteil gegen junge Abenteuerinnen mit vagabundischen Verwandtschaften."

„Und ich, Baronin, ich habe ein Vorurteil gegen Leute, die einem jungen Mädchen leichtsinnig die Ehre abschneiden." So spricht Zino.

Die Goldmann hält ihr Taschentuch an die Augen, dann blickt sie flehend zu Wolf hinüber. Wieder kümmert er sich gar nicht um sie, denkt nicht daran, ihr ein Riechfläschchen zu bieten, lehnt noch immer in seiner Sofaecke mit fieberglühenden Wangen und starrem, düsterem Blick — und schweigt.

„Nicht ein Wort hat er zu meiner Verteidigung gesagt, nicht ein Wort!" denkt Dita und preßt die Hände an die heißen Schläfen. Sie sieht noch, daß Boris Zino beifällig die Hand auf die Schulter legt, daß die Goldmann, ihr Taschentuch an den Augen, das Zimmer verläßt, dann tritt sie in den Schatten zurück und fragt

sich, ob sie sich den Luxus gönnen darf, recht tüchtig zu schluchzen. Da hört sie einen leisen Schritt, sucht die Terrasse unbemerkt zu verlassen, doch der Hinzutretende zündet sich ein Streichholz an — sie erkennt Zino.

„Ach, da sind' ich Sie," ruft er angenehm überrascht. „Sie fliehen doch nicht vor mir?"

„Nein ... aber ..."

„So bleiben Sie doch, die Nacht ist herrlich, und ich möchte Ihnen gern etwas sagen."

Sie bleibt. Was kann er ihr zu sagen haben? ... er!

„Es liegt mir schon seit einigen Tagen auf dem Herzen," beginnt der Fürst, „nur hoffte ich noch auf eine Gelegenheit, mich Ihnen in irgendeinem besonders schönen Licht zu zeigen, damit Sie mir gegenüber milder gestimmt würden."

„Sie haben sich mir eben in sehr schönem Licht gezeigt," sagt sie und setzt zögernd hinzu: „ich wollte nicht horchen, aber ich mußte hören."

„So! Da hätte ich Lust, der Mietzi eine Extrakerze anzuzünden," ruft Zino, „und sind Sie wirklich gut gegen mich gestimmt?"

„Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar."

Er ist etwas näher an sie herangetreten. „Was gedenken Sie zu tun, wenn Sie Aldringen verlassen?" forscht er.

„Mein altes Leben weiter zu führen," antwortet sie trüb.

„So ... hm!"

„Sie fragen in einem Ton, als ob Sie mir einen sehr rentablen Erzieherinnenposten anzubieten hätten."

Er wirft seine Zigarre über das Terrassengeländer und sagt: „Ich hätte wirklich einen solchen Posten für Sie."

„So arg steht's noch nicht," meint Dita, „doch lassen Sie immerhin hören. Bei wem?"

Er tritt näher an sie heran — „Bei mir ...! Sie starren mich an, als hielten Sie mich für verrückt, und ich bin doch zum erstenmal in meinem Leben vernünftig. Dita, wollen Sie sich meiner verwahrlosten Erziehung annehmen?"

Seine Stimme klingt eindringlich, fast innig; er nimmt ihre Hand.

„Fürst, ich verstehe Sie nicht," ruft sie ängstlich, ihm ihre Hand entziehend.

„Ich glaube sogar, Sie mißverstehen mich," sagt er bitter — fast traurig. „Ach Dita! Dita! werden Sie denn nie etwas Vertrauen zu mir gewinnen? — mich nie für einen anständigen Menschen halten?"

Der Mond schiebt ungeduldig einen braunen Wolkenschleier von seinem Gesicht und schaut breit und glänzend auf Zino und Dita herab.

In die Tür, die aus dem Salon auf die Terrasse führt, tritt ein blonder Mann mit einem scharf geschnittenen Kameengesicht. Dita sieht ihn nicht, Zino beachtet ihn nicht.

„Ohne poetische Undeutlichkeiten, wollen Sie meine geschlossene Krone und den Narren, der darunter steckt,

in Ihre Obhut nehmen, wollen Sie Fürstin Capito werden? Sie sehen, ich bin bescheiden, ich werbe nicht für mich, nur für meinen Namen."

„Mein Gott!"

„Sie erschrecken, meine Werbung war brutal, verzeihen Sie und bessern Sie mich!"

„Sie bieten mir so viel und ich biete Ihnen nichts."

„Nichts? das heißt, Sie fühlen keine Liebe zu mir."

Sie senkt den Kopf.

„Ich aber fühle nicht nur die innigste Liebe, sondern das tiefste Vertrauen zu Ihnen, und mit der Zeit hoffe ich mir Ihre Neigung zu erringen. Wollen Sie mir erlauben, es zu versuchen?"

Da legt sie ihre Hände in die seinen ihr herzlich gebotenen.

„Meine Braut!" flüstert er, und sie murmelt mit halb erloschener Stimme: „Ihre Braut!"

Zwei horchende, blaue Augen haben sich plötzlich geschlossen. Der blonde Mann ist in den Salon zurückgekehrt und hat ihn, sich weder nach rechts noch links umsehend, durchschritten und verlassen, wobei er ein Tischchen umgestoßen und Céciles teilnehmend an ihn gerichtete Frage: „was ihm denn sei," mit einem ungeduldigen Achselzucken beantwortet hat.

„Wolfs feierliche Wohlerzogenheit fängt an, in die Brüche zu gehen, was Teufel," sagt Boris.

„Er fiebert, es fehlt ihm mehr, als er eingestehen mag," erwidert Cécile ahnungslos.

„Ich glaub' selbst," sagt Boris.

„Du könntest vor dem Schlafengehen noch nach ihm sehen," meint die Gräfin besorgt.

Indem tritt Zino mit Dita herbei. Seine Haltung verrät ein gedämpftes Glück.

„Was hast du, Zino, du siehst so feierlich aus, wie ein frisch getaufter Heide," bemerkt Boris.

„Was ich habe?" fragt der Fürst, „errätst du's denn nicht, kluger Boris? und Sie, Gräfin?"

„Sie haben ...?"

„Eine Braut!"

Vierundzwanzigstes Kapitel

‚Bravo rechts'

„Bist du noch wach, Wolf?" fragt Boris, in das Zimmer seines Bruders tretend.

„Wie du siehst," grollt Wolf.

„Cécile schickt mich, nach deinem Zustand zu fragen, sie meint, es fehle dir mehr, als du eingestehen magst."

„Cécile hat eine unausstehliche Passion, zu medizinieren, mir fehlt nichts."

„So! Hm! Dein Puls schlägt sehr schnell," sagt Boris, Wolfs Handgelenk umfassend.

Dumpfes Schweigen! Dann fragt Wolf ungeduldig: „Hast du mir wichtige Mitteilungen zu machen oder leidest du an Schlaflosigkeit? Im ersten Falle würde

ich anfangen, mich auszukleiden, im zweiten würde ich anfangen, zu rauchen."

„Eine Mitteilung habe ich dir zu machen: Dita Nikoltschjani hat sich mit Zino verlobt."

„Es freut mich für sie. Ich wünsch' ihr von ganzem Herzen Glück."

Boris streift ihn mit einem musternden Blick und lächelt.

„Um dich mit dem geringsten Erfolg zu verstellen, mein lieber Wolf, hättest du um einige Schattierungen weniger blond auf die Welt kommen müssen. Wer, meinst du wohl, kann deinen gleichgültigen Worten glauben, wenn dein Teint beständig zwischen blaßlila und dunkelrot schwankt? Ich sag's ganz aufrichtig, daß mich Ditas Verlobung ärgert."

„So ... was kann's denn dich angehen ...?" fährt Wolf auf. „Du hast doch nicht ...?"

„Was man sich von einem Schlingel in deinem Zustande alles gefallen lassen muß!" murmelt Boris, noch immer spöttisch lächelnd, mit einem Spott, der keinen Stachel, und einem Lächeln, das keine Heiterkeit hat. „Ich habe ausgespielt, mein Lieber! Es ärgert mich, daß Dita diesen begabten Gassenbuben heiratet; — er hat sich übrigens heute zum Hutabziehen benommen — es ärgert mich, weil ich sie eines besseren Menschen für würdig gehalten hatte — eines Menschen, der sie nicht zu schätzen wußte, weil sie ihm einfach von der Hand des lieben Gottes, anstatt auf dem Präsentierteller der Gesellschaft geboten worden ist."

„Hör auf, Boris," schreit Wolf. „Begreifst du denn nicht, daß ich — selbst wenn ich, wie du es vermutest, sterblich in Dita verliebt wäre — mich nicht mit ihr vereinigen könnte — alle Rücksichten gegen meinen Namen abgerechnet! Ich bin gebunden ...!"

„Und durch wessen Schuld? — Dein Verhältnis zur Goldmann war auf dem besten Wege, bequem in den Sand zu verlaufen. Wagst du mir zu sagen, daß du es nicht hauptsächlich deshalb wieder angeknüpft hast, um dich gegen deine Neigung für Dita zu schützen?"

„Boris, hör auf," ruft Wolf zum zweitenmal, mit ultramarinblauen, zornig sprühenden Augen.

Aber Boris hört nicht auf!

„Wie gesagt, ich habe ausgespielt, aber auch über deinem Leben steht der Vorhang im Begriff zu fallen, und das tut mir leid. Schau! Seitdem ich kein Vergnügen mehr haben konnte an meiner Existenz, hatte ich Vergnügen an der deinen. Ich sah so viele hübsche, edle Keime in dir. Solang' dein Eigensinn und dein Hochmut nur dazu dienten, dich vor allem Gemeinen zu bewahren, waren sie meine Freunde. Jetzt aber seh' ich, daß sie dich nicht nur an allem niederen, sondern auch an allem edlen, großmütigen Handeln hindern. Wolf! Ich habe mich heute deiner geschämt und war doch immer sonst stolz auf dich, heute hast du neben diesem liederlichen Zino eine erbärmliche Rolle gespielt. Ich fürchte, daß all' deine schönsten Gefühle am Kreuz deiner Vorurteile den Märtyrertod sterben

werden. Sie sterben sehr schwer!" den Blick in Wolfs zuckendes Gesicht hineinbohrend.

„Hast du noch etwas zu sagen oder bist du fertig?" fragt Wolf. Seine Haltung ist starr, seine Stimme klingt eisig.

„In wenigen Jahren wirst du ein widerwärtiger, verknöcherter Philister geworden sein, die allgemeine Menschlichkeit ..."

„Was geht mich die allgemeine Menschlichkeit an?" ruft Wolf und trommelt ungeduldig auf dem Tisch.

„Sie hat dich etwas anzugehen, du sollst das Leben nicht mehr aus der aristokratischen Vogelperspektive betrachten, du sollst aufhören, ein Dandy zu sein, und ein tüchtiger Mensch werden, ein edler, nützlicher Mensch, der andern Leuten den Weg zeigt ..."

Wolf hat schon mehrmals sehr deutlich gegähnt. „Lieber Boris!" fängt er in seiner unausstehlichsten, gedehntesten Manier an, „ich dachte, du habest mir etwas wirklich Wichtiges mitzuteilen; aber, wenn du mir nur Vorwürfe machen willst, weil Fräulein Nikoltschjani sich verlobt hat und ich noch nicht Sozialdemokrat geworden bin, so können wir vielleicht ... den Rest deiner Beredsamkeit ... hm! ... auf morgen verschieben."

„Wolf!"

„Zum Sozialdemokraten fühle ich keinen Beruf und um Fräulein Nikoltschjani zu werben — so verlockend das gewesen sein mochte — ist's zu spät!"

Bei aller kalten Genauigkeit der Aussprache und

Schroffheit der Betonung, klingt seine Stimme so heiser, seine dunkelumränderten Fieberaugen funkeln so überreizt, seine Wangen wechseln so oft die Farbe, daß Boris noch jetzt die Geduld nicht verliert.

„Es ist nicht zu spät, Wolf, wenn du ihr armes, blasses Gesichtchen gesehen hättest, so wüßtest du, daß es nicht zu spät ist. Ich gebe dir mein Wort, daß ich ..."

„Nun, wenn es nicht zu spät ist," unterbricht ihn Wolf, außer sich vor zurückgehaltener Aufregung, „wenn es nicht zu spät ist und sie dir gar so sehr am Herzen liegt, heirate sie selbst, meinetwegen — zivil!"

Zivilehen genießen in Österreich im allgemeinen sehr wenig Ansehen, in den Augen solcher Leute, wie Wolf, genießen sie gar keins. Sie sind letzten Endes ein Notbehelf für Menschen in schiefen Verhältnissen. Das Wort zivil in dem Munde Wolfs ist eine abscheuliche Anspielung auf die traurige Lage seines Bruders.

Der anständigste Mensch ist in Momenten großer Überreizung fähig, eine solche oder ähnliche Unzartheit auszusprechen, aber nicht einmal der langmütigste ist fähig, sie zu ertragen. Augenblicklich fühlt Wolf, daß er den Bruder in das Herz getroffen hat. Sehr erschrocken über seinen unpassenden Ausfall, erwartet er eine scharfe Replik von Boris, irgend etwas Schneidendes, Verweisendes, das ihm Gelegenheit gäbe, sich zu entschuldigen, zu erklären, ohne von dem hohen Roß seiner Würde herabzusteigen. Aber Boris bleibt einen kurzen Moment stumm, dann leicht

die Achseln zuckend, sagt er: „Ich wünsche dir eine g u t e Nacht, Wolf," und verschwindet. —

Fünfundzwanzigstes Kapitel
Bräutigamsstimmung

Zino ist Bräutigam! Er legt sich zur Ruhe mit dem erhabenen Gefühl, Bräutigam zu sein, er erwacht mit dem ernsten Bewußtsein, Bräutigam zu sein, er steht um zwei Stunden früher als gewöhnlich auf, geplagt von angenehmer Schlaflosigkeit, verursacht von dem Bewußtsein, Bräutigam zu sein. Sobald er seine Toilette beendet, ist er in den Park hinunter, hat hierhin und dorthin die schattigen Pfade durchstrichen, in der Hoffnung, Dita könnte, mit ihm sympathisierend, die Morgenluft genießen. — Vergeblich! Dann hat er zu ihren Fenstern oder wenigstens zu ein paar Fenstern, die er sich als die ihren denkt, emporgestarrt und, den Kopf schüttelnd, mehrmals gemurmelt: „Sonderbares Mädchen! Sonderbares Mädchen! Ob sie noch schläft? Sie träumt nicht von mir, das ist gewiß!"

Zu seinem Erstaunen erblickt er vor dem Schloß einen Phaethon, auf den ein Diener im Begriff steht, ein juchtenes Felleisen zu laden.

„Was Teufel!" ruft er, indem er Boris auf den Perron treten sieht.

„Du reist ab, Boris?"

„Muß ... Angelegenheiten ... unangenehme Geschäfte ..." murmelt Boris.

„Schade, daß du jetzt fortreist, wir fingen an, uns so schön zu vertragen."

„Ja, gewiß, du hast mir alle Freude an meiner Antipathie gegen dich verdorben," sagt Boris, seine Hand in Zinos dargebotene Rechte legend. „Was hat dich denn so früh aus den Federn getrieben?"

„Bräutigamsstimmung!" meint Zino.

Boris kraut sich nachdenklich den Kopf. „Liebst du eigentlich deine Braut? Ich wäre beruhigter, wenn ich nicht glauben müßte, sie gefalle dir nur ihrer Schönheit halber, und du heiratest sie hauptsächlich, um meinem albernen Bruder" — sehr bitter — „einen Streich zu spielen."

Zino schweigt.

„Sie ist ein seltenes Geschöpf. Geh gut mit ihr um!" fügt Boris leise, fast bittend hinzu.

Noch ein warmer Händedruck, ein leichtes Nicken, ein freundlich trübes Lächeln — und Boris ist davongerollt durch die klare Auguftluft, zwischen dem grauen Taugeglitzer auf Blatt und Halm!

„Sonderbarer Kauz!" sagt Zino für sich. „Er liebt sie tiefer, als ich oder der blonde Pedant, und hat nicht einen Augenblick daran gedacht, daß ...! 's liegt doch ein eigener Reiz in solcher Güte. Warum man das nicht auch treffen sollte!"

Dem phantastischen Zino erscheint in diesem Moment die wohlwollende Selbstlosigkeit als malerischer Seelen-

schmuck, den er sich, selbst auf Kosten einiger Unbequemlichkeit, aneignen möchte. Nach einer nachdenklichen Pause zuckt er die Achseln und murmelt bitter genug: „Bah! cela jurerait!"

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Zino

Dita ist die letzte, die an diesem hellen Augustmorgen erscheint, und wie blaß, wie totenblaß, mit was für dunkeln, glutigen Augen, aber auch wie schön!

Zino küßt ihr mit würdiger Zärtlichkeit die Fingerspitzen und genießt mit vollen Zügen das Bräutigamsprivilegium, sie so viel und zwanglos anstarren zu dürfen, als ihm gefällt.

Wolf hat schwarze Schatten unter den Augen, ist blaß und heiser und gratuliert Dita mit steifer Haltung und versagender Stimme.

Cécile, welche diese erstaunliche Brautschaft ruhig philosophisch hinnimmt, wie alles andre, lächelt heiter, plaudert mit ihren Hunden und zählt humoristisch den Stoß der den Morgen eingelaufenen Bettelbriefe.

Wolf sieht sich mehrmals unruhig um.

„Wo ist Boris?" fragt er. „Ist er krank?"

„Nein, er ist abgereist, er hat ein Telegramm bekommen!" erwidert Cécile.

Boris hatte in der Tat ein Telegramm bekommen von seinem Buchhändler aus Paris bezüglich einer alten Ausgabe des Montaigne, nach der er schon längere Zeit gefahndet. Doch ahnt Cécile den Inhalt des Telegramms gar nicht. Sie fragt Boris nie um seine Angelegenheiten, antwortet infolgedessen, als Wolf heftig ausruft: „Was für ein Telegramm?" nur: „Ich weiß es nicht, er sagte mir nichts als: ‚Ich hab' ein Telegramm bekommen, ich muß fort.' Wenn er mir nicht selbst etwas von seinen Sorgen mitteilt, erkundige ich mich nicht danach. Er ist noch immer sehr wund, wenn er sich auch nichts anmerken läßt. Man weiß nie, wann man ihm weh tut."

„Wird er lange ausbleiben?" fragt Wolf, dem dabei ganz sonderbar zumute wird.

„Ich denke."

Wolf senkt den Kopf.

Nach dem Frühstück will Dita, so wie alle Tage, mit den andern aufbrechen. Zino aber hält sie zurück. „Haben Sie keinen Augenblick für mich?" fragt er, worauf sie zerstreut ausruft: „Ah, richtig!"

„Ja richtig, Sie sind meine Braut, und ich werd's Ihnen so lange ins Gedächtnis zurückrufen, bis Sie sich's endlich gemerkt haben."

„Ich habe nicht die geringste Lust, es zu vergessen, Fürst." Dita sieht freundlich zu ihm auf. Wolf hat sich diskret entfernt, Cécile einen Moment darüber nachgedacht, ob ihre Freundschaftspflicht ihr gebiete, als Chaperon zurückzubleiben, doch kommt sie bald zu

der Überzeugung, daß man eine „so vernünftige Braut" allein lassen kann.

⊕ ⊕ ⊕

Es ist vor dem Schloß, unter der grau und rot gestreiften Markise. Dita lehnt sich in ihrem Sessel zurück, Capito in dem seinen vor. Ein paar Wespen fliegen surrend über den Überresten des Frühstücks hin und her. Zwei lange Minuten vergehen in tiefem Schweigen! Endlich fängt Zino an: „Ich bin seit einem Dutzend Stunden Bräutigam, aber von den besonderen Vorteilen meiner Charge habe ich noch keinen genossen."

„Sie Armer! Ich weiß überhaupt nicht, ob Ihre Charge irgend einen Vorteil hat!" sagt Dita, mit aufregend kühler Freundlichkeit. „Sie haben sich selbe gewählt, ich wasche meine Hände in Unschuld und darf ruhig sagen: ich kann nichts dafür!"

„Ja gewiß, das dürfen Sie," murmelt er. „Sonderbares Mädchen! Werd' ich Sie je dazu zwingen, mich lieb zu gewinnen?"

„Ich habe sehr viel Sympathie für Sie," versichert Dita, ihm die Hand reichend.

„So! Sie sind sehr gnädig!" erwidert der Fürst, sich die Lippen beißend. „Ist das die einzige Art Kompliment, die Sie mir je machen wollen, Dita? Sie ‚Dita' zu nennen, ist doch wenigstens ein Bräutigamsprivilegium."

„Ach nein. Boris erlaubt sich das auch."

Er küßt ihre Hand. „Wenigstens das ... aber nein, Wolf haben Sie das neulich auch geduldet? Déci-

dément, je n'ai pas de chance." Er reibt sich betrübt den Kopf. „Hm! Was ist denn eigentlich the correct thing für Brautleute? Ich glaube, in schattigen Waldpfaden spazieren zu gehen, oder sentimentale Duette zu singen, sehr wenig zu reden und viel zu seufzen ..."

„Lauter Dinge, zu denen Sie nicht das geringste Talent haben, Prinz Zino," meint Dita. „Prinz Zino" ist eine hübsche, lustigklingende Benamsung, die sie für die Gelegenheit erfindet. Ihn bei seinem kalten, steifen Titel zu nennen, wie sonst, kommt ihr zu förmlich vor, ihn kurzweg „Zino" zu nennen, kann sie sich noch nicht entschließen. „Aber finden Sie nicht, daß unsre Brautschaft etwas Possenhaftes hat?"

„Was wird nicht possenhaft, wenn ich eine Rolle darin spiele!" ruft Zino. „Und doch ist mir manchmal so jämmerlich, so erbärmlich zumute! Ach, Dita, wenn Sie imstande wären, mir meine Possenhaftigkeit und meinen Jammer abzugewöhnen ...!"

„So lassen Sie mir nach meinem Tode ein Mausoleum bauen, das dem der Caecilia Metella nichts nachgibt, wie ein Ehemann seiner Frau aufmunternd versprach."

„Ach Dita! Machen Sie keinen Esprit, eine Braut mit Esprit ist demütigend. Erlauben Sie mir, Ihren Hut zu holen, ich habe ihn im Vestibül gesehen, und gehen Sie mit mir spazieren."

„Sehr gern."

Er hat den Hut gebracht, ihr ihn mit Präzision und Geschmack aufgesetzt, dann sie fast zaghaft

gebeten, seinen Arm zu nehmen, und so sind sie hinausgewandert in den Wald, schweigsam genug und verlegen genug, aber gar nicht glücklich genug für Brautleute.

„Wollen Sie mir heute helfen, einen Brief an meine Mutter zu schreiben?“ fängt Zino nach einer Weile an.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie eine Mutter haben,“ erwidert Dita staunend. „Was wird sie denn sagen zu Ihrer sonderbaren Verlobung?“

„Was sie sagen wird?... Sie wird sagen: ‚Armer Zino!‘... Das war von jeher ihre schärfste Kritik meines Tuns. Sie ist die einzige Person auf der Welt, die mich immer bedauert. Ich glaube, daß ich meine Mutter sehr liebe!“

„Sie glauben? Wissen Sie's denn nicht?“

Er zuckt die Achseln. „Manchmal, wenn mir so recht katzenjämmerlich zumute ist, aber so recht — Gott bewahre Sie davor, mich je in ähnlicher Stimmung zu sehen — dann spring' ich in ein Coupé, manchmal ohne eine Karte zu lösen, ohne Gepäck, ohne alle lästigen Anhängsel, und rutsche hinunter nach Rom oder in das graue Nest hinter der Campagna, und die Hunde bellen, die Papageien kreischen, auf halber Treppe kommt mir eine wunderschöne, alte Frau entgegen und herzt mich, wie Sie gar nicht begreifen, daß man mich herzen kann, und sagt nur: ‚Armer Zino!‘ Dann sitz' ich bei ihr zwischen ihren Blumen und Andenken und sage ihr, daß ich sie anbete. Und sie glaubt's, und ich glaube es selber und

bilde mir ein, geheilt zu sein. Es ist alles so still in mir, so süß träumerisch still! Und den nächsten Tag wird mir unheimlich und den dritten lauf' ich davon! Was wollen Sie, es gibt verdorbene Mägen, die kein klares Wasser mehr vertragen!..."

„Armer Zino!" seufzt Dita gedankenvoll.

„Das war genau die Betonung meiner Mutter."

„Welch' angenehme Beschreibung Sie mir da von Ihrem Innern liefern."

„Eine Wüste, eine reine Wüste!" ächzt Capito drollig. „Und der Boden war so gut!"

Es ist in einem Buchenwald. Der Himmel zeigt sich hie und da zwischen dem grünen Laub, lustige Sonnenlichter tanzen über den weißen Stämmen der Bäume. Von Zeit zu Zeit bückt sich Capito nach einer Blume, einem Grashalm. „Wollen Sie nicht ein wenig ausruhen?" fragt er seine Braut, auf einen bequemen moosgepolsterten Baumstumpf deutend.

„Ich danke, wir könnten umkehren," erwidert Dita.

Er lacht. „O Sie sonderbares, unbesonnenes, vorsichtiges Mädchen. Mit einem Menschen, der Sie gar nichts angeht, wie Wolf Ruysbruk, machen Sie eine romantische Landpartie, und mir, Ihrem Bräutigam, mißgönnen Sie einen Spaziergang." Dann kehrt er mit ihr um und bemerkt nur: „Schon wieder ist Ihre Hand aus meinem Arm gerutscht, das ist das neunte Mal während unsrer Promenade. Haben Sie die Güte, die Hand an Ort und Stelle zu legen."

Kurz vor dem Schloß, schon auf der Treppe des

Perrons, seufzt Zino: „Ich wollte doch Wolf Ruysbruk ähnlich sein!"

„Warum?" Sie bleibt hastig stehen.

„Weil er Ihnen so gut gefällt."

„Mir?" ruft sie ganz erregt. „Dieser hochmütige, affektierte, eigensinnige Dandy? Er ist mir unausstehlich." Dabei wirft sie den Kopf so heftig zurück, daß ihr der Hut herabfällt. Eine leichte Rauchwolke schwebt ihr entgegen, in die Tür ist Wolf Ruysbruk getreten, der sich nach ihrem Hut bückt, um ihr ihn zu reichen.

Ein diabolisches Licht blitzt in Capitos Augen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Wolfs Grübeleien

Dita und Capito sitzen in dem blauen Salon an der Westseite des Schlosses, dem Salon, der an die Terrasse stößt, wo man sich am öftesten aufhält.

Capito schreibt den bewußten Brief an seine Mutter. Von Zeit zu Zeit sieht er sich nach Dita um, die sich mit ihrer Handarbeit beschäftigt, und fragt sie nach der Rechtschreibung eines Wortes, über das er im Zweifel zu sein vorgibt.

Sie antwortet ihm mit gemessenem Ernst und fragt schließlich: „Haben Sie vielleicht die Absicht, meine orthographischen Kenntnisse zu prüfen?"

Er lacht. „Nein, Dita, ich bin fest überzeugt davon, daß Sie, wie ein gewisser ‚fader, hochmütiger Dandy', keines orthographischen Fehlers fähig sind. Wenn ich etwas an Ihnen auszusetzen hätte, so wäre es, daß Sie um eine Kleinigkeit zu orthographisch sind! Wie Sie dort sitzen, das Bild einer Braut, die ihre Pflicht tut! Es ist doch demütigend, eine Braut, die schon an ihre Pflicht denken muß."

Zino hat seinen Brief im Stich gelassen, um vor Dita niederzuknieen und ihre beiden Hände zu küssen. Ditas Gleichgültigkeit kommt ihm unvergleichlich pikant vor, hauptsächlich weil er nicht einen Augenblick glaubt, daß diese Gleichgültigkeit dauern könnte. Und hat er nicht recht? Wie sollte sie auf die Länge der Zeit widerstehen, einen jungen Mann zu lieben, der so schön und begabt, sich so viel Mühe nimmt, ihr zu gefallen, wie Capito. Er gewinnt stündlich Terrain — ja, vielleicht würde sie ihn jetzt schon lieben, wäre nicht ihr ganzes Herz damit beschäftigt, den blonden Dandy zu hassen.

Indessen sitzt der blonde Dandy in einem steifbeinigen, hochlehnigen Stuhl im Vestibül mit gerunzelter Stirn und ausgegangener Virginia. Er ist seit gestern ein andrer Mensch geworden. Er hat Dita verloren und Boris so tief verletzt, als es ihm überhaupt möglich war. Diesen beiden verstimmenden Tatsachen hat er freilich das triumphierende Bewußtsein entgegenzusetzen, seine Pflichten in jedem Punkt erfüllt und nicht an dem Bollwerk der Gesellschaft ge-

rüttelt zu haben. Auch hat er der Ausführung seines Lebensplanes jedes Hindernis aus dem Wege geräumt.

Merkwürdig, wie wenig Trost ihm das bietet! Er fragt sich: Ist das Bollwerk der Gesellschaft nicht schon gefallen?

Er hatte so schöne, robuste Überzeugungen, aber über Nacht sind sie alle krank geworden — der Zweifel hat sie vergiftet.

Mein Gott! Die Bastille ist längst erstürmt! Was ist die Aristokratie heutzutage?... Eine hübsche, vornehme, historische Merkwürdigkeit, die sich vor dem stürmischen Andrang moderner Emporkömmlinge auf die Insel der ewigen Exklusivität geflüchtet hat, wo sie sich hauptsächlich damit beschäftigt, die Insel mit einer aus den schönsten Vorurteilen zusammengefügten chinesischen Mauer zu befestigen!

Schon seit Wolf denken kann, ist die Insel immer winziger und winziger, die chinesische Mauer dagegen freilich immer höher geworden.

Wolf ist durchaus nicht beschränkt, nur sehr eigensinnig. Er hat längere Zeit in England gelebt und dort, außer schönem, noblem Englisch und den vornehmsten Gleichgültigkeitsaffektationen auch noch einiges andre gelernt.

Immer ungeduldiger fragt er sich: War's denn der Mühe wert, sich diese nagende Eifersucht, dieses endlose Sehnen in die Brust zu pflanzen?

Mucius Scävola, mit der Überzeugung, Rom durch seinen verwegenen Heroismus gerettet zu haben, war

selbst im Wundfieber eine beneidenswerte Persönlichkeit.

Aber einem Mucius Scävola, dem man bewiesen hätte, daß Rom längst vor seinem mißlungenen Attentat und seiner freiwilligen Amputation — gefallen sei, dem hätte gewiß der Anblick seines versengten Handstummels ein mäßiges Vergnügen verschafft!

Mit kranken Überzeugungen und krankem Herzen kommt heute Wolf das Leben wüst vor. Die schöne Blume, die ihm so innig entgegengeblüht, ist für ihn verloren. Er fragt sich heute beständig: „Was soll ich tun?" — obzwar nicht der geringste Grund zu einer besonderen Tätigkeit vorhanden ist. Die Frage ist immer das Resultat einer großen Verstimmung. Glückliche Leute stellen sie nie, für die bleibt das Leben stehen. Unglückliche fragen immer, was sie tun sollen. Dieses Tätigkeitsbedürfnis ist nichts, als der verzeihliche Wunsch, eine unangenehme Lage mit einer angenehmen zu vertauschen.

Hm! Er kann Nini, Mintscha oder Isa Auerstein heiraten. Er erinnert sich plötzlich einer Bemerkung seines Bruders bezüglich des Auersteinschen Heiratsprojekts: „Sieh da! Du willst noch eine blonde Frau nehmen, Wolf? Wird das eine perfektionierte Blondheit werden! Den Kindern mag ich nicht zu Gevatter stehen!"

Der Gedanke an Boris schmerzt Wolf tief. Er weiß in diesem Moment kaum, was ihm schmerzlicher ist — Dita verloren oder Boris verletzt zu haben.

Boris hat von jeher unabläſſig und unbarmherzig über Wolfs kleine Stutzereien geſpöttelt. Das war ſeine Art, ihn zu erziehen. Aber er hat ihn zugleich geſtützt und beſchützt, gepflegt und gehätſchelt faſt wie eine Mutter. Wolf war kein kräftiges Kind, man hatte früher, vielleicht nur ſeines unwahrſcheinlich ſchönen Teints wegen, eine Bruſtkrankheit für ihn gefürchtet. Als Wolf kurz nach ſeiner Mutter Tod am Typhus erkrankte, kam Boris acht Wochen lang nicht aus den Kleidern, reichte ihm nicht nur jeden Tropfen Arznei ſelbſt, ſondern räumte immer eigenhändig das Krankenzimmer auf, weil Wolf keine Dienſtperſon um ſich vertrug.

Alle dieſe Kleinigkeiten und viele andre, die in der Wiederholung noch läppiſcher erſcheinen würden, fallen Wolf ein. Er hört Boris noch „B'hüt Gott!" ſagen, wie Boris Wien verläßt, um in London ſeine Diplomatenlaufbahn zu beginnen.

Sie ſchrieben einander nicht oft, höchſtens alle Vierteljahr, und ſehr kurz, aber wie herzlich!

Von London war Boris nach Petersburg verſetzt worden. Plötzlich teilte er ſeiner Familie ſeine Verlobung mit der Prinzeſſin Opocinina mit. Sein Brief trug den Stempel einer glühenden Leidenſchaft, eines ſchwindelnden Glücks. Die Hochzeit folgte bald. Von ſeinen Geſchwiſtern war niemand zugegen. Wolf konnte Cécile nicht verlaſſen, deren Mann damals im Sterben lag.

Da plötzlich hörten ſie durch Fremde, nicht durch

Boris, er habe sich acht Tage nach der Trauung von seiner Frau getrennt — getrennt von der reizenden Iwa Opocinina, der schönsten Frau in Rußland! Eine sehr hohe Persönlichkeit war im Spiel, die ganze Gesellschaft hatte es gewußt, aber niemand den Mut gefunden, Boris zu warnen.

Die, die ihn kannten, wußten, daß er betrogen worden war, die ihn nicht kannten, glaubten, er habe aus freien Stücken dem hohen Herrn eine Gefälligkeit erwiesen. Man wunderte sich nur, daß diese Gefälligkeit zu leisten ein Ausländer übernommen hatte.

Boris erfuhr durch den Zufall, was ihm der Zufall verborgen, und dann ...!

Er sprach nie mit jemand von der Sache. Cécile und Wolf hörten die traurige, schändliche Geschichte, sie hörten, daß Boris seinen Posten niedergelegt hatte, von Fremden. Er ließ nichts von sich hören.

Sie erwarteten ihn, aber er kam nicht. Man gleitet nicht gern von dem Gipfel der Seligkeit in den Schoß des Mitleids hinab, und wär's das zarteste Mitleid der Welt. Man schämt sich, sein Glück verloren zu haben, wie man sich schämt, plötzlich arm geworden zu sein!

Sie schrieben ihm, ohne seinen Aufenthaltsort genau zu kennen, und baten ihn, in die Heimat zurückzukehren und sie es wenigstens wissen zu lassen, falls er krank werden würde in der Fremde. Er erhielt den Brief und antwortete nur: „Ich dank' Euch. Ich bin gesund. Sobald ich kann, komme ich!"

Mehr nichts.

Dann wußten sie lange nicht, wo er sei. Er fuhr von Kairo nach Algier, von Algier nach Smyrna, und irrte im Zickzack auf der Landkarte herum, um seinen Schmerz müde zu reisen. Sie hatten Angst um ihn. Da kam ein Telegramm an Wolf: „Bist Du noch in Wien? Antworte: Paris Hotel Chatham."

Zwei Tage nachher fand Wolf Boris in seiner Wohnung. Es war Abend, Ende Mai. Wolf hatte soeben einen sehr großen Triumph gefeiert, er hatte ein Rennen gewonnen, und seine blonde Persönlichkeit war von der pikantesten, brünettesten, grisettenhaftesten Schönheit Wiens aufs Entschiedenste ausgezeichnet worden. Er war so vergnügt, als es nur überhaupt ein zwanzigjähriger Dragoneroffizier sein kann, aber zartfühlend steckte er beim Anblick des Bruders seine Freuden in die Tasche und verzog seine fröhliche Miene zu einem langen Beileidsgesicht. Er hatte Boris sehr lieb, aber er war plötzlich verlegen mit ihm. Boris war ihm fremd geworden, er fürchtete sich vor ihm, und dann kannte er den Schmerz nur aus Romanen. Infolgedessen erwartete er einem verbitterten, misanthropischen Skeptiker zu begegnen.

Statt dessen sah er einen blassen Menschen, der ihn herzlich bei beiden Achseln packte und ihn neckend an seinem schönen neuen Schnurrbart zog. Boris hatte schon von dem Rennen in der Zeitung gelesen und von Wolfs Eroberung gehört. Er lenkte sogleich das Gespräch darauf. Wolf ging erst zögernd auf seines Bruders teilnehmende Fragen ein, doch kam er bald

ins Feuer, wurde gesprächig, erzählte von seinen kleinen Triumphen mit jener naiven, befangen zurückhaltenden Aufgeblasenheit, die so selten ein älterer Mensch hartherzig genug ist, einem jüngeren zu verübeln.

Boris interessierte sich für alles, fragte nach jedem Hindernis, sogar nach der Toilette der Schönen. Es war etwas Rührendes, zu sehen, wie der große Schmerz schwieg, um der kleinen Freude zuzuhören. Wolf täuschte sich bald in den Wahn hinein, daß Boris sich merkwürdig erholt und getröstet habe. Etwas blaß war er freilich und abgemagert, sah im ganzen wie von einer schweren Krankheit genesen aus, seine Stimme war weicher, und sein Lachen hatte sich verändert. Er lachte vielleicht etwas öfter als früher. Dann hatte er manchmal unstete, hastige Bewegungen, spielte mit herumliegenden Gegenständen, oder stand plötzlich auf, um ein paarmal durchs Zimmer zu gehen. Das jedoch waren Kleinigkeiten, die Wolf erst den nächsten Tag zum Bewußtsein kamen.

Die Brüder hatten sich schon zur Nachtruhe getrennt, da stürzte Wolf noch in das Zimmer des Älteren. „Du, Ris, wenn du morgen mit mir in die Au... reiten..."

Boris hörte ihn gar nicht, er stand da, die Hand auf einen Tisch gestützt, matt, abgespannt, mit einem kurzen, trostlosen Blick in den Augen — dem schrecklichen Blick, der gar nichts mehr sucht: von allem wegsieht.

Wolf erschrak, er erschrak dermaßen, daß ihm seine Uhr, die er aufzuziehen im Begriff stand, aus der Hand fiel. Die Tränen traten ihm in die Augen. „Verzeih, Ris!“ murmelte er und warf sich Boris in die Arme. Boris packte ihn fest. „Es ist doch gut, wenn man einen Bruder hat — gute Nacht!“ sagte er. Dann schob er ihn aus dem Zimmer, mit einem Lächeln.

Wolf fing an zu ahnen, daß es das Lächeln war, hinter dem sich ein edler Schmerz vor der Neugier der Menschen birgt. — — —

An das alles denkt Wolf, wie er auf jenem hochbeinigen, steiflehnigen Stuhl sitzt, und denkt auch daran, daß er Boris beleidigt und, was viel ärger, ihn verletzt hat. Wenn irgend jemand sich gegen Boris benommen hätte, wie er gestern, Wolf hätte ihn in Stücke zerrissen. Er erinnert sich der Worte Céciles: „Boris sei noch immer so wund, man wisse nie, ob man ihm nicht weh tue!“

Und heute hätte er können an Capitos Stelle sein! Sein heroisches Opfer ist jetzt in seinen eigenen Augen zu einer moralischen Feigheit zusammengeschrumpft, zu der Angst, eine nicht hoffähige Frau zu haben.

Was liegt ihm daran, ob seine Frau bei offiziellen Gelegenheiten eine Rolle spielen darf oder nicht! Heiratet er denn, um mit seiner schönen Frau gleichgültigen Bekannten die Salons zu möblieren? Nein! Er vor allem nicht! Wenn er sich zu diesem ernsten Schritte entschließt, so tut er's in der ehrlichen Absicht,

seine Frau glücklich zu machen, und der Hoffnung, von ihr glücklich gemacht zu werden. Er kann sich plötzlich, wie alle Verliebten, denen das Schicksal den Gegenstand ihrer Liebe entzogen hat, keines Mädchens entsinnen, das den Vergleich mit Dita aushielte. Sie ist vollkommen! — Heute fallen ihm sonderbarerweise hundert stichhaltige Erklärungen für ihre geheimnisvollen Landstreicherbekanntschaften ein.

Boris hat gesagt, es sei noch nicht zu spät! Vielleicht hätte Boris die Sache noch ins Geleis bringen können, ihm zuliebe hätte Zino vielleicht ein Opfer gebracht, Wolf allein kann nichts ausrichten. Und dann haßt Dita ihn ja heute. Der hochmütige, affektierte Dandy ist viel zu verliebt, um über diesen Haß zu lachen.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Das Fermoir

„Wollen wir nicht ein wenig promenieren?“ Mit diesen Worten und einem leichten Klaps auf die Schulter, den sie ihm mittels ihres Schattenspenders gibt, weckt die Goldmann ihren in düstere Träume versunkenen Verehrer.

Wolf, der noch immer auf seinem hochbeinigen Stuhl in der Halle sitzt, fährt zusammen; aus einem Märchenland, in dem er mit Dita gelustwandelt hat,

in die Wirklichkeit zurück, wo ihn eine majestätische, blonde Frau in einem blaßlila Musselinkleid liebevoll mit sehr weißen Zähnen, aber ohne ein einziges Grübchen, anlächelt.

So verdrießlich ist er, daß er ihr zuerst gar nicht antwortet, sie nur aus halbgeschlossenen Augen anblinzelt, wobei er sich schaudernd fragt, wie ihm diese Frau je gefallen konnte. Er vergleicht sie im Geiste mit einer steifen, weißen Kamelie.

„Wollen Sie nicht ein wenig promenieren?" wiederholt sie ein zweites Mal.

„Finden Sie's nicht zu heiß?" erwidert er.

„Ja, Sie können recht haben — im Grunde ist's delizios hier," sagt sie, sich unweit Wolfs auf einen Feldsessel niedersetzend und drapiert mittels ihres Sonnenschirmes die Falten ihres Kleides auf der japanischen Matte, die den Boden bedeckt. „Delizios — aber entledigen Sie sich doch Ihrer Virginia!" fährt sie fort.

Wolf steht auf, um seine Virginia zur Tür hinauszuwerfen. Es ist nichts Verbindliches in seiner Haltung er vollzieht einen Befehl, das ist alles. Zurückkehrend setzt er sich nicht nieder, sondern bleibt, beide Hände in den Taschen seines Jacketts, an einen Tisch gelehnt, der Baronin gegenüber stehen.

„Raten Sie, was ich heute für eine romantische Neuigkeit hörte?" lispelt diese, mit ihren schönen weißen Händen an ihrer Frisur herumzupfend. Nie hat sich die Baronin zu der kleidsamen Unsitte herab-

gelassen, die Vorderhaare gekräuselt in die Stirne fallen zu lassen, in marmorn faltenlosem Dreieck leuchtet ihre Stirn zwischen ihren gelben Haarscheiteln.

„Nun, was haben Sie gehört?" fragt er.

„Raten Sie?"

„Ach, meine Fähigkeiten versagen bei dieser Hitze den Dienst," murmelt er mit unausstehlich gedehnter Stimme. Das Gespräch, von dem er ahnt, welche Richtung es nehmen wird, verdrießt ihn. Er sieht jetzt beinah so elegant ungezogen aus wie Capito.

„Nun denn, ich will Mitleid mit Ihnen haben. Es geht die Rede, Capito habe sich mit dieser kleinen Kroatin verlobt!" Sie tritt an ihn heran und fächelt ihn liebevoll mit einem Pfauenwedel, den sie von der Wand nimmt.

„Hm! Und das hat Ihnen auch Ihre Kammerjungfer erzählt?" erwidert Wolf schneidend.

Der Pfauenwedel sinkt an der lila Musselindraperie der Goldmann nieder. „Ein Zufall!" murmelt sie.

„Hm! Ich fange an, Respekt vor Kammerjungfernneuigkeiten zu bekommen, denn Ditas Verlobung ist eine Tatsache."

„Und sie ist auf den Scherz eingegangen?" ruft die Goldmann geziert lachend. „Ich hielt sie wirklich für zu klug, — Cécile sollte sie warnen."

„Ich verstehe nicht, was Sie sagen wollen," spricht Wolf, sie scharf fixierend.

„Ah ... ha ... ha!" lacht sie weiter. „Diese ganze Verlobung ist ja doch nur eine Farce, eine exzentrische

Laune Capitos. Sie meinen doch nicht wirklich, daß dies weitere Folgen ... daß ... nun, mit einem Wort, daß Capito diese Person wirklich heiraten wird?"

„Verzeihen Sie, Baronin!" Wolf zieht die Brauen in die Stirn. „Ich verstehe Sie nicht."

„Sie grüner Mensch! — Capito verlobt sich doch gewiß nur, um sich dieser Kroatin, die ihm ein momentanes Interesse einflößt, ungezwungen nähern zu können."

Da aber blitzen Wolfs Augen zornig auf: „Capito ist durch sein Wort gebunden. Wir haben nicht die Gewohnheit, dasselbe zu brechen. Unser ererbtes Vermögen verschleudern wir oft erbärmlich, aber die Erbschaft von Ehre, die uns Generationen hinterlassen haben, die verwalten wir, Gott sei Dank, fast immer gewissenhaft genug! Ob ich besonders grün bin oder nicht, weiß ich nicht," ruft er hitzig, „ich hoffe übrigens, daß ich, was einiges anbelangt, immer, wie Sie's nennen, ‚grün' bleiben und nicht, um meine Illusionslosigkeit zu beweisen, meine Umgebung bei ernsten Anlässen der unmöglichsten Gemeinheiten zeihen werde!"

Wolf fühlt eine große Beredsamkeit in sich, aber er unterbricht sich plötzlich. Ihm ist's, als müsse eine magere, heiße Hand auf seine Schulter niedersinken, als müsse Boris neben ihm „Bravo rechts!" ausrufen. Aber nein! Boris ist fort, neben ihm steht eine blonde Frau und sagt mit Würde: „Wolfgang! Sie vergessen sich!"

„In der Tat," sagt er etwas verwirrt, „ich wußte nicht mehr, daß ich mit einer Dame sprach."

„Nicht nur mit einer Dame, sondern ... mit Ihrer Marie!" Sie hebt die großen schönen Augen flehend zu den seinen und stützt die gefalteten Hände auf seine Achsel. Es ist etwas so entschieden Bräutliches in ihrer Haltung, daß Wolf erschrickt. Nein! so weit geht seine Dankbarkeit nicht! Er fühlt sich wie versteinert vor ärgerlicher Verlegenheit. Wenn sie jemand von der Dienerschaft hier träfe — in dieser reizenden Stellung, die sich ein zärtliches, junges Ehepaar ausgesucht haben könnte, um sie im Kabinettformat verewigen zu lassen. Sein böses Gewissen zaubert nicht existierende Schritte in die lautlose Stille hinein. Schließlich ruft er, die Hände seiner Geliebten erst küssend, dann hastig wegschiebend: „Ich mag grün sein, Marie, aber so rührend, so ... so naiv wie Sie bin ich nicht. Wir Männer müssen freilich immer vorsichtig sein für zwei!"

„Ach ja, wo mein Herz im Spiel ist, vergesse ich alles," seufzt die Goldmann und drückt ihr feines Taschentuch an die Augen — „das war mein Unglück!"

„Ihr Unglück?" wiederholt Wolf vorwurfsvoll. Er weiß seine Rolle so gut auswendig, wie ein Schauspieler, der zweihundertmal nacheinander in demselben Stück aufgetreten ist.

„O nein! nein!" ruft sie enthusiastisch. Er sucht nach irgendeiner gleichgültig liebenswürdigen Redensart, die das Gespräch mit Anstand auf neutralen Boden

lenken könnte. „Werden Sie heute ein weißes Kleid anziehen?“ fragt er. „Weiß steht Ihnen so sehr gut.“

„Finden Sie? — Gut, ich werde weiß erscheinen. Nicht wahr, Sie werden mir dazu ein paar Rosen spenden,“ lispelt sie. „Mein Trauerjahr ist heute vorüber.“

Armer Wolf!

Da treten Zino und Dita in das Vestibül, gehen quer durch in den Park — Dita, ohne das blonde Paar anzusehen, Capito mit unverhohlen ironischem Lächeln.

„Ich hoffe nur, daß es Ihrem Freund nicht zu schwer fallen wird, sein Wort zu halten,“ sagt die Baronin mit Gefühl und weckt Wolf damit aus seiner Träumerei. Er heftet seinen Blick, der dem jungen Mädchen mit seinen Gedanken in den Park gefolgt ist, von neuem auf die blonde Frau.

„Warum sollte es ihm denn schwer werden?“ ruft er, alle Rücksichten vergessend, mit furchtbarer Bitterkeit.

„Sie sprechen in einem Ton von Fräulein Nikoltschjani ... verteidigen sie mit einer Hitze ...“

Wolf schweigt. Den Vorwurf hat ihm Boris nicht gemacht.

„Beneiden Sie Capito vielleicht?“ neckt sie ihn mit genialer Taktlosigkeit.

„Baronin!“ ruft er aus.

„Beruhigen Sie sich, Wolf, es war nur ein Scherz, ein sehr schlechter Scherz. Nein, ich bin nicht eifersüchtig auf diese ..., ich weiß sehr gut, daß Sie ihr

nur aus Mitleid einige Aufmerksamkeit gezeigt haben; wahrhaftig, ich lasse mich nicht herab, auf diese Komödiantin eifersüchtig zu sein. Sie haben mich vorhin mißverstanden. Natürlich weiß ich, daß ein Ehrenmann nicht mit den Gefühlen einer unbescholtenen Frau spielt."

O Wolf! Gehe in dich und schaudere!

„Aber einer Person gegenüber, deren Ruf in aller Leute Mund ist, braucht selbst ein junger Mann, der weniger Taugenichts wäre als Capito, keine Rücksichten zu nehmen.... Ich bereue nur, daß diese gute Cécile das Mädchen so lange hier geduldet hat — um Boris zu zerstreuen vielleicht?... Nicht?... Sie war recht amüsant..., man konnte sich mit ihr unterhalten wie mit einer Schauspielerin."

Wolf zittert vor Wut! Hat er je dieses Kauderwelsch ertragen können? Hat er Ähnliches vielleicht selber gesprochen? Jetzt ist er darüber empört. „Ich hoffe, Sie wollen die Verleumdungen gegen Fräulein Dita Nikoltschjani nicht noch einmal aufwärmen. Ich könnte Ihnen in diesem Falle nichts andres antworten als Zino!"

„Ich habe für meine Verleumdungen Belege! Wissen Sie, daß seit gestern Céciles Saphirfermoir, das sie in der Schmuckschale auf ihrer Toilette hatte liegen lassen, verschwunden ist?" ruft die Goldmann mit häßlichem Triumph.

„Und was kann das mit Fräulein Nikoltschjani zu tun haben?" Wolf kocht vor schwer bemeistertem Zorn.

„Mir fällt ja nicht ein, daß Mademoiselle gerade ... aber jedenfalls hängt das Abhandenkommen des Fermoirs mit dem mysteriösen Besuch zusammen, den die junge Dame gestern empfangen hat."

Wolf hat sich heftig von ihr abgewendet. „Ihre Idee ist geradezu unsinnig!" ruft er, ohne den geringsten Versuch, höflich zu sein.

„Es kommt auf die Probe an. Fräulein Nikoltschjani hat sich mit ihrem rätselhaften Freund für heute nacht ein Rendezvous in dem Schuppen neben der Sägemühle hinter dem Park gegeben ... So! Ob ich die Wahrheit gesagt habe, können Sie heute selbst erfahren. Nun, verteidigen Sie doch Ihren holden Schützling!"

Wolf sieht düster vor sich hin. Zweimal schreitet er mit großen Schritten das Vestibül auf und ab.

Nein, die Goldmann hat nichts ausgerichtet gegen Dita — gar nichts, denn, wie er schließlich mit blitzenden Augen vor der Baronin stehen bleibt, da ruft er: „Die ganze Sache ist mir ein Rätsel! Das eine nur weiß ich bestimmt, Dita Nikoltschjani hätte nie und nimmer die Werbung eines ehrlichen Mannes angenommen, wenn ihr Gewissen von einem unlauteren Geheimnis beschwert gewesen wäre."

Die Goldmann zuckt zusammen, sieht Wolf erschrocken, fragend, zweifelnd an und entfernt sich dann ohne ein weiteres Wort.

Neunundzwanzigstes Kapitel
Eine Seelenmesse

„Er ist tot!"

Das kurze und bündige Schreckenstelegramm hat der Oberst Alimpitsch erhalten, einige Tage vor Ditas Verlobung, und zu seinem Staunen hat ihn die Nachricht sehr unangenehm berührt.

„Tot! Sonderbar, es macht mir doch einen Eindruck, daß diese Ursache meiner verfehlten Existenz stirbt! Er hatte ein Recht zu sterben, war Methusalem genug! Aber ungefällig von ihm, gerade jetzt zu sterben, wo sein Leben anfing, Interesse für jemand zu gewinnen. Tot! Unangenehmes Gefühl!"

Nach diesem Monolog hatte der Oberst Chinin genommen, dann von seinem Bedienten Wäsche und drei Pfund Tabak in einen Handkoffer schnallen lassen. Damit ist er nach Wien, um dem Begräbnis beizuwohnen.

Gestern ist er samt Gattin nach Ilmenstein zurückgekehrt.

Heute soll im Schloß eine Trauermesse gelesen werden. Die Schloßkapelle ist auf das Pomphafteste ausgeschmückt worden, wie der angehende Diplomat sich mit entsetztem, praktischem Sinn ausdrückt — ein halbes Glashaus von Blumen und ein halber Wachszieherladen von Kerzen prangen darin.

Die Schloßfrau steht in Schwarz gehüllt, ihr großes Gebetbuch in den Händen, des Priesters harrend, auf der Terrasse.

Der Oberst geht in seiner verschossenen, wetterblauen Uniform mit großen Schritten auf und ab, trifft von Zeit zu Zeit murmelnd eine Bestimmung darüber, was geschehen soll, wenn er stirbt.

„Nur keine Faxen ... keine Faxen ...!"

Da tritt der Bediente zu ihm und bittet um weißen Wein für die heilige Messe.

„Nehmen Sie den Krainer," sagt Lis.

„'s ist keiner zu Haus, is ausgegangen."

„Ausgegangen? Der tägliche Tischwein? Das ist empörend!" entsetzt sich Lis.

„Der Herr Oberst und die Damen trinken ihn nie ...," entschuldigt sich demütig der Bediente.

„Ist dem Herrn Oberst und den Damen nicht übel zu nehmen," murmelt, des fürchterlichen Landweins eingedenk, Alimpitsch in sich hinein.

„Borgen Sie sich eine Flasche von Iwantschitsch aus," sagt ungeduldig die Oberstin.

Der Bediente verschwindet, kehrt aber bald mit der traurigen Botschaft zurück: der Herr Iwantschitsch habe nur Rotwein!

„Machen Sie eine Flasche Rauentaler auf!" befiehlt der Oberst, dem Bedienten seine Weinkellerschlüssel reichend.

„Was dir einfällt! Rauentaler?!" ruft die Oberstin.

„Du meinst, der Pfarrer wird's übelnehmen?" erwidert der Oberst grinsend.

„Nein, diese Art, von heiligen Dingen zu sprechen," schluchzt die Oberstin.

Der Diener steht unschlüssig, die Schlüssel in der Hand. Fernes Wagenrollen kündigt das Nahen des Priesters, der Oberst geht ihm entgegen — die Oberstin haucht mit furchtbarer Resignation: „Rauentaler!"

Sind es die Unzartheiten ihres Gatten, ist es die geopferte Flasche Rauentaler — die Oberstin zeigt sich diesen Morgen vor, nach und während der Messe im höchsten Grade aufgeregt.

Jetzt ist es Nachmittag. Der Oberst hat sich zu Mina geflüchtet. Diese sitzt, den Fuß in einem Steigbügel von Bindfaden, an dem Fenster ihres Zimmers und näht an einer Nachthaube, während Hedwig, zu einer Art Kugel zusammengerollt, in einer Diwanecke liegt und träge eine Zigarette um die andre raucht.

„Heirate nicht, Mina, um Gottes willen, heirate nicht!" stöhnt er mit Gefühl.

Fräulein Mina aber schlägt die Augen nieder und errötet. Hat Thalhausen vielleicht doch neues Terrain — Minas Jugendliebe ihren alten Nimbus wieder gewonnen? Nein? Freundin Rosa hat auch nie mehr von Thalhausen ein Sterbenswörtchen geschrieben, vielleicht, weil Rosa sich geschworen, die Partie allen Hindernissen zum Trotz dennoch zustande zu bringen. Von Thalhausens Kindern, den drei armen, verwaisten Würmern, hat sie ihr geschrieben, — deren Gouver-

nanten immer der unmöglichsten Verbrechen halber weggegeben werden müssen. Die letzte hat ein Rendezvous mit einem Wachtmeister gehabt! Eine Photographie der Waisen nach der andern hat Freundin Rosa Fräulein von Berndt geschickt, ja schließlich ist sie persönlich nach Ilmenstein gekommen und hat das jüngste Waislein mitgebracht. Es heißt Minni und ist ein kleines hilfloses vierjähriges Geschöpfchen mit großen blauen Augen und Grübchen unter dem Mundwinkel. Es sieht vernachlässigt und verschüchtert aus und blaß, als ob es Landluft nötig hätte, und es hat so weiche, liebkosende Händchen und eine gar neckische Art, sein Köpfchen gegen Minas Schulter zu lehnen, wenn sie es auf den Schoß nimmt. Sie bittet sich von Alimpitsch die Erlaubnis aus, das Kind ein paar Tage in Ilmenstein behalten zu dürfen.

Sie verhätschelt's und pflegt's, bürstet ihm die matten blonden Härchen, bis sie wie Gold glänzen, und näht ihm frische rosa und weiße, kokett kurze Sommerkleidchen, anstatt der abscheulichen, langen Kutten, die irgend eine Winkelschneiderin ihm aus altväterischen Gewändern seiner verstorbenen Mutter verfertigt hat. Und jetzt hört sie das Kind im Garten unten lachen, während der Oberst oben mit ihr spricht und ihr zuächzt: „Um Gottes willen, Mina, heirate nicht!"

Und sie wird rot, weil sie sich denkt: „Arme kleine Minni, vielleicht überlege ich mir's doch!"

Da hört man lautes Pferdegetrappel, der Oberst

sieht aus dem Fenster. „Dita und Capito!“ ruft er erstaunt.

Hedwig schnellt empor, überzeugt sich erst von der Wahrheit dieser Worte und tritt dann an einen Spiegel, um ihr zerzaustes Haar zu ordnen.

Indessen hat Capito Dita behutsam vom Pferde gehoben und ist mit ihr in das Innere des Schlosses verschwunden, wo ihnen der Oberst auf der Treppe entgegenkommt.

„Tschao!“ ruft Zino, ihm die Hand entgegenstreckend, mit seinem einnehmenden Wesen.

„Wie geht's? Ahnest du, in welcher Eigenschaft ich herübergekommen bin?“ — Zino weiß nicht genau, ob er je früher in näheren Beziehungen zu Alimpitsch stand. Alimpitsch ist für ihn eine von den zweitausend Uniformen, mit denen er „per du“ ist, ohne ihren Namen genau zu kennen.

„In welcher Eigenschaft? — Na —“

„Rat'!... Als Ditas Bräutigam!“

„So, so! Was ist denn in dich hineingefahren, du hattest ja nie das geringste Talent zum Heiraten.“

„Fasl' nicht und wünsch' mir Glück!“ spricht Capito, ernster als sein Brauch.

„Von ganzem Herzen! — Unter uns gesagt, du bist eine blendende Partie, aber sie ist ein Mordsmädl!“ Und Dita beim Kinn nehmend, küßt der Oberst ihre Stirn und murmelt: „Schau, daß du seine glänzenden Eigenschaften zur Geltung bringst. — Er ist eigentlich ein Prachtkerl, aber er versteckt's manchmal!“

„Du findest mich ihrer nicht würdig?" meint Capito mit der lächelnden, herausfordernden Bescheidenheit eines sehr selbstbewußten Menschen. „Hast recht, aber was nicht ist, kann werden, hoff' ich."

Indem tritt zwischen die Portiere in einem weißen Kleid, die prachtvollen Schultern nur vom durchsichtigsten Musselin verhüllt, die blonden Haare bis über den Gürtel herabhängend, Hedwig Albano. Zinos unstete Augen streifen erst nachlässig an ihr vorüber, richten sich dann starr auf sie.

„Ist Mina in ihrem Zimmer?" fragt die eifersuchtsloseste aller Bräute.

„In ihrem Zimmer! Sie kommt gleich."

„O! Ich will sie aufsuchen. . . ." Damit huscht Dita fort.

„Mina, wieviel ist von unserm Reisegeld noch übrig?"

Dies sind die Worte, mit denen die Braut des Fürsten Capito ihre Verwandte begrüßt.

Dreißigstes Kapitel

Ditas Stelldichein

Eine dumpfe erstickende Atmosphäre neigt die Zweige der Büsche matt erdenwärts und durchschwebt die Räume von Schloß Aldringen. Die Vorhänge bewegen sich leise, und es raschelt in ihnen, als hätten

sich Gespenster darin versteckt. Die Blumen in den Vasen haben braune Ränder und sehen so sterbensmüde aus, als wären sie auf einem Ball zu Tode getanzt worden. Die durchsichtigen Halbschatten eines Augustabends überschweben alle Gegenstände, verschleiern das Porträt der alten Gräfin Aldringen, das, von Winterhalter gemalt, wie eine schöne Wachspuppe in einem eleganten Wirrwarr von blonden Locken, Spitzen und Blumen, alles in den abgeschmacktesten Mauveschattierungen gehalten, aus seinem ovalen Rahmen von der Wand herabschmachtet.

Um sieben Uhr tritt in den von dem Winterhalterschen Meisterwerk geschmückten Salon Dita in einem schmelzbenähten schwarzen Kleid, Zinos Waldblumenbukett an der Brust.

Sie nimmt etwas aus ihrem Kleid — ein Kuvert, dessen Inhalt, aus Banknoten bestehend, sie erst mit großer Sorgfalt untersucht, worauf sie es wieder verbirgt. Sie fährt sich mit den Händen über die Schläfen, seufzt ungeduldig, setzt sich ans Klavier und fängt an leise vor sich hinzusingen: „Avete pure un pallido visino!“ Nach den ersten Takten schon bricht sie ab, und mit leidenschaftlichem Schluchzen versteckt sie das Gesicht in ihre Hände.

Da erhebt sich aus dem tiefsten Fauteuil, in dem düstersten Winkel des Zimmers, eine hohe Gestalt — Wolf, dessen Anwesenheit sie nicht geahnt hat.

Er macht erst Miene, leise aus dem Zimmer zu

schleichen, wendet sich dann aber plötzlich dem jungen Mädchen zu: „Fräulein Dita!"

Sie sieht auf.

„Verzeihen Sie mir ... ich mache den Eindruck eines sehr zudringlichen Menschen ... aber ... aber ...!"

Das, was er zu tun — die Frage, die er an sie zu richten im Begriffe steht, ist so ganz außer dem Bereiche des Hergebrachten, dem Wolf bis jetzt stets mit andächtiger Blindheit geopfert hat, daß er verwirrt innehält.

Dita hat sich stolz erhoben, eine Träne glänzt noch auf ihrer Wange, aber ihre Augen hat der Zorn getrocknet. „Sie wünschen?" fragt sie eisig ruhig.

„Mein Gott!" Er greift mit einer nervösen Bewegung an seinen Hemdkragen. „Ich habe Sie das Geld in Ihr Kleid verstecken, habe Sie in Tränen ausbrechen sehen u... u... da ich nach dem Vorangegangenen weiß, daß Sie sich in irgend einer sehr sehr großen Verlegenheit befinden, so ... so ...!"

„Sie beobachten mich wirklich mit einer rührenden Aufmerksamkeit," sagt Dita schneidend.

„Bin ich so tief in Ihren Augen gesunken, daß Sie mich einer müßigen Spionage fähig glauben? Mein Gott, was halten Sie denn von mir?"

„Ob ich sonst viel oder wenig von Ihnen gehalten habe, weiß ich nicht mehr," erwidert Dita gedämpft, „aber eins hatte ich Ihnen bis zu diesem Moment zugetraut: die vollendetste Lebensart. Deshalb staune ich darüber, daß Sie sich an die Angelegenheiten einer

Person herandrängen, auf deren Vertrauen Sie nicht den geringsten Anspruch erheben können!"

Das Blut ist ihm bei ihren Worten in die Wangen gestiegen, Feuer brennt in seinen Augen, ein Gemisch von Sehnsucht und Zorn umbebt seine Lippen. „Ich darf's Ihnen nicht übelnehmen, wenn Sie verächtlich von mir denken," ruft er, „Sie haben Grund genug dazu. Aber diesmal tun Sie mir unrecht. Sagen Sie, was Sie wollen, Sie befinden sich seit gestern in einer sehr großen Verlegenheit, Sie könnten sich aus unvorsichtiger Großmut zu einem Schritt hinreißen lassen, der für Sie die unangenehmsten Folgen haben dürfte. Und davor möchte ich Sie bewahren. Wäre Boris hier, hätte ich geschwiegen. So aber haben Sie niemand Gleichgültigen, an den Sie sich wenden können. Vergessen Sie, daß ich nur ‚ein unausstehlicher, affektierter Dandy' bin — und erlauben Sie mir, Ihnen zu helfen."

Sie steht regungslos da, die Arme an den Seiten ihres dunkeln Gewandes niederhängend. „Mir helfen, und wie?" Sie wirft den Kopf zurück.

„Ich will statt Ihnen diesem Landstreicher entgegengehen und ihm das Geld von Ihnen überbringen."

„Ah! Sie wissen schon, daß ich heute abend eine Zusammenkunft mit dem Landstreicher habe ... durch die Baronin Goldmann haben sie's erfahren."

Er senkt stumm den Kopf.

„Mit dem Landstreicher, der mir ‚du' sagt, und mich bittet, zu bedenken, was einst war!" wiederholt

sie mit schneidender Stimme. „Sie sehen, ich habe gestern alles gehört, ich konnte mir nicht helfen, habe mich bemerkbar genug gemacht ... aber sie waren alle so vertieft!" Sie will hastig an Wolf vorbei.

Da hält er sie zurück. „Dita!" flüstert er flehend. „In was für Beziehungen steht der Vagabund zu Ihnen?"

Und die Scham brennt ihr auf den Wangen, glühende Tränen der Entrüstung treten ihr in die Augen. „In was für Beziehungen sollte er zu mir stehen?"

Er sieht weg.

„Ah! Ich danke Ihnen, Graf Ruysbruk!"

„Nein, nein, ich hab' kein Mißtrauen. Sie tun mir unrecht — kein Mißtrauen, aber ..."

„Sie hätten sich die Mühe nehmen können, das gestern abend zu sagen, als man ein so schmähliches Licht auf mich zu werfen versuchte. Capito verteidigte mich — Sie schwiegen, und wahrlich, Sie sahen nicht aus, als ob Sie kein Mißtrauen gegen mich hegten!"

„Und wenn ich einen Moment an Ihnen verzweifelte, wissen Sie, wie mir zumute war dabei?" ruft er heftig.

„Ich weiß auch nicht, wie Zino zumute war, aber daß er an mich geglaubt hat, das weiß ich," erwidert sie zornig und unlogisch.

„Ja, er hat an Sie geglaubt, weil ihm die Sache viel gleichgültiger war, als mir!" Wolf ist außer sich, seine heisere Stimme bricht bei jedem Wort. „Ich ...

ich war nicht bei mir, wissen Sie denn nicht, daß einen nichts so schnell um die Besinnung bringt, als ein Zweifel an ... dem Mädchen, das man liebt! Begreifen Sie nun ..."

„Ich begreife, daß, wenn ... wenn es sich verhält, wie Sie nun sagen, Sie sich doppelt klein und doppelt feig gezeigt haben!" erwidert sie unbarmherzig.

Er zuckt zusammen und macht ihr eine tiefe Verbeugung. „Sie haben recht!" murmelt er.

Man hört nahende Schritte.

„Wollen Sie großmütig genug sein, zu schweigen, das ist der einzige Dienst, den Sie mir leisten können," erklärt sie mit Würde.

„Den Sie von mir annehmen wollen!"

Sie wendet sich von ihm ab. Capitos Strauß fällt ihr von der Brust. Wolf packt ihn und wirft ihn wütend in den Garten hinaus.

„Wollen Sie mir freundlichst den Strauß augenblicklich zurückbringen, Graf?" sagt Dita. „Sonst müßte ich mich selber darum bemühen, und es regnet."

Wolf gehorcht schweigend. Wie er zurückkommt, findet er Zino neben Dita, damit beschäftigt, eine kleine Veränderung an ihrer Frisur zu machen. Als Wolf ihr die Blumen reicht, ruft Zino lustig: „Hui! Wo kommt denn mein Strauß her? Mir scheint, Ruysbruk, du hattest meine Blumen zum Fenster hinausgeworfen."

Weder Wolf noch Dita antworten!

Es hat angefangen zu regnen, es fährt fort zu regnen, während des ganzen Diners regnet es. Von Zeit zu Zeit richten sich Ditas Augen ängstlich forschend auf die verhängten Fenster, gegen die man die Tropfen laut klatschen hört.

Dann folgen jedesmal Ruysbruks Augen ihrem Blick. Einmal sagt er halb vor sich hin, halb zu ihr: „Es wird nicht lange dauern, so heftige Gewitter hören gewöhnlich bald auf.“ Während der ganzen Mahlzeit ist es das einzige, was er spricht. Er ist steif, hölzern, leblos.

„Du bist heute ganz so ungemütlich wie Papa Hamlets Geist, nur bedeutend weniger gesprächig!“ ruft Zino. „Was hast du wieder?“

Ditas Augen sprühen verächtlich.

„Wie Ihre Augen nachgedunkelt haben seit gestern, Dita,“ sagt Zino.

„So — finden Sie?“

„Ja, ich finde. Es ist auch eines meiner Privilegien, Ihre Augen schön finden zu dürfen — die Augen, in die ich meine Seele hineintauchen möchte! Freilich hätte ich Angst, darin zu verbrennen.“

„Ach, Fürst, welch gezwungene Metapher!“

„Sie sind schrecklich vernünftig, sind eine entmutigende Braut,“ erklärt Zino. Dita lächelt ihm freundlich zu.

Und dann ist das Diner vorüber, und Zino hat sich auf Ditas Wunsch ans Klavier gesetzt und angefangen, seine tollen, entnervenden Weisen zu spielen, während

seine Braut ihm gegenübersteht, „wie eine griechische Statue im schwarzen Ballkleid und mit lebendigen Augen," sagt Zino.

Die Goldmann hat Wolf süß lächelnd gebeten, eine Partie Besigue mit ihr zu machen, aber er hat schroff genug abgelehnt. Er sitzt, die Hand am Knöchel, den Fuß am Knie, düster in einem Fauteuil und stöhnt nur von Zeit zu Zeit etwas Mißbilligendes über den „ruchlosen Spektakel", wie er Capitos Weisen benamst.

„Finden Sie auch, daß meine Musik ein ruchloser Spektakel ist?" fragt Capito seine Braut.

„Ich finde sie eine ruchlose Musik," sagt Dita, „sie tut mir weh, aber der Schmerz ist ein Genuß."

„Nun, einigen Leuten war's ein Genuß, sich rädern zu lassen," grollt Wolf.

Capito ist in sein Zimmer hinaufgelaufen, um ein ungarisches Lied für Dita zu suchen. Dita sieht nach der Uhr.

„Ein halb nach Zehn," sagt Wolf, die Augen scharf auf sie richtend.

Sie blickt nach dem Fenster. „Es hat endlich aufgehört zu regnen," bemerkt er.

Sie tritt auf die Terrasse. Der Himmel leuchtet blau zwischen großen, steingrauen Wolkenfetzen, der Mond ist groß und glänzend. Dita hält sich krampfhaft an die Balluſtrade der Terrasse, ihr ist recht unheimlich zumute. Ein langer Schatten fällt neben den ihren, sie blickt auf. Wolf steht stumm neben ihr.

Einen Moment stehen sie sich in feindlicher Neutra-

lität gegenüber, dann geht Dita an ihm vorbei und in den Salon zurück.

Zino hat das ungarische Lied gebracht. Dita buchstabiert es flüchtig durch, dann reicht sie ihrem Bräutigam beide Hände. „Es tut mir leid, unsern Abend abkürzen zu müssen, aber ich möchte heute noch an Wera Wenckendorf schreiben." So verschwindet sie.

Wolf, der sie von der Terrasse aus beobachtet hat, schleicht in den Park hinab, er horcht und horcht, dann fragt er sich, was er für ein Recht habe, sie zu belauschen ... er will umkehren ... Aber der Gedanke, sie allein zu wissen in einsamer Nacht mit diesem entlaufenen Verbrecher, treibt ihm alles Blut ins Herz.

Jetzt tritt zaudernd eine schwarze Figur aus einer der Nebentüren des Schlosses. Das ist sie! — Mit eiligen Schritten flieht sie aus dem Parke. Jetzt hat sie das niedrige Türchen aufgeschoben und ist hinausgetreten; einen Moment bleibt sie still, sie legt die Hände auf die Brust, schöpft tief Atem — sie setzt ihren Weg fort, schneller, immer schneller — biegt in einen kleinen vereinsamten Pfad ein, der sich zwischen dunkeln Kastanien hinzieht. Der Weg führt zu einer Art zusammengebrochenen Schuppens, was man in jenen Gegenden eine „Harfe" nennt und zum Trocknen des Getreides und Heues benutzt. Sie bleibt stehen und räuspert sich, sie tritt stark auf, dann sagt sie mit dem Ausdruck tiefsten Ekels: „Albert!"

Aus dem Schuppen kriecht eine schlaffe Gestalt, streckt die Hand nach Dita aus und fragt: „Nun?"

Sie reicht das Kuvert hin, der verkommene Mensch untersucht es aufmerksam, schüttelt mißbilligend den Kopf.

„Mehr hab' ich nicht," sagt Dita herb, „und nun gib mir das Fermoir um Gottes willen — damit ich endlich von hier wegkomme!"

Er greift in seine Tasche und reicht ihr ein kleines Päckchen. „Ach, Dita! Liebe Dita! Es geht nicht so, du mußt mir die Möglichkeit geben, wieder ein anständiger Mensch zu werden, und dazu, siehst du, dazu braucht man Betriebskapital. Du wirst jetzt so reich werden, du, die Braut des Fürsten Capito ... mit zweitausend Gulden ..."

„Was ich noch für dich tun kann, tu' ich ..."

Er aber packt sie beim Handgelenk. „Du bist grausam! Vergißt du denn ganz, was einst war?"

Da aber fährt sie auf: „Und was war denn einst? ... Als wir beide Kinder waren, du und ich, da spielten wir miteinander, und ich mochte dich nicht, weil du hinterlistig und boshaft warst; dann kamst du aus der Akademie, ein pomadisierter Fex, gebärdetest dich demütig verliebt — ich mochte dich nicht —"

„Und dann — dann wurdest du meine Braut," zischt er heiser vor Wut.

„Ja, deine Braut! ... Ich haßte dich, und ich ertrug nur ungern deine Nähe, und duldete, nein, Gott sei Dank! nicht ein einziges Mal deinen Kuß!" Damit will sie fort.

„Nein!" ruft er. „Nein, aber du sollst ihn dulden!"

Er faßt sie wie rasend in die Arme — sie stößt einen gräßlichen Schrei aus — im nächsten Moment hat er sie losgelassen, ist zurückgeprallt — Wolf Ruysbruk steht zwischen ihr und ihm — ein Messer blitzt in der Hand des Strolchs, es streift Ditas Arm, den sie schützend vor Wolf ausgestreckt hat, Wolf schwankt einen Augenblick, dann fällt er rücklings nieder. Der Vagabund ist verschwunden.

Sie ist allein mit dem jungen Mann, der blutend und hilflos zu ihren Füßen liegt, und dem Mond, der mit pausbäckiger Gleichgültigkeit zwischen die schattigen Kastanien hineinscheint.

Sie kniet nieder neben Wolf, versucht ihn zu stützen. Er öffnet die Augen ... „Gewiß, es war kein Mißtrauen ... ich hatte Angst um ..."

Alle Ziererei ist aus seiner Sprechweise verschwunden; aber sein Kopf ist schwer auf ihre Kniee herabgesunken, eine Minute krampft ein fürchterlicher Schrecken ihr Herz zusammen, dann Mitleid ... dann großer, wilder Schmerz! Sie fühlt, wie das Blut warm und rasch aus einer klaffenden Wunde fließt, die er sich beim Fallen in den Kopf geschlagen hat. Was soll sie tun, was mit ihm anfangen? Es ist schrecklich, wie rasch das Blut fließt!

Neben den dunkeln Kastanien rauscht ein breiter Bach, schwarz mit silbernen Lichtern besät. Dita legt Wolf mit zärtlicher Behutsamkeit nieder, sie nähert sich dem Bach, taucht ihr Taschentuch hinein und versucht damit die Wunde zu verbinden. Ach! es ist ein dünnes,

durchsichtiges Ding und rasch von dem Blut durchdrungen. Sie preßt die Hand auf die Wunde — Wolf öffnet die müden Augen. Er lächelt, als wäre ihm wohl.

„Wo haben Sie Ihr Taschentuch?" ruft Dita. Er macht eine Bewegung nach seiner Brust, sinkt kraftlos zurück. Dita versucht, in seine Brust zu greifen, ihre Hand zittert, ihre Finger sind wie verbrannt, eine schwüle Scheu überkommt sie — sie fährt zusammen, als habe sie ein glühendes Eisen angerührt, dann reißt sie die Spitzenschärpe von ihrem Hals und wickelt dieselbe fest um den blutenden Kopf.

Was nun? Wolf ist nur halb bewußtlos, aber völlig unfähig, sich zu bewegen. Soll sie ihn verlassen und nach dem Schloß zurückeilen, um Leute zu rufen? Ihn da schutz- und wehrlos allein liegen lassen? Soll sie warten, bis jemand zufällig vorüberkommt? Hier kommt nie jemand zufällig vorüber! Der Mond scheint hell durch das düstere Gezweig, scheint voll in das bleiche Gesicht, neben dem sie kauert — das schöne Gesicht, das endlich alle kleinliche Ziererei des vornehmen Dandytums abgestreift hat.

Und wieder öffnen sich die blauen Augen, und diesmal seufzt Dita: „Ich wage es nicht, Sie allein zu lassen, um Hilfe zu suchen."

Es ist, als ob sein Blick einem flüchtigen Gedanken nachjagte. „Es ist so schwer ... was könnten Sie sagen .... Wenden Sie sich an Cécile, sie wird etwas erfinden ... es wäre sonst ..."

„Ach, was denk' ich daran, was kompromittant und nicht kompromittant wäre, ich weiß nur eins, daß ich Sie beinahe das Leben gekostet habe!"

„Es stirbt sich gut so... für Sie!" haucht er mit einer sentimentalen Überschwenglichkeit, die er unter normalen Umständen als ganz „schauderhaft romantisch" verurteilt hätte.

„Aber ich will nicht, daß Sie für mich sterben!" ruft sie heftig aus.

Er lächelt traurig, dann greift er nach ihrem Kleid. „Sie verzeihen schwer!" murmelt er.

Da fühlt er, wie eine Träne brennend heiß auf seine Stirne niedersinkt. Das ist das Letzte, von dem er Kenntnis hat; ein roter Nebel umzieht ihn, eine rote Last liegt stechend, beklemmend auf seiner Brust — dann sind alle irdischen Dinge für ihn ausgelöscht!

Dita nimmt seine kalten Hände in die ihren, sie nennt ihn hundertmal beim Namen — Wolf Ruysbruk rührt sich nicht mehr!

Dann sagt sie sich, daß es vernünftig ist, ihn zu verlassen, um Hilfe für ihn zu suchen, wenn Hilfe noch etwas nützen kann. In rasender Eile erreicht sie das Schloß. Es ist noch Licht im Salon, Cécile und Zino sitzen dort, die Goldmann hat sich zurückgezogen. Sie hat keinen Atem, findet keine Worte, sie hält die eine Hand an die Brust und deutet mit der andern hinaus. „Was ist Ihnen?" fragen die beiden wie aus einem Mund.

„Wolf... er liegt dort..."

„Wer? — Was?"

„Aber so kommen Sie doch schnell, er liegt dort an der Straße, er ist vielleicht tot — ich weiß nicht! Aber kommen Sie doch!"

Sie folgen ihr. Zino hat die Geistesgegenwart, einen Diener zu rufen, und so durcheilen sie den schwarzen Park und gelangen bald an den Schuppen — Dita weit voraus, getrieben von wahnsinniger Angst. Ein großer Schatten zeichnet sich dort am Boden ab, und entsetzt, die Arme ausstreckend, mit einem leidenschaftlichen Schluchzen deutet Dita auf Wolf. Sie packen ihn an, Zino und der Diener, fest und gleichgültig, wie man einen schweren Klotz, ein Möbel anpackt; in ihren Augen ist er nichts mehr als ein schweres, kaltes Gewicht. Cécile wendet weinend den Kopf ab, Dita fährt zornig dazwischen und legt ihre Hände Wolf unter die Achseln. Zino hatte ihn einfach bei den Armen genommen. „Sie tun ihm weh!" ruft sie außer sich.

Durch den blauen Dämmerschein fällt ein sehr böser Blick aus Zinos pechschwarzen Augen auf seine Braut!

Sie trugen ihn in das Schloß — Dita sah ihnen nach, während sie ihn die Treppe hinauf in sein Zimmer schleppten. Sie kam sich so fremd vor, so überflüssig! Sie hörte oben Tritte hin und her gehen, sie hörte mehrere Türen sich öffnen und schließen, hörte ein Geräusch von Frauenkleidern und eine sehr platte Puppenstimme, und sie wußte, daß die Goldmann in ihre Rechte und an das Krankenbett getreten war.

Dann kam Zino die Treppe herab mit einem Diener, dem er genaue Instruktion gab bezüglich des Arztes, den er zu holen habe.

„Warum gehen Sie nicht selbst?" fragt Dita gereizt.

Zino verbeugt sich und sagt: „Wie Sie befehlen, Dita!"

Und während er auf den Wagen wartet, der ihn nach der nächsten Stadt befördern soll, fragt Dita: „Lebt er?"

Zino nickt.

„Haben Sie an Boris telegraphiert?"

„Ich weiß seine Adresse nicht einmal, auch die Gräfin weiß sie nicht."

„Telegraphieren Sie an das Hotel Chatham, er steigt immer dort ab, und telegraphieren Sie zugleich an die österreichische Botschaft, für den Fall, daß er in einem andern Hotel abgestiegen wäre."

Der Wagen ist vorgefahren, an der Türschwelle wendet sich Zino noch einmal um: „Sie legen ein sehr warmes Interesse für Wolf an den Tag," sagt er.

„Wie sollt' ich nicht! Ich bin vielleicht an seinem Tode schuld."

Zino zuckt die Achseln, beugt sich rasch über sie, um ihren Scheitel zu küssen, dann fährt der Wagen vor, er springt hinein und rollt fort.

Sie steht horchend an der Treppe, alles ist still geworden. Sie schleicht hinauf in den Korridor — eine Lampe flackert trüb unter ihrem grünen Schirm, kein Mensch ist zu sehen, nichts zu hören. Sie geht den

Korridor entlang, in der Vermutung, auf sein Zimmer zu stoßen. Sie sieht einen Lichtpunkt, eilt darauf zu, blickt durch eine halbgeöffnete Tür. Cécile sitzt auf dem Rand seines Bettes, stumm über ihn gebeugt, eine seiner kraftlosen Hände in der ihren.

Zu Häupten des Bettes steht die Goldmann, die üppige Gestalt von einem weißen, gestickten Morgenkleid umflossen, auf dem Kopf ein kokettes Häubchen mit blauem Band. Sie weint. Mehrere Becken mit blutigem Wasser stehen umher, Ditas Spitzenschärpe liegt auf dem Boden, sie haben ihm den wunden Kopf mit einem Tuche verbunden.

Ein Stubenmädchen kommt an Dita vorbei, um das blutige Wasser zu entfernen. Dita packt das Mädchen an. „Wie steht's?" Das Mädchen zieht das Gesicht in die Länge, hebt die Augen entmutigt zum Himmel und schüttelt den Kopf mit der Vorliebe solcher Leute, traurige Ereignisse im traurigsten Licht zu sehen, und schweigt!

Dita schluchzt auf. Die Goldmann läßt ihr Taschentuch von den Augen sinken und sieht mit verweintem Blick in den Korridor.

„Wünschen Sie etwas?" fragt sie.

„Ich wollte nur wissen, ob er noch lebt," murmelt Dita.

„Ja, er lebt!" Damit macht die Baronin mit großartiger Miene die Tür vor dem blassen Gesicht des armen Mädchens zu.

Dita geht in ihr Zimmer. Dort sitzt sie lange im

Dunkeln und horcht aus dem geöffneten Fenster hinaus, ob Zino zurückkommt. Eine Stunde vergeht — zwei Stunden vergehen!

Ihr Herz hat sich wund geschlagen in seiner wilden Unruhe — vergebens sucht sie noch zu horchen, sie hört nichts, als ein lautes Rauschen vor ihrem Ohr. Endlich sieht sie zwei Lichtpunkte in der Ferne, die wie große Leuchtkäfer durch das Dunkel fliegen. Das müssen die Wagenlaternen sein!

Sie steigt in das Vestibül hinab, tritt auf den Perron. Zino und ein langer, dünner Mann steigen aus dem Wagen. Dita legt ihre Hand auf Zinos Arm und bittet: „Nicht wahr, Sie berichten mir, wie's ihm geht?"

„Ja," erwidert Zino ungeduldig, und Dita sagt sich, daß auch s e i n langmütiges Vertrauen ein Ende gefunden hat, daß angesichts all dieser dunkeln Verwicklungen ihre Brautschaft in die Brüche geht. Was liegt daran?... Was liegt daran...!

Es ist einer jener Momente, in dem alle unsre Eitelkeiten vor unserem Herzen kapitulieren!

Da hüpft ein sehr leichter Schritt die Treppe herab — Zino Capito! Sie sieht zu ihm auf mit großen, hilflosen, hoffnungslosen Augen.

„Es ist nicht so schlimm — er kann davonkommen," sagt er hart.

Und Ditas Kopf sinkt auf ihre Brust, und sie murmelt: „Gott sei Dank!"

Da faßt sie Zino rauh bei der Hand. „Sind das nur Gewissensskrupel?" fragt er.

Sie versteht ihn erst nicht, dann ruft sie: „Und glauben Sie, daß es mir gleichgültig sein kann, wenn ein Mensch meinetwegen sein Leben einbüßt?"

„Selbst wenn Sie diesen Menschen nicht leiden können?"

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Fürst," sagt Dita, die Hand an den Kopf legend. „Nur das eine versteh' ich, daß Sie auch mißtrauisch geworden sind; ich nehme es Ihnen nicht übel."

„Aber ich bin nicht mißtrauisch, ich ... ich ..." ruft Zino und unterbricht sich.

„Sie sind nicht mißtrauisch, aber es müßte Ihnen unangenehm sein, Ihrer Mutter eine Braut entgegenzuführen, deren Ruf so kompromittiert ist, wie der meine es durch diese Nacht sein muß. Ich gebe Sie frei! ..."

Zinos Gesicht wird gelb, es verzerrt sich, wie man gar nicht glauben möchte, daß ein so schönes, heiteres Gesicht sich verzerren könne, seine Augen leuchten unheimlich. „Aber wer sagt Ihnen, daß ich Sie freigebe?" ruft er. Dann, sich plötzlich bezähmend: „Verzeihen Sie, die Angst, Sie zu verlieren, macht mich toll. Wie konnten Sie nur glauben, daß Sie irgendein unangenehmer Zufall verdächtigen könnte! Nein, nie! Ich glaubte, Sie hätten nur eine Ausrede gesucht, mich los zu werden. Ach, Dita! Begreifen Sie denn nicht, daß mit Ihnen mein letzter Engel aus meinem Leben scheidet!"

Da legt Dita ihre Hände in die seinen; aber ihre Hände sind eiskalt!

„Und haben Sie gar keine Unruhe, keine Neugier, zu erfahren, in welcher Beziehung dieser Vagabund zu mir steht, mit dem ich mir" — bitter — „nächtliche Zusammenkünfte gebe!"

„Es muß irgendein armer Verwandter von Ihnen sein."

„Nein, es war mein Bräutigam . . .! Fahren Sie nicht so zusammen, ich habe ihn nie leiden können — aber seine Mutter war eine Jugendfreundin meines Vaters, und die beiden faßten den Entschluß, ihre Kinder zu verloben. Als Albert später kassiert wurde, hat sich seine Mutter umgebracht. Meine Brautschaft hatte keinen Eindruck auf mich hinterlassen, und ich schämte mich nur, all das Mitleid, das mein Vater in seinen Briefen nach Nizza an mich richtete, nicht zu verdienen. Dann starb mein Vater. Ich mußte nach Prag zurück — und eines Tages erhielt ich einen erbärmlichen Bettelbrief, dann noch einen, und seit der Zeit bin ich verfolgt worden."

„Und so weiter," sagt Zino gleichgültig; das ist in diesem Fall die höchste Höflichkeit. „Wie aber kommt Ruysbruk in die Geschichte?"

„Graf Ruysbruk war mir zu meinem Stelldichein gefolgt."

„Ah, er hat spioniert?"

„Sagen Sie das nicht. Er hat für mich gefürchtet; mein Schutzengel führte ihn, und jedenfalls hat er mir viel mehr als mein Leben gerettet. Der andre muß ihn im Dunkel für Sie gehalten haben, darum wird

er wohl in seiner eifersüchtigen Wut über ihn hergefallen sein."

„Armer Wolf!" sagt Zino und zuckt die Achseln.

Dita wartet noch im Vestibül unten, bis der Arzt herunterkommt und Zinos Worte bestätigt. Dann reicht sie Zino die Hand, der Fürst küßt sie mit Leidenschaft, und sie zieht sich zurück.

„Ist es Vertrauen oder hat Wolf Ruysbruk recht und es ist nur Gleichgültigkeit, was er dieser Geschichte entgegenbringt?" fragt sich Dita, während sie in der grauen Dämmerung — der Morgen kriecht schon rötlich den Himmel empor — in ihrem Zimmerchen sitzt, müde und wach. — „Ist's Liebe, was er für mich fühlt, oder bloß Leidenschaft? ... Doch was kümmert's mich, ich bin versorgt ... versorgt ... versorgt!" ruft sie bitter, und zwei große Tränen rollen über ihre Wangen.

Einunddreißigstes Kapitel

In Venedig

Dita hat Aldringen verlassen, schon am Morgen nach jener schrecklichen Nacht ist sie hinüber nach Ilmenstein. Dort hat sie, eine totenblasse, schweigsame Braut, täglich den Besuch Zino Capitos empfangen. Lis überschüttet Zino mit verwandtschaftlicher Liebenswürdigkeit, der musikalische Hofmeister nennt ihn einen „aristokratischen Scharlatan" — was er dar-

unter versteht, weiß man nicht recht, jedenfalls nichts Schmeichelhaftes für Capito. Lis ergreift die Gelegenheit, gegen ihren alten Liebling für ihren neuen eine Lanze zu brechen.

„Fürst Capito," sagt sie, „kann sich Äußerungen erlauben, die andre Leute sich nicht erlauben dürften — on n'est pas impunément de bonne famille!"

Seit dieser Zeit schweigt der Hofmeister.

Hedwig spielt noch immer eine stumme Rolle, mit offenem Haar und wenig verhüllten Schultern, und eines Tages erscheint eine kleine Frau mit einem feingeschnittenen Gesichtchen und weißlichen Haaren, einen schwarzen Mops in den Armen, eine magenkrank aussehende Jungfer und einem in tiefster Hochachtung beständig ersterbenden Diener hinter sich, und nimmt Dita in die Arme und ruft: „O, du Glückspilz! ... Ich bin so froh ...!"

Und zwei Tage darauf zieht Dita mit dieser selben dicken, kleinen Frau von Ilmenstein fort, zieht in einen großen Palast mit kaltem Steinfußboden nach Venedig!

Die alte Fürstin Capito hat Dita einen zurückhaltenden, aber immerhin genügend höflichen Brief geschrieben — Fürst Zino hat den Wunsch ausgesprochen, nach Ablauf der nächsten sechs Wochen zu heiraten — und Dita hat gleichgültig müde zugesagt!

Zweimal die Woche diniert Zino in dem Palazzo B ... mit seiner Braut bei der Baronin Wenckendorf, alle Abend darf er den Tee dort nehmen, manchmal bei besonders schönen Nächten, die Damen bei einer

Gondelfahrt begleiten. Täglich überschüttet er Dita mit Blumenspenden, da sie andre Geschenke durchaus von ihm nicht annehmen will.

Auch Hedwig Albano ist wieder in Venedig, Dita erfährt es zufällig. Einmal, da sie mit Wera und Zino ausgefahren, und Zino in der Gondel geblieben ist, während Wera mit ihrer Freundin einen lästigen Besuch abmacht, finden die beiden Damen, in die Gondel zurückkehrend — Zino, den Ellbogen am Knie, den Kopf in der Hand, mit weit aufgerissenen, mutwillig blitzenden Augen, zu einem Balkon hinaufstarrend. Im selben Moment fällt von oben eine Rose, die er sehr geschickt in der Luft auffängt.

Dita sieht empor und erblickt Hedwig. Ihr ist es nicht der Mühe wert, nur einen Gedanken an die ganze Sache zu verlieren, während Wera Wenckendorf Zino einen niederdonnernden Blick aus ihren kristallhellen Augen zuwirft. Zino sieht unbeholfen aus. „Es ist mir da eine Rose auf den Kopf gefallen, ich weiß nicht recht, woher ..." murmelt er. Wera wirft ihm einen zweiten vernichtenden Blick zu, Dita aber fängt zum erstenmal vielleicht seit ihrem venezianischen Aufenthalt herzlich zu lachen an.

Zino runzelt zornig die Brauen und schleudert die Rose in den Kanal.

⊕ ⊕ ⊕

Eines Tages kam ein Brief an Wera aus Aldringen. Es war beim Frühstück, und Dita saß

gerade hinter der silbernen Teemaschine und machte den Tee.

Wera las den Brief durch und legte ihn dann sehr gleichgültig weg.

„Wie geht's Cécile?" fragt Dita kleinlaut.

„O, sehr gut! Sie fragt, ob ich von hier aus nicht etwas leichte, amüsante Lektüre senden könnte?" — den Brief noch einmal besehend — „Rekonvaleszentenlektüre! Das ist offenbar für Wolf. Hast du eine Ahnung davon, was diesem steifleinenen Prinzipienreiter gefallen könnte?... Was er nicht schon gelesen hat?"

„Beiläufig," murmelt Dita, rot werdend und wegschauend.

Den Vormittag bringt sie damit zu, in Münsters Buchhandlung am Markusplatz eine Anzahl von Büchern zu wählen, da Wera Wenckendorf zu diesem Geschäft zu träge ist.

Wera sendet die Bücher den nächsten Tag nach Aldringen ab, mit der Erläuterung: „Dita hat die Bücher ausgesucht — hoffentlich werden sie dem Geschmack Deines Bruders entsprechen."

„Was ich vergaß...! Ist die Goldmann noch in Aldringen?" fragt Dita ihre Freundin.

„Natürlich! Die wird doch diese glänzende Gelegenheit, ihren Feldzugsplan auszuführen, nicht unausgebeutet lassen," sagt Wera. „Tag und Nacht ist sie nicht von seinem Lager gewichen. Das Verhältnis wird allgemein als eine verschwiegene Brautschaft angenommen."

Dita seufzt. Am Abend findet sie zufällig Céciles Fermoir, das ihr der geheimnisvolle Adalbert bei jener nächtlichen Zusammenkunft richtig zurückerstattet hatte. Sie erschrickt; sie hatte es über den traurigen Ereignissen vergessen. Sich mit einer Auseinandersetzung an Cécile zu wenden, fällt ihr zu schwer. Sie schreibt an Boris, und zwar folgendermaßen:

„Bitte, stellen Sie Ihrer lieben Schwester dies Fermoir zurück.

„Ihr Bruder wird Ihnen sagen, wie die Sache zusammenhängt.

„Ihrer Schwester küsse ich hunderttausendmal die lieben Hände, und Sie bitte ich, eine kleine nachsichtige Erinnerung zu bewahren in irgendeinem dunkeln Winkel Ihrer Seele für Dita Nikoltschjani."

Nachdem sie diesen Brief beendet, fragte sie sich, was ihr daran so sonderbar vorkam. Daß er gar keine Botschaft an Wolf enthielt? Was aber konnte sie Wolf sagen lassen? Sie zermarterte lange ihren Kopf. Einen Gruß ... eine Hoffnung auf baldige Besserung? Ach, das war alles so gewöhnlich. Ihm lag ja nichts daran, ob sie ihm etwas sagen ließ oder nicht!

Damit klebte sie das Kuvert zu, im nächsten Augenblick riß sie es jedoch wieder auf. „Es liegt ihm etwas daran!" rief sie und schrieb hastig als Nachschrift: „Ihren Bruder bitte ich, mir alle Unannehmlichkeiten zu verzeihen, die er um meinetwillen erleiden mußte."

So schickte sie den Brief ab. Sehr kurze Zeit darauf erhielt sie ein Schreiben von Boris.

Es war in einem warmen Ton gehalten und tat Dita so wohl, wie einem ein Kaminfeuer wohl tut an einem kalten Januartage. —

„Ich schreibe in Wolfs Zimmer," schloß der Brief, „er habe Ihnen gar nichts zu verzeihen, behauptet er, und sei für alle unangenehmen Kleinigkeiten reichlich belohnt durch das Bewußtsein, Ihnen einen Dienst geleistet zu haben, und bittet mich, Ihnen den Ausdruck seiner höchsten Verehrung zu Füßen zu legen! ... Nein, er läßt Ihnen die Hand küssen! Was mich anbelangt, so habe ich es wohl nicht nötig, Sie noch einmal zu versichern, daß ich Ihr grenzenlos ergebener Freund geblieben bin — obzwar Sie mir einen sehr großen Strich durch die Rechnung gemacht haben. Werden Sie glücklich! B. Ruysbruk."

Nachdem Sie diesen Brief gelesen hatte, brach Dita in Tränen aus. Sie sehnte sich danach, nur noch einmal in ihr kleines altväterisches Zimmerchen zurück zu können in Aldringen — in den süßen, hellen Frieden, fort aus dem bengalischen Hexenfeuer, mit dem ihre Brautschaft sie umgab. Und doch brachte sie denselben Nachmittag damit zu, mit Wera die letzten Kommissionen für ihre Ausstattung zu besorgen.

Auf dem Heimweg, nachdem sie die Gondel, die an der Piazzetta auf sie wartete, bestiegen hatte, kam Dita der Wunsch, in eine Kirche zu treten. Wera ließ vor der Kirche Santa Maria della Salute halten. Dunkle Schatten füllten schon die Kirchenkuppel und senkten sich über die aus Stein gemeißelte Pestallegorie

am Hochaltar herab. Einige verspätete Sonnenstrahlen glitten noch hie und da durch die hohen Fenster über die braunen Kirchenstühle. Schläfrig und langsam wimmerte ein in Moll übertragener Walzer von der Orgel herab.

Wie die beiden Damen auf den Hauptaltar zuschritten, sahen sie in einer Ecke etwas goldig aufglänzen — die Locken Hedwig Albanos, halb hinter einem Fächer versteckt. Neben ihr saß Zino Capito!

Wera fuhr zusammen, Dita jedoch zuckte mit keinem Muskel. Fromm kniete sie vor dem Hochaltar nieder und betete recht inbrünstig, und als sie wieder mit ihrer Freundin in der Gondel saß, da blickte sie heiter zu Wera auf.

„Wie ein Engel hast du dich benommen, Kind," rief die Russin. „Vollendet taktvoll, mir hat man, fürcht' ich, meinen Schrecken angemerkt. Zino benimmt sich unverzeihlich, aber er hat ein sehr gutes Herz. Wenn du einmal verheiratet bist, machst du aus ihm, was du willst."

Dita aber erwidert nur: „Nein, nein, Wera, es ist alles zu Ende — ich bin so froh!"

„Um Gottes willen, was fällt dir ein?" rief Wera. Aber alle so berechtigten Vorstellungen prallten an Ditas Herzenseigensinn ab.

Zino war eben im Begriff, seinen Frack anzuziehen, um zu der Baronin Wenckendorf zu gehen, da bekam er ein Etui und einen Brief. Das Etui enthielt Ditas Verlobungsring, der Brief folgende Worte:

„Ich bin Ihnen nicht böse, Prinz Zino, aber ich bin zu der Einsicht gekommen, daß ich zu Ihrem Glück nicht nötig bin. Und so halte ich mich für berechtigt, mein Wort von Ihnen zurückzuverlangen. Zugleich danke ich Ihnen vielmals für alle großmütige Liebenswürdigkeit, die Sie mir stets bewiesen haben und bleibe zwar nicht mehr Ihre Braut, wohl aber

Ihre aufrichtige Freundin

Dita Nikoltschjani."

Zino war wie vom Donner gerührt. Er stürzte zu Dita. Kaum eine halbe Stunde später kam er zurück, totenblaß, mit wild lodernden Augen. Er hatte nichts ausgerichtet! Er begriff nicht, wie er einer Frau so gleichgültig sein konnte. Mit großen Schritten ging er auf und ab. „Sie war nicht einmal eifersüchtig," murmelte er bitter, „sie freute sich über die passende Gelegenheit, mit mir brechen zu können. Sie findet es ehrlicher und besser, zu brechen — weil, o! — eine Kleinigkeit — weil sie mich nicht liebt! Und warum liebt sie mich nicht? Weil ihr dieser blonde Pedant im Kopfe steckt. Ich hab's ihr ins Gesicht gesagt!... Gemein das von mir... ärgert mich!"

Er setzte sich nieder, hielt lange den Kopf in der Hand, endlich sah er auf. „An mir soll's nicht fehlen, wenn sie nicht glücklich wird!" murmelt er. Er blickt suchend um sich, wie einer, der sich an etwas erinnern möchte. Schließlich öffnet er ein Fach seines Sekretärs, kramt längere Zeit zwischen einem Bündel alter Briefe,

nimmt dann einen davon, durchfliegt ihn, lacht mit müdem Spott und steckt ihn zugleich mit Ditas letztem Billett in ein Kuvert. Dann setzt er sich an seinen Schreibtisch, taucht eine Feder ein, hält sie lange zögernd über dem Papier — legt sie wieder nieder.

„Mein Gott!" ... er beißt die Zähne in die Lippen — „ich kann nicht! ... Wenn's noch Boris wär' ... aber er ... Wolf, mir ist's unbegreiflich!"

Lange sitzt er so, den Kopf in der Hand, dann taucht er die Feder ein zweites Mal ein, und diesmal schreibt er mit raschen, kräftigen Zügen zwei Seiten, faltet sie zusammen und steckt sie zu den zwei obenbezeichneten Dokumenten in das Kuvert, läutet und übergibt den Brief seinem Kammerdiener. „Rekommandiert!" sagt er kurz.

Der Kammerdiener bemerkt, daß es für heute zu spät sei.

„Nun, dann morgen früh!"

Der Kammerdiener geht. Zino blickt düster vor sich hin. „Nun, wenigstens werd' ich Boris eine Freude gemacht haben. Mein Gott! Was für ein Mensch ist das!" murmelt er. „Der ist imstande, zufrieden bei der Hochzeit zuzusehen und sich dann zu fragen, was ihm eigentlich in der Brust weh tut ... während ich ...! Ach, ich wußte gar nicht, wie lieb ich sie hab'!"

Zweiunddreißigstes Kapitel
Schluß

Es ist in Aldringen. Wolf liegt in einem großen Fauteuil, eine Reisedecke über den Knieen, blaß, sich selbst sehr unähnlich — schlecht rasiert, mit schlecht gestutztem Haar. Selbst seine Hände sind blaß geworden — schmal und weiß heben sie sich gegen den dunkeln Plüsch der Decke ab.

Auf langes, zärtliches Zureden hat ihn die Goldmann endlich verlassen, um sich etwas in der frischen Luft zu erholen, Boris hat sich ihm zugesellt und ihm mit seiner weichen, monotonen Stimme vorgelesen — eines von den Büchern, die Dita ausgesucht hat. Die graue Herbstdämmerung schleicht durch das hohe, kleinscheibige Fenster, ein echtes Klosterfenster, wie man es nur in alten Schlössern findet. Eine blutrote Weinranke flattert ängstlich und müde vor den Scheiben hin und her.

„Verdirb dir nicht die Augen, Ris," sagt Wolf matt.

Boris klappt das Buch zu. „Mir scheint, du hast ohnehin schlecht zugehört, mein armer Wolf."

Boris tritt etwas näher zu seinem Bruder und sieht teilnehmend in sein abgefallenes, weißes Gesicht.

„Willst du dich nicht niederlegen?"

„Ach nein!" ruft Wolf ungeduldig und wendet sich

mit einem echten Rekonvaleszentenschauder von dem Bett, in dem er wochenlang gelitten hat.

„Mit dem Gesundwerden geht's nicht so schnell, wie's anfangs aussah," sagt Boris kopfschüttelnd. „Was hast du nur, Alter?"

„Man pflegt mich zu gut," seufzt Wolf mit einem ängstlichen Blick nach der Tür.

„Bevollmächtigst du mich, sie nicht hereinzulassen?" fragt mit trübem Lächeln Boris.

„Wenn du es tun könntest, ohne sie zu verletzen, denn sie ist rührend in ihrer Sorgfalt. Arme Frau! Tag und Nacht hat sie bei mir gewacht, nicht wahr ... Tag und Nacht ..."

„Ja," sagt Boris trocken.

„Ich rechne ihr's sehr hoch an," murmelt Wolf verdrießlich, „aber im Grunde genommen geniert mich's doch.... Was werden die Leute gesagt haben?"

„Nun, die Leute haben gesagt, sie sei deine Braut," sagt Boris brüsk.

„Meine Braut?" Wolf öffnet die Augen weit, ungeduldig, zornig.

Immer grauer wird die Dämmerung — die rote Ranke ist schwarz geworden, immer trauriger wimmert der Herbstwind. Die Brüder sind stumm.

„Soll ich Licht machen?" fragt nach einer Weile Boris.

„Ich brauche keines." Wolfs Stimme klingt heiser und gebrochen. „Der Wievielte ist denn heute?"

„Der achte Oktober."

„Wird die Hochzeit bald sein?"

„Welche Hochzeit?"

„Nun, die Capitos!" erwidert er gereizt.

„Am Zwanzigsten."

„Habt ihr daran gedacht, ihr ein Hochzeitsgeschenk zu machen?"

„Ja, Cécile schickt ihr ein sehr schönes ziseliertes Halsband und ich einen Ring."

„Sie hat so schöne Hände," sagt Wolf vor sich hin.

„Etwas zu mager," bemerkt Boris.

„Es waren feste — ehrliche Hände."

Darauf erwidert Boris nichts mehr.

„Eine Kleinigkeit würde ich ihr auch gern schicken," fährt Wolf fort — „einen Fächer aus Perlmutter oder blondem Schildkrot.... Bah! Sie würde ihn nie tragen... sie hat's mir wohl heute noch nicht verziehen, daß ich ihr einen Moment lang mißtrauen konnte."

Eine rauschende Schleppe nähert sich der Tür. Wolf zuckt zusammen. Boris steht rasch auf und antwortet dem leisen Klopfen: „Mein Bruder schläft."

Das Rauschen verhallt.

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" murmelt Wolf bitter. „Über kurz oder lang muß ich doch... ich kann mich doch nicht gegen alle Frauen schlecht benehmen, mit denen ich zu tun habe," spottet er. „Ja, ich werde die Mietzi heiraten, und mit etwas Müh' und Fleiß werd' ich mich den beschränkten Geistes- und Herzensumständen meiner Frau anbequemen. Ich werde

dumme, blonde Kinder haben und mir's so lang vorlügen, daß ich zufrieden bin, bis ich's endlich glauben werde. Und, daß ich hätte glücklich sein können, werde ich hoffentlich vergessen. Ob man's vergißt?..."

Die Luft ist ganz grau geworden, und die schwarze Ranke klopft ans Fenster.

„Eil doch nicht so, Wolf. Ich glaube nicht, daß du der Goldmann in dem Maße verpflichtet bist, wie sie es dir eingeredet hat," sagt Boris nachdenklich. „Wenn mich nicht alles täuscht, so..."

Wieder rauscht ein Kleid durch den Korridor, aber diesmal klopft niemand, die Klinke wird niedergedrückt, ein leichter Schritt nähert sich den Brüdern — Cécile ist's.

„Wie geht's, Wolf?... Mach doch Licht, Boris, man sieht ja seine eigenen Finger nicht." Und dann, nachdem Boris die Kerzen angezündet hat: „Wie ihm die Wangen brennen... er fiebert schon wieder. Du solltest ihn nicht reden lassen, Boris. Ach, Männer wissen gar nicht, mit Kranken umzugehen," seufzt sie mit Überzeugung.

„Dagegen protestiere ich!" ruft Wolf.

„Alle Frauen können's freilich auch nicht," erklärt Cécile mit einem ausdrucksvollen Blick. „Ich hatte dir einen Brief gebracht, Wolf, aber unter den Umständen trag' ich ihn wieder weg."

„Laß doch wenigstens sehen, von wem er ist," sagt Wolf.

Cécile dreht das Kuvert hin und her. „Von ... ist das nicht von ...? Ja, von Capito!"

„Was kann denn der mir zu schreiben haben?"

„Gib den Brief her, Cécile, du siehst, daß ihn die Neugier mehr aufregt, als irgendeine Mitteilung es könnte. Ein rekommandierter Brief ... sonderbar ..."

Boris bricht ihn auf. „Soll ich dir ihn vorlesen, Wolf?"

„Ich bitte dich."

Boris liest:

„Lieber Ruysbruk!

Dita hat mit mir gebrochen. Sie hatte das vollste Recht dazu. Ich bin halb wahnsinnig. Ich wollte mich erschießen. Der Gedanke hielt mich zurück, daß mich auf der Welt niemand vermissen würde! Ich will jemand einen Dienst geleistet haben, eh' ich zum T..... geh'! — meinetwegen Dir, obzwar ich Dich nie leiden mochte und Dich jetzt hasse.

Ich schicke Dir zwei Briefe. Den von Dita erhielt ich heute, den von der berückenden Mietzi vor anderthalb Jahren in Petersburg. Vergleiche und wähle. Ich begehe eine schauderhafte Indiskretion, aber ich will Boris ein Vergnügen machen. Adieu! Antworte nicht.

Capito."

Ehe Boris dieses Schreiben zu Ende gelesen, hat Wolf schon Ditas Billett durchflogen, das der Baronin Goldmann ist in dem Kuvert stecken geblieben.

„Soll ich dir das auch vorlesen?“ fragt Boris, es mit einem maliziösen Lächeln hervorziehend.

„N... nein!“ sagt Wolf, hastig danach greifend. Er liest es durch und wird sehr grün. Ein Stein wälzt sich von seinem Herzen — aber einen kleinen Stich fühlt er dabei doch — dann bittet er um ein Kuvert, steckt das Billett hinein, schreibt ein einziges Wörtchen dazu und sagt: „Schick das auf ihr Zimmer, Cécile, und... wenn du kannst, erspar' mir eine Szene!“

„Hab' keine Angst, wenn es sich um meine Kranken handelt, bin ich energisch.“ Damit entfernt sich Cécile.

„Ich weiß eigentlich nicht, ob mein Verfahren korrekt ist,“ murmelt Wolf — „eine Indiskretion Zinos weiterzugeben... aber...“ — er drückt Ditas Zeilen an die Lippen. „Da lies, Ris, fest und ehrlich, wie ihre Hände, was?“ — und während Boris das Briefchen liest: „Meinst du nicht auch, daß sie vielleicht nicht so leicht mit Capito gebrochen hätte — wenn sie nicht —“

„Wenn sie's einem gewissen blonden Pedanten nicht längst verziehen hätte, daß er ihr einmal mißtraut hat. Ja, das meine ich!“ erklärt Boris mit seinem guten Lachen.

„Ach!“ seufzt Wolf mit tiefer Befriedigung.

Nach einer Weile sagt er leise: „Boris!“

„Was hast du denn noch?“

„Es hat mir die ganze Zeit schwer auf dem Herzen gelegen, daß ich dir an jenem Abend... du weißt, damals... so abscheuliche Sachen gesagt hab'...“

Boris schiebt die Brauen in die Stirn. „Mein

lieber Wolf, das hatte ich ganz vergessen!" beteuert er aufrichtig und reicht ‚Bravo rechts' die Hand.. Dieser umklammert sie fest mit seinen beiden Rekonvaleszentenhänden und haucht nur: „Du bist ein Engel, Ris! Es ist doch gut, wenn man einen Bruder hat!" —

Draußen wimmerte der Wind. Er erzählte den Bäumen Geschichten. Die Goldmann schrieb in ihrem Zimmer einen Brief an Wolf — einen Brief, der zehn Seiten lang wurde, und den er nie las!

⊕ ⊕ ⊕

In einer schäbigen, kleinen Sommerwohnung hat unsre Geschichte angefangen — in einer schäbigen, kleinen Sommerwohnung soll sie enden!

Wie vor drei Monaten sitzt Dita in dem kleinen Salon, der auch heute reich mit Blumen verziert ist. Nur waren es vor drei Monaten weiße und rote Rosen, die darin prangten, und jetzt sind es große Büsche von Erika, Ginster und Farnkraut. Und der Garten, der so grün war, ist rot und gelb geworden und seine Sandwege haben sich in lehmigen Sumpf verwandelt. Dita sitzt an demselben Fenster, an dem sie sich an ihrem Geburtstag ein kurzes Liebesglück gewünscht hat. Viel hat ihr das Schicksal gewährt — das nicht. Sie sieht hinaus in den Garten und sieht dann wieder in die schäbige, gemütliche Stube und lacht, wenn sie daran denkt, daß das Mädchen in dem blauen Tuchkleid — daß Dita Nikoltschjani je die Braut des Fürsten Capito war!

Nicht einen Augenblick bedauert sie, mit ihm gebrochen zu haben; sie sagt sich, daß ihr Leben zu Ende ist, daß es ihr nichts bieten wird, als eine Kette von Jahren, in denen es ihr höchster Genuß sein dürfte, von einem oder zwei hübschen, flüchtigen, längst entschwundenen Momenten zu träumen. Und damit beugt sie sich über ein Kleidchen, das sie für ein kleines Waisenkind fabriziert. Ja, ein kleines Waisenkind, und das heißt Minni Thalhausen, und das Kleidchen ist ein humoristisch trübes Hochzeitsgeschenk für Mina. Denn — Mina hat sich doch entschlossen! Sie liebt Thalhausen nicht mehr, gar nicht mehr, aber die drei Kinder haben ihr's angetan, und Ende November soll die Hochzeit sein.

Dita ist gar übel daran. Freilich hat ihr Mina eine Heimat unter ihrem Dach angeboten, aber nur traurig hat ihr Dita für ihre Güte gedankt. Sie ist allenfalls vermögend, aber nicht alt genug, um eine bescheidene Existenz allein zu führen. Sie hätte beinahe Lust, eine Stelle zu suchen und sich noch etwas zu ersparen. Sie weiß, daß Cécile eine Gesellschafterin gewünscht hat. Sie möchte Boris schreiben über ihre Lage, und ob Cécile ... Aber erst muß sie erfahren haben, daß Wolf von Aldringen fort ist, denn sonst .... O, wie ihr das Blut in die Wangen steigt!

Horch! War das nicht ein Wagen, der vor dem Hause hielt. Warum klopft ihr Herz, armes törichtes Herz!

„Fräulein! Ein Herr ist gekommen." Mit diesen

Worten tritt Ditas Mädchen ein und reicht ihr eine Karte.

Die Karte fällt Dita aus der Hand. „Führen Sie den Herrn herein," sagt sie leise, und Wolf tritt ein, blaß, abgemagert, zwei tiefe Falten um den Mund und dunkle Schatten unter den Augen.

Mit der manchmal so schädlichen Geistesgegenwart, die allen Frauen in kritischen Momenten ihre Gefühle verbergen hilft, faßt sich Dita.

„Wie geht's Cécile? Wie kommen Sie nach Böhmen?" fragt sie freundlich, nachdem die ersten konventionellen Begrüßungsformeln vorüber sind und sie ihm einen Sitz angeboten hat. „Es ist schön, daß Sie Zeit gefunden haben, mich zu besuchen."

„Haben Sie mich denn nicht erwartet?" sagt er enttäuscht, befremdet. Seine blauen Augen schämen sich nicht mehr, recht warm und ehrlich gefühlvoll dreinzuschauen.

„Nein," erwidert sie.

„Ich hatte schon Lust, mir einen Empfehlungsbrief von Boris mitgeben zu lassen, damit ich gut empfangen würde," sagt Wolf mit einem schwachen Lächeln.

„Das ist ein grausamer Scherz — Sie wissen, wie sehr ich Ihnen verpflichtet bin," erwidert Dita, jetzt doch etwas errötend. „Haben Sie mir verziehen?"

„Ich wollte Ihnen dieselbe Frage stellen," spricht er und hüstelt dabei. Ein Fenster steht offen, die kühle Herbstluft streicht herein.

Dita erhebt sich, um es zu schließen.

„Sie sind auf dem Wege nach Petersburg?... Man hätte Sie noch nicht reisen lassen sollen, Sie sind noch zu keinen Strapazen tauglich," sagt sie, und in der Tat zeigt sich's, wie er ihr helfen will, daß er nicht Kraft genug hat, das schwere Fenster zu schließen, und sich schwindlig an einer Stuhllehne halten muß.

„An allem bin ich schuld," ruft sie plötzlich mit sehr feuchten Augen. „Setzen Sie sich doch, ich will Ihnen ein Glas Wasser bringen."

Er hält sie zurück. „Dita!" ruft er, „ich bin nicht auf dem Wege nach Petersburg, ich bin nur um Ihretwillen hergereist, Boris hat mich begleitet. Sie hatten mir etwas geborgt, das ich Ihnen selbst zurückbringen wollte... und dann..."

Er hat ein kleines Päckchen hervorgezogen und es Dita gereicht. Sie öffnet es zögernd, rollt dann langsam eine Spitzenschärpe, aus der die geschickteste Wäscherin ein paar seltsam braune Flecken nicht ganz zu entfernen vermocht hat, um ihre Hand. Sie senkt den Kopf tief, tief — bleibt eingeschüchtert stumm.

Wolf aber nimmt ihre Hand und drückt sie an seine Lippen. „Dita!" haucht er leise. „Sie wollten nicht, daß ich für Sie sterbe, wollen Sie mir erlauben, für Sie zu leben?"

Sie fährt zusammen.

„Dita," sagt er rasch, „wollen Sie meine Frau werden?"

Sie sieht ihn an mit großen, feierlichen Augen.

„Nein, ich will nicht — ich habe Ihnen genug geſchadet, ich will Ihrem Leben kein Hemmſchuh ſein!"

Merkwürdig, es war ihr nie eingefallen, daß ſie dem Fürſten Capito nicht ebenbürtig ſei.

Wolf iſt noch ſehr ſchwach, zu ſchwach, um ein widerſpenſtiges Fenſter zu ſchließen, aber um das widerſpenſtige Mädchen an ſich zu ziehen, dazu iſt er ſtark genug. „Ein Hemmſchuh, Dita? — Nein, meine Stütze — mein Stolz!"

Und ... ſtill, Leſer! — Wir haben hier nichts weiter zu tun ... ſchleichen wir uns fort.

Es iſt ein Augenblick des Glücks, vor dem die Engel Wache ſtehen mit abgewandtem Geſicht. Sie weinen! — es tut ihnen leid, nicht Menſchen zu ſein! —

Ende

Im gleichen Verlage erschien von

Ossip Schubin

Im gewohnten Geleis. Roman
Geschenkausgabe 7 Mark

Vollmondzauber. Roman
Geschenkausgabe 7 Mark

In Engelhorns Romanbibliothek:

Die Heimkehr. (XIV. 7/8)
Erlachhof. (XXV. 9/10)
Im gewohnten Geleis. (XVII. 17/18)
Marška. (XIX. 4)
Maximum. (XX. 5/6)
Schatten. (X. 5)
Vollmondzauber. (XV. 17/18)

Zu haben in jeder Buchhandlung und auf Bahnhöfen

Beliebte humoristische Romane und Novellen aus

Engelhorns Roman-Bibliothek

Bei Bestellungen genügt Angabe d. römischen u. arabischen Zahlen

Bennett, *Ein großer Mann (XXIII. 16)
—„— Lebendig begraben (XXIX. 12)
de Bièvre, *Tante Baby (XVI. 12)
Böhlau, Altweimarische Liebes- u. Ehegeschichten (XIV. 3)
Brachvogel, Komödianten (XXVIII. 8)
de la Brète, *Mein Pfarrer und mein Onkel (VII. 14)
Daudet, Der Unsterbliche (V. 3)
—„— *Port Tarascon (VII. 7)
Dürr, *Die verschwundene Frau (XXVIII. 11)
Ernst, *Von kleinen und großen Leuten (XXII. 7)
Georgy, *Aus d. Memoiren einer Berliner Range (XV. 24)
Glahn, *Heiratstifter (XX. 12)
Glyn, Ambrosines Tagebuch (XX. 19)
—„— *Elisabeths Besuche (XVIII. 19)
—„— *Evangelines Schicksale (XXIII. 23)
Gyp, *Flederwischs Heirat (XIII. 7)
Haarhaus, *Das Glück des Hauses Rottland (XXIX. 20)
Harland, *Des Kardinals Schnupftabaksdose (XXI. 19)
—„— *Eine erlauchte Frau (XXII. 24)
—„— *Mein Freund Prospero (XXIII. 20)
Hirschberg-Jura, Die Villa des Gerechten (XXIV. 3)
Jerome, *Romanstudien (XII. 19)
Lehne, *Einsamkeit 19 (XXII. 23)
Lichtenberger, Die Kleine (XXVII. 11)
Lieblein, Kismet (XXVIII. 4)
Mac Grath, *Der Mann auf dem Bock (XXV. 8)
Mc Carthy, *Wenn ich der König wär'! (XXIII. 12)
Mewis, *Pastings Duve (XXVIII. 16)
Michelson, *Im Wagen des Bischofs (XXIII. 3)
Murray, Der Bischof in Not (XIV. 19)
Olden, *Die erste Krawatte u. and. Geschichten (XIX. 24)
Osbourne, *Liliput (XXIV. 16)

Die mit * bezeichneten Romane sind auch für junge Mädchen unbedingt zu empfehlen

Preis jedes Bandes 50 Pf., in Leinw. gebunden 75 Pf.

Beliebte humoristische Romane und Novellen aus

Engelhorns Roman-Bibliothek

Bei Bestellungen genügt Angabe d. römischen u. arabischen Zahlen

v. Roberts, *Preisgekrönt (VII. 1/2)
Sims, *Die junge Frau Kaudel (XXII. 16)
—„— *Erinnerungen einer Schwiegermutter (X. 17/18)
—„— *Möblierte Wohnungen (XI. 24)
Skowronnek, *Das rote Haus (XIX. 17/18)
—„— *Schweigen im Walde (XXVII. 13/14)
—„— Sommerliebe und andere Geschichten (XX. 20)
Stockton, *Eine schnurrige Geschichte (XI. 7)
Tompkins, *Das gastliche Haus (XXVIII. 12)
de Vere Stacpoole, *Die letzte Karte (XXVIII. 25/26)
Vielé, *Die Herberge zum silbernen Mond (XXV. 16)
Villinger, *Das Erbschweinchen u. a. Geschicht. (XXIII. 19)
—„— Die Dachprinzeß (XXIV. 20)
—„— Schwarzwaldgeschichten (VIII. 19)
—„— *Unter Bauern (X. 24)
Warner, *Leslie und ihre Verehrer (XXVIII. 20)
*** Was der heilige Joseph vermag (V. 7)
Wiggin, *Rebekka vom Sonnenbachhof (XXIV. 9/10)
—„— *Was sich in dem Gasthaus begab (XXVI. 15)
Williamson, *Mein Freund der Chauffeur (XXVII. 25/26)
v. Wolzogen, Der Bibelhase (XXV. 15)
—„— Der Kraft-Mayr (XIV. 1/2)
—„— Der Thronfolger (VIII. 12/13)
—„— Die arme Sünderin (XVIII. 1/2)
—„— *Die Erbschleicherinnen (XII. 1/2)
—„— Die Kinder der Exzellenz (IV. 18)
—„— Die kühle Blonde (VII. 12/13)
—„— Die tolle Komteß (VI. 1/2)
v. Zobeltitz, F., *Das Heiratsjahr (XVI. 13/14)
—„— *Der Backfischkasten (XIX. 1/2)
—„— *Eva, wo bist du? (XXVI. 13/14)
v. Zobeltitz, H., Die Tante aus Sparta (XVII. 15)
—„— Lichterfelderstraße Nr. 1 (XXVII. 16)

Die mit * bezeichneten Romane sind auch für junge Mädchen unbedingt zu empfehlen

Preis jedes Bandes 50 Pf., in Leinw. gebunden 75 Pf.

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Die Elektrizität
und ihre Anwendungen

Von Dr. L. Graetz,
Professor an der Universität München
:: Mit 667 Abbildungen ::
16. Auflage (67.—76. Tausend)
Preis eleg. gebunden 9 Mark

Professor Dr. Kübler, Dresden
schreibt über das Buch in „B. u. H. Z.":

„Wenn mich jemand fragte, welches Buch ich ihm für mühelose, d. h. leichtverständliche Einführung in das weite Gebiet der physikalischen Grundlagen der Elektrotechnik, das ist der Anwendungen der Elektrizität, empfehlen könnte, so würde ich, ohne mich einen Augenblick zu besinnen, aus vollster Überzeugung sagen: Den Graetz.

Es gibt nur einen ‚Graetz', es gibt auf dem Gebiete nichts Besseres und es dürfte auch nicht ganz leicht sein, etwas Besseres zu schaffen . . ."

Kurzer Abriß der Elektrizität

Von Dr. L. Graetz,
Professor an der Universität München
:: Mit 170 Abbildungen ::
Siebente vermehrte Auflage (31.—35. Tausend)
Preis elegant gebunden 3 Mark 50 Pfennig

Dinglers polytechnisches Journal:

Unterstützt von zahlreichen guten Abbildungen und einer allen Anforderungen Rechnung tragenden Ausstattung, ist dieses Werk als einer der besten Beiträge auf dem Gebiete der populären elektrotechnischen Literatur zu bezeichnen. A. P.

Zeitschrift für Elektrochemie:

Graetz ist einer der erfolgreichsten Schriftsteller auf dem Gebiete der elementaren Darstellung über Elektrizität. Ref. kennt kein besseres Buch für den ersten Anfang elektrischer Studien. Der Anfänger, der begonnen hat, es zu lesen, wird es auch durchlesen. H. D.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Leslie und ihre Verehrer. Von **Anne Warner.** Aus dem Englischen.

Mit ganz köstlichem Humor und Witz sind hier die Erlebnisse einer jungen amerikanischen Witwe in englischer, amerikanischer und deutscher Gesellschaft geschildert.

Der Roman einer Hofdame. Von **Ruth Freifrau von Gagern-Kospoth (Ruth Gräfin Fau).** 2 Bände.

Dieser anmutig indiskrete Roman der ebenso gewandten wie klugen und sachverständigen Verfasserin gibt ein treues Spiegelbild jener undurchsichtigen Verhältnisse, die dem Uneingeweihten eine ununterbrochene Reihe von Glück und Rausch zu sein scheinen, in Wahrheit aber ein Gewebe intimster Tragödien sind.

Der Inspektor auf Siltala. Von **Harald Selmer-Goeth.** Aus dem Schwedischen.

Ein einsames Gut in Finnland ist der Schauplatz dieser außerordentlich unterhaltenden Geschichte, deren Held, ein durch den Alkohol bedenklich angebrannter gräflicher Junggeselle, sich auf eine ebenso erfreuliche wie amüsante Weise kurieren läßt.

Der Nebelreiter und andere Geschichten. Von **Helene Raff.**

Die fünf Novellen dieses prächtigen Bandes erzählen von ernsten seelischen Konflikten, zumal von den Irrungen, darein die Handelnden durch eigene und fremde Schuld verstrickt werden. Wir sehen sie ringen und leiden, bis eine Schicksalswende oder ein befreiender Entschluß die verworrenen Fäden zerreißt und dem inneren Recht zum Siege verhilft.

Die letzte Karte. Von **Henry de Vere Stacpoole.** Aus d. Englischen. 2 Bde.

Die herzerfrischende Salzluft der irischen Westküste weht durch diese ergötzliche Erzählung, in welcher der prachtvoll gezeichnete Pferdezüchter Michael French durch den Sieg seines einzigen, zärtlich aufgezogenen Rennpferdes Garryowen vor dem gänzlichen Ruin bewahrt wird.

Neunundzwanzigster Jahrgang

Die Liesegang-Mädchen. Von **Victor v. Kohlenegg.** 2 Bände.

„Das Glück bei den Frauen, das Leid bei den Heißen — diese bittere Lebenswahrheit ist der Inhalt des Romans. Es ist ein kunstvoll gebautes, ein menschlich gemütswarmes Buch, das nicht nach irgend einer Richtung schielt, sondern nichts andres will, als mit starkem schöpferischen Willen und Können zu den Gemütern derer zu sprechen, denen auch der Alltag des bürgerlichen Lebens genug der Nachdenklichkeit bietet."

(Kölnische Zeitung.)

Die Herzogin von Plaisance. Von **Richard Voß.**

In dieser romantischen Geschichte, die sich auf eine wahre Begebenheit gründet, läßt der berühmte Verfasser die sonnendurchglühten Höhen Hellas' vor uns erstehen, eines Hellas von heute, das in dem geheimnisvollen Widerschein längstvergangener heroischer Zeiten erstrahlt.

Seine Stunde. Von **Elinor Glyn.** Aus dem Englischen.

Wohl selten ist der eigentümlich komplizierte russische Nationalcharakter besser beobachtet und schlagender gezeichnet worden als in diesem höchst unterhaltenden und spannenden Roman.

Allzumal Sünder. Von **Charlotte Niese.** 2 Bände.

Ein meisterhaft geschriebenes Buch der rühmlichst bekannten Verfasserin, dessen spannende, im heutigen Hamburg spielende Handlung den Leser ebenso packt wie der hohe sittliche Ernst, der sich häufig hinter schalkhaftem Humor und feiner Satire verbirgt.

Der Mann im Keller. Von **Palle Rosenkrantz.** Aus dem Dänischen.

Ein vorzüglich erzählter, von Anfang bis zu Ende spannender Kriminalroman, dessen literarische Qualitäten der Name des unsern Lesern bestens bekannten Verfassers gewährleistet.

Stille Wasser. Von **Emmi Lewald (Emil Roland).**

Vier künstlerisch vollendete Erzählungen der bekannten Schriftstellerin, die in sehr verschiedenartigen Umgebungen spielen — im engen Rahmen norddeutscher Kleinstädte, im Zauberkreise Roms, dem historischen Palast eines alten Adelsgeschlechts und einem wilden einsamen Bergnest über dem Luganersee.

Ruhm. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Der neueste Roman der allbeliebten Erzählerin zeichnet in außerordentlich packender Form den Meteorflug einer mittelmäßigen Schriftstellerin, die durch ihren Ehrgeiz und ihre niedrige Sucht nach Ruhm und Stellung auf eine schiefe Bahn gezerrt wird und unaufhaltsam abwärts treibt, bis sie sich nicht mehr scheut, sich mit fremden Federn zu schmücken.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

BOOKS REQUESTED BY ANOTHER BORROWER ARE SUBJECT TO RECALL AFTER ONE WEEK. RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE RECALL

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

D4613 (12/76)

Roberts B
Brète.

Ein sehr
haltender
großangele
Träumer
nem Vater
wird, mit
geht und
getroffene
rascht.

Lebendig
Senne

Ein bede
hafter Sc
Tod seine
Jahre offi
schwinden
weiterzule
ordentlich
Geschichte.

Musikstud
Von

„Wunde
sind die Sc
sowie die
und aufri
geistreiche
der fesseln
Gedicht a
über die
hebt." (M

Misericor

Dieser
großen T
läßt uns
moralisch
schen du
Liebe ei
natur mi

Das woll
Bord

Eine t
diesem ri
schen Ser
gegen; es
der diese
logie, Sc
nicht mit
und Ant

Der Tra
Von

Die
erzählt
geschichte
der aus
zu einem
chen in der
versteinernden Wirklichkeit erwacht —
wohl das Bedeutendste, was die Dichterin bisher geschaffen hat.

Aufschwung wie in ihren stilleren, vom Wege abseits liegenden idyllischen Episoden.

T 27

3 1175 00787 5951

Dreißigster

Der Schläfer von Sulz.
Von **Hermann Stegemann.** 2 Bde.

So lebendig die ganze landschaftliche Umwelt und das Volksleben geschildert sind, das Werk erhebt sich doch weit über die Dorfgeschichten gewöhnlicher Art und wächst zu einem Drama empor, in dem der alte Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen dem Idealismus einer hochgestimmten Seele und den brutalen Mächten des Stumpfsinns und der Selbstsucht durchgekämpft wird. Besonders in Pfarrerskreisen wird das interessante Buch zweifellos lebhaften Widerhall finden, aber auch sonst möchte man ihm recht zahlreiche Leser wünschen.

(Staatsanzeiger für Württ.)

Du mußt mir glauben!
Von **Hanns von Zobeltitz.**

Der allbekannte und allbeliebte Verfasser hat hier einen Vorwurf von ganz besonderen Spannungsmomenten behandelt, einen scharf pointierten Stoff aus unseren Kolonieen. Aber der große Reiz der Erzählung beruht keineswegs nur auf diesem glänzend entwickelten kriminellen Vorwurf, dessen Behandlung den Leser bis zur letzten Seite in stärkster Erregung hält. Es ist vielmehr die feine psychologische Begründung, es sind tiefe Seelenvorgänge, die der reifen Dichtung ihren großen Zauber verleihen und ihre nachhaltige Wirkung.

Paul Becks Untersuchungen.
Von **M. Mc Donnell Bodkin.**

Eine Reihe glänzend geschriebener Kriminalgeschichten, deren Held, der den Lesern von Engelhorns Romanbibliothek wohlbekannte Detektiv Paul Beck, sich auch hier das Interesse und die Bewunderung seiner zahlreichen Freunde zu erhalten weiß.

Das Heiratsdorf.
Von **Nanny Lambrecht.** 2 Bände.

Ein außerordentlich packender Wallonenroman der begabten Schriftstellerin mit der ganzen Eigenart Lambrechtscher Darstellung. Amüsante Typen, urwüchsige Milieuschilderung, eine hinreißende Handlung — das sind die Merkmale dieses glänzend geschriebenen Buches, das wir mit Freude und Befriedigung aus der Hand legen.

In der Schuld und andere Geschichten.
Von **Hermine Villinger.**

Die Gestalten Hermine Villingers stehen alle in überraschender Lebendigkeit vor uns; frischer köstlicher Humor wechselt mit tragischer Größe, und sei es nun, daß die Verfasserin uns zu ihren besondern Vertrauten, den Schwarzwalder Bauern, führt oder uns das innere Werden eines begabten Lehrerssohnes miterleben läßt — stets stehen wir im Bann ihrer außerordentlichen erzählerischen Begabung und künstlerischen Reife.

Meine Töchter. Von **Dora Melegari.**
Aus dem Französischen.

Die den Lesern von Engelhorns Romanbibliothek wohlbekannte Verfasserin zeigt sich in diesem höchst anziehenden Roman wieder als vorzügliche Kennerin weiblichen Seelenlebens. Außerordentlich fein ist es, wie sich in den Charakteren der drei Töchter die Natur der erzählenden Mutter spiegelt, wie die Töchter sich im Sturm der Leidenschaften durch Lüge und Unglauben hindurch entwickeln und läutern müssen.

Bravo rechts! Von **Ossip Schubin.**
Zwei Bände.

In überaus packender Weise und munter schillernden Farben zeichnet Ossip Schubin hier ein treffendes Bild der bevorzugtesten Kreise des böhmischen und österreichischen Adels. Wundervoll frisch und lebendig sind diese Gestalten gesehen, ist die atemraubend spannende Handlung erzählt, während ein prickelnder Humor das Ganze durchzieht.